

# Aufklärung und Kritik

Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie  
Herausgegeben von der Gesellschaft für kritische Philosophie Nürnberg  
und der Kellmann-Stiftung Humanismus und Aufklärung, München

## Schwerpunkt: Karlheinz Deschner

### *Autoren:*

*Georg Batz, Gerhard Besier, Karl Corino, Gerhard Czermak, Karlheinz Deschner, Jean Forest, Hermann Gieselbusch, Horst Herrmann, Norbert Hoerster, Bernulf Kanitscheider, Helmut F. Kaplan, Ludger Lütkehaus, Nelly Moia, Hubertus Mynarek, Johannes Neumann, Milan Petrovic, Ingo Petz, Armin Pfahl-Traugher, Hermann Josef Schmidt, Michael Schmidt-Salomon, Blake Lee Spahr, Helmut Steuerwald, Klaus Uppendahl, Klaus Vowe, Hans Wollschläger, Franz M. Wuketits*

**Sonderheft 9**

**Sonderheft 9/2004**

**ISSN 0945-6627**

### Mitherausgeber:

Prof. Dr. Hans Albert (Heidelberg)  
Prof. Dr. Gerhard Besier (Heidelberg)  
Prof. Dr. Dieter Birnbacher (Düsseldorf)  
Prof. Dr. Franz Buggle (Freiburg)  
Prof. Dr. Noel Felici (Grenoble)  
Prof. Dr. Dietrich Grille (Erlangen)  
Prof. Dr. Rainer Hegselmann (Bayreuth)  
Prof. Dr. Hans Henning (Weimar)  
Prof. Dr. Horst Herrmann (Münster)  
Prof. Dr. Eric Hilgendorf (Würzburg)  
Prof. Dr. Norbert Hoerster (Mainz)  
Prof. Dr. Bernulf Kanitscheider (Gießen)  
Prof. Dr. Christof Kellmann (München)  
Prof. Dr. Mark Lindley (Boston)  
Prof. Dr. Erich H. Loewy (Sacramento)  
Prof. Dr. Ludger Lütkehaus (Freiburg)  
Prof. Dr. Hubertus Mynarek (Odernheim)  
Prof. Dr. Johannes Neumann (Tübingen)  
Prof. Dr. Vallabh Patel (Neuburg)  
Prof. Dr. Gerard Radnitzky (Trier)  
Prof. Dr. Hans-Martin Sass (Bochum)  
Prof. Dr. K. A. Schachtschneider (Nürnberg)  
Prof. Dr. Hermann J. Schmidt (Dortmund)  
Prof. Dr. Peter Singer (Princeton)  
Prof. Dr. Anton Szanya (Wien)  
Prof. Dr. Ernst Topitsch (Graz) †  
Prof. Dr. Gerhard Vollmer (Braunschweig)  
Prof. Dr. Franz M. Wuketits (Wien)

# Editorial

Die politische Freiheit gehört nicht zu den Dingen, die man dauerhaft besitzen kann. Sie muß ständig neu erkämpft und durch Institutionen gesichert werden. Sie verlangt Engagement und zur rechten Zeit auch Opferbereitschaft, will man nicht selber eines Tages das Opfer politischer Gewalt sein.

Freies Denken und rationales Handeln werden heute von drei Seiten zugleich angegriffen oder unterminiert: auf der materiellen Ebene verdrängen Gewalt oder Gewaltandrohung zunehmend das rationale Ringen um Kompromisse. Auf der geistigen Ebene vergrößert sich die Schar der Relativisten und Nihilisten, die die Suche nach Wahrheit aufgegeben haben und vernünftige Argumente als Rhetorik und Propaganda betrachten. Die Dritten im Bunde unkritischer Irrationalisten sind jene Dogmatiker und Fundamentalisten, die sich im Besitz der Wahrheit glauben und sich seit jeher die Ohren gegen jedes bessere Argument verstopfen.

Die Anhänger von Gewalt haben erreicht, daß in einigen Teilen Europas sich wieder Nationalismus und Fremdenhaß breitmachen. Die Fundamentalisten sorgen dafür, daß allenthalben neue Religionen und Okkultismus Zulauf finden. Die postmodernen Nihilisten liefern diktatorischen Systemen die Ideen, mit denen die Forderung nach mehr Menschenrechten als eurozentrisches Vorurteil zurückgewiesen werden können.

**Aufklärung und Kritik** ist eine Absage an Gewalt, Fundamentalismus und Nihilismus. Sie will der "Gleich-Gültigkeit" aller Meinungen und Werte, die zur politischen Gleichgültigkeit führt, genauso entschieden entgentreten wie dem blinden Engagement für irgendwelche Überzeugungen.

Im Kleinen möchte sie demonstrieren, daß die verschiedensten Meinungen hören muß, wer die beste auswählen oder zu ganz neuen Ansichten kommen will. Daher werden hier außer Fachleuten aus Philosophie, Politik und anderen Bereichen auch die zu Worte kommen, die sich mit den Lehren der Denker kritisch auseinandersetzen und sie zu leben versuchen.

**Aufklärung und Kritik** sieht sich einer der ältesten Traditionen der Menschheit verpflichtet – älter als Christentum und Islam –, nämlich der Tradition des kritischen Denkens, das sich bis in die Zeit der frühesten griechischen Philosophen zurückverfolgen läßt.

Kritisches Denken will die Menschen dazu bringen, von sich aus jegliche Bevormundung religiöser oder säkularer Art zurückzuweisen und die Verantwortung für ihr Leben selber in die Hand zu nehmen; sich von Abhängigkeiten aller Art zu befreien; aber auch die Augen vor den eigenen Fehlern nicht zu verschließen, sondern gerade aus diesen zu lernen, wie ein besseres Leben möglich ist.

Aufklärung und Kritik sind nicht Modeerscheinungen. Daher sind sie nicht an Epochen gebunden, sondern immer wieder neu zu belebende Elemente der Menschheitsgeschichte. Die Ideale einer zweieinhalbtausendjährigen Aufklärung sind zum zeitlosen Besitz der Menschheit geworden. Ihre Realisierung wird von fast allen Völkern der Welt, wenn auch nicht von deren Herrschern, angestrebt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Rechtsstaatlichkeit, Gewaltenteilung und Demokratie; der Glaube an die problemlösende Macht der Vernunft, Erziehung und Wissenschaft; der Wille zu unblutigen Gesellschafts- und Staatsreformen; die Kritik der Religionen, sofern sie uns bevormunden, verbunden aber mit dem Toleranzgedanken.

Zu den Denkern dieser Tradition zählen unter vielen anderen Sokrates, Demokrit und Epikur genauso wie Spinoza, Erasmus, Hume, Voltaire, Smith und Kant. Auch nach der "Aufklärung" des 18. Jahrhunderts blieb die Idee von Aufklärung und Kritik lebendig durch Bentham, Feuerbach, Marx, Mill, Dewey, Darwin, Russell u.a. In unserer Zeit erfuhr sie erneut einen Aufschwung durch die Philosophen des Wiener Kreises und des kritischen Rationalismus, vor allem durch den österreichisch-englischen Philosophen Karl Raimund Popper.

# Inhalt

<i>Hans Albert</i>	
Vorwort .....	3
<i>Hermann Josef Schmidt</i>	
Transformierte Jagdleidenschaft: Christentumskritischer Aufklärer als Mutmacher .....	6
<i>Karlheinz Deschner</i>	
Warum man zu Lebzeiten nicht aus seiner Haut fahren kann .....	22
<i>Michael Schmidt-Salomon</i>	
„Wer die Welt erhellt...“ .....	27
<i>Ludger Lütkehaus</i>	
Der „gerontologische“ Beweis .....	48
<i>Karl Corino</i>	
Brief an Karlheinz Deschner .....	49
<i>Hermann Gieselbusch</i>	
Deschner bei Rowohlt .....	51
<i>Hans Wollschläger</i>	
Leitfaden a priori .....	62
<i>Johannes Neumann</i>	
„Die hasserfüllten Augen des Herrn Deschner“.....	71
<i>Klaus Vowe</i>	
„...es ist ein Leben, ob man weint oder lacht...“: Von der schönen Literatur des Karlheinz Deschner .....	76
<i>Milan Petrovic</i>	
Karlheinz Deschner und Aurelius Augustinus .....	88
<i>Helmut Steuerwald</i>	
Begegnungen mit Karlheinz Deschner .....	92
<i>Bernulf Kanitscheider</i>	
Religion und Sexualität in interkultureller Perspektive .....	98
<i>Jean Forest</i>	
Non serviam! .....	110

<i>Ingo Petz</i>	
Nackt im Wald mit Nietzsche .....	125
<i>Hubertus Mynarek</i>	
Das Phänomen Deschner – Größe und Grenzen .....	132
<i>Joachim Kahl</i>	
Deschners Aphorismen. Eine Kritik ihres Menschenbildes sowie ihres Gesellschafts- und Geschichtsverständnisses .....	146
<i>Armin Pfahl-Traugher</i>	
Deschners USA-Bild .....	169
<i>Franz M. Wuketits</i>	
Der Affe in uns und seine Suche nach Sinn .....	187
<i>Horst Herrmann</i>	
Das bißchen Vernunft, das wir haben, um tierischer als jedes Tier zu sein .....	193
<i>Nelly Moia</i>	
Nachwort aus K. Deschners <i>Für einen Bissen Fleisch</i> .....	203
<i>Helmut F. Kaplan</i>	
Solange wir Krieg gegen Tiere führen, kann es keinen Frieden unter Menschen geben .....	212
<i>Norbert Hoerster</i>	
Zur Unlösbarkeit des Theodizee-Problems .....	221
<i>Gerhard Czermak</i>	
Religiös-konservative Ideologie als juristisches Erkenntnismittel .....	234
<i>Gerhard Besier</i>	
„Berufsständische Ordnung“ und autoritäre Diktaturen .....	255
<i>Blake Lee Spahr</i>	
Der Teufel – „In Dutch“ .....	272
<i>Klaus Uppendahl</i>	
Die Zehn Gebote im Dienste einer religiösen Irreführung .....	282
<i>Karl Corino</i>	
Laudatio auf Karlheinz Deschner anlässlich der Verleihung des Wolfram-von-Eschenbach-Preises des Bezirks Mittelfranken .....	308
<i>Georg Batz</i>	
Nachwort .....	314
GKP im Internet .....	316
Impressum .....	318

# VORWORT

---

Dieses Heft ist Karlheinz Deschner und seinem Werk gewidmet. Deschner ist zunächst als Literaturkritiker und Romanier, dann aber vor allem als Kirchen- und Religionskritiker bekannt geworden. Obwohl ich sicher nicht zu den besten Kennern des Deschnerschen Werkes gehöre, bin ich eingeladen worden, das Vorwort zu diesem Heft zu schreiben. Dazu habe ich mich gerne bereit erklärt, denn ich habe den Arbeiten Deschners viel zu verdanken. Leider habe ich nur einen Teil seines umfangreichen Werkes zur Kenntnis genommen. Ich habe zum Beispiel keinen seiner Romane gelesen. Aber ich habe viele seiner kirchen- und religionskritischen Arbeiten mit großem Interesse gelesen und habe sie für meine eigenen Studien verwertet.

Das erste Buch Deschners, das mir in die Hände fiel, war, soviel ich mich erinnere: „Mit Gott und den Faschisten“. Dann geriet ich im Jahre 1967 an sein Buch: „Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte“, ein kleines Meisterwerk, das mich so fesselte, daß ich es trotz seines Umfangs in einem Zuge durchlas, und auf das ich später immer wieder zurückgegriffen habe. Dann las ich andere seiner kirchenkritischen Arbeiten und schließlich auch einige Bände seiner Kriminalgeschichte des Christentums, die bisher bis zum achten Band gediehen ist. Mein Interesse für Deschners Arbeiten geht darauf zurück, daß ich seit längerer Zeit auf die Ungereimtheiten aufmerksam geworden war, die in der religiösen und theologischen Literatur zu finden waren, und daß ich es für notwendig hielt, mich mit der Bedeutung der Religionen für die Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Geschichte der Menschheit und mit der Berechtigung der im religiösen Denken erhobenen Wahrheitsansprüche zu beschäftigen. Viele Vertreter der modernen Philosophie scheuen bekanntlich davor zurück, die Religionsproblematik zu behandeln, vermutlich teilweise deshalb, weil sie sich das Wohlwollen derjenigen Zeitgenossen nicht verscherzen wollen, die eine positive Einstellung zur Religion haben. Eine solche Einstellung ist auch bei vielen Leuten zu finden, die sich nie intensiver mit religiösen Glaubensvorstellungen beschäftigt haben. Zu ihnen gehören übrigens nach meiner Erfahrung die meisten Anhänger religiöser Überzeugungen, die sich trotz gelegentlicher Zweifel kaum mit den schwerwiegenden Einwänden zu beschäftigen pflegen, die seit langen gegen solche Überzeugungen gemacht werden.

Wer Wert darauf legt, in seiner Weltauffassung die für die menschliche Praxis wirksamen Ideen zu berücksichtigen, muß sich auch mit religiösen Überzeugungen und den mit dem religiösen Denken verbundenen Wahrheitsansprüchen und mit den praktischen Konsequenzen befassen, die damit verbunden sind. Und er muß darauf vorbereitet sein, daß er genötigt ist, mit dem im öffentlichen Leben verbreiteten Vorurteil zugunsten religiöser Denkweisen und Praktiken in Konflikt zu geraten.

Karlheinz Deschner gehört zu den wenigen Denkern, die diesen Konflikt nicht gescheut haben. Er ist nicht nur der bedeutendste Kirchenkritiker unserer Zeit, sondern darüber hinaus einer der bedeutendsten Kritiker der religiösen Überzeugungen, die in der Geschichte des Christen-

tums eine Rolle gespielt haben. Seine kritische Kirchengeschichte beleuchtet nicht nur die Praxis der christlichen Kirchen. Sie unterwirft auch die Lehren, die diese Praxis rechtfertigen sollen, einer durchschlagenden Kritik.

Man hat mit Recht gesagt, daß seine Darstellung einseitig sei, da sie die „Lichtseiten des kirchlichen Christentums“ nicht berücksichtige. Aber diese Einseitigkeit ist nicht ein Fehler, der etwa auf die Unkenntnis der betreffenden Tatsachen zurückzuführen ist. Sie ist vielmehr eine Konsequenz seiner Absicht, ein Gegengewicht gegen die überwiegend kirchenfreundliche Geschichtsschreibung zu schaffen, in der alle Schandtaten, die im Rahmen und im Namen der Kirchen begangen wurden, soweit sie zugestanden werden, als Schattenseiten eines im Grunde genommen positiv zu wertenden Unternehmens behandelt zu werden pflegen. Daß Deschner Analyse und Anklage in dieser Weise miteinander verbindet, ist also nicht das Resultat mangelnder Einsicht, sondern einer bewußt gewählten Methode.

Natürlich ist diese Methode nicht kritikimmun. Man mag bezweifeln, daß man auf diese Weise im Dienste der Aufklärung stets mehr erreichen kann als durch eine ausgewogenere und weniger provozierende Darstellung der Tatsachen und Zusammenhänge. Wie dem auch sei, jedenfalls wurde ihm von vielen kompetenten Vertretern der Geisteswissenschaften, auch gerade von Theologen, bescheinigt, daß ihm keine wesentlichen Irrtümer unterlaufen sind. Seine Schilderung der Tatsachen ist zwar wie jede andere selektiv, aber, was er dabei zutage fördert, hält gründlicher Prüfung stand.

Daß er sich mit seiner Art des Vorgehens Feinde schaffen würde, die nichts unver-

sucht lassen würden, seine Darstellung in Frage zu stellen, damit mußte er rechnen. Daß sich daran vor allem kirchenhörige Wissenschaftler beteiligen würden, also Personen, deren Forschungsfreiheit durch ihre Verpflichtung auf Dogmen ihrer Kirche eingeschränkt ist, war zu erwarten. Auch darüber, daß man den Versuch machte, sein Werk zu kriminalisieren, wird sich der Kenner kirchlicher Praktiken nicht wundern.

Deschner hat sein umfangreiches Werk in unermüdlicher privater Forschung ohne jede institutionelle Stützung geschaffen, unter Umständen, die jeden weniger engagierten Denker zur Aufgabe dieses Vorhabens veranlaßt hätten, eine Leistung, die Bewunderung verdient. Er hatte keine akademische Verankerung. Daß er für eine Stelle an einer theologischen Fakultät nicht in Betracht kam, wird man verstehen. An diesen Fakultäten pflegte die Freiheit der Forschung Beschränkungen zu unterliegen, die kritische Untersuchungen der von Deschner geplanten Art unmöglich machten. Auch heute noch werden bekanntlich Mitglieder solcher Fakultäten gemäßigelt, deren Forschungsergebnisse den Kirchen nicht passen. Dabei pflegt der Staat, der in seiner Verfassung die Freiheit der Forschung garantiert, die kirchlichen Behörden zu unterstützen.

Ein Versuch, Deschner für sein Projekt der Kriminalgeschichte des Christentums die Unterstützung der deutschen Forschungsgemeinschaft zu verschaffen, ist trotz positiver gutachtlicher Stellungnahmen gescheitert. Unter anderem hatte ihm einer der besten Kenner auf diesem Gebiet, Professor Dr. Carl Schneider, bescheinigt, daß er ohne Zweifel „zu den kenntnisreichsten und fleißigsten, kritischsten und scharfsichtigsten Forschern auf dem Gebiet der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

gesamten Geschichte des Christentums“ gehört, daß er „über eine geradezu souveräne Beherrschung der Quellen wie der Literatur verfügt“ und daß er „im Stande ist, große Zusammenhänge zu überschauen“. Werke wie sein Buch „Abermals krähte der Hahn“ seien, so meinte er, „selten“, und die „Forschung“ müsse „dafür dankbar sein, wenn solche weitreichenden Arbeiten nicht nur auf Teamwork verteilt werden, sondern auch von einem Einzelnen bewältigt werden können“. „Seiner Bedeutung nach“ könne „man dieses Buch eigentlich nur mit der klassischen Kirchengeschichte, nämlich mit Gottfried Arnolds ‚Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie‘ vergleichen, die bekanntlich die einzige Quelle für Goethes gesamte Beschäftigung mit dem Christentum gewesen sei „und deren Nachwirkungen bis heute in aller Welt kaum überschätzt werden“ könnten.

In der ganzen Welt ist heute, wie Gilles Kepel festgestellt hat, der religiöse Fundamentalismus im Vordringen begriffen (vgl. dazu sein Buch: Die Rache Gottes. Radikale Moslems, Christen und Juden auf dem Vormarsch, München/Zürich 1991). Viele liberal gesinnte Gläubige haben sich die Auffassung zu eigen gemacht, daß es sich dabei um eine Entartung religiöser Glaubensweisen handelt, die mit der „wahren“ Religion nicht vereinbar sei. Ihnen ist offenbar nicht klar, daß die Intoleranz oft zum Kernbestand dieser Glaubensweisen gehört und daß sich der moderne Humanismus, soweit er erfolgreich war, daher gegen sie durchsetzen mußte. Die Lektüre der Arbeiten Deschners könnte ihnen dazu verhelfen, sich in dieser Beziehung Klarheit zu verschaffen.

*Hans Albert (Heidelberg)*

Hermann Josef Schmidt (Dortmund)  
**Transformierte Jagdleidenschaft:  
Christentumskritischer Aufklärer als Mutmacher**  
**Laudatio auf Karlheinz Deschner**  
**anlässlich seines 80. Geburtstags am 23. Mai 2004**

---

*„Mir geht es um kritische Aufklärung. Sie ist [...] wichtiger als alles. Und darum wird sie auch mehr als alles gehaßt, bekämpft, totgeschwiegen und totgetreten. Warum wichtiger als alles? Weil sie alles brandmarkt, was – nicht erst heute – die Welt terrorisiert und verelendet: Krieg, Ausbeutung, Hunger, Verdummung und grenzenlose Heuchelei, von oben bis unten, oben aber vor allem! Für nichts auf der Welt, nicht mal für Rüstung, für ihre Ruinierung, wird so viel Geld verplempert wie für ihre Verdummung. Lauter Themen, Hauptthemen meiner“<sup>1</sup> – ich füge hinzu: – Schriften.*

**Lieber Herr Deschner!  
Honoratiores! Werte Anwesende!  
Liebe Freundinnen und Freunde kritischer Aufklärung!**

Auf Sie, Herr Deschner, anlässlich Ihres 80. Geburtstags eine Laudatio zu halten, ist fast schon absurd. Weniger, weil Sie als Preisträger der für Aufklärungsengagierte hierzulande wohl wichtigsten Preise<sup>2</sup> und anlässlich Ihres 70. Geburtstags bereits sechs beeindruckende Laudationes anzuhören das Vergnügen hatten – was bleibt da noch an Neuem präsentierbar? – , sondern aus einem formalen und inhaltlichen Grund. Mit „Laudatio“ ist ja eine feierliche Lobrede gemeint, „in der die Leistungen und Verdienste eines Menschen, der geehrt wird, gewürdigt werden“<sup>3</sup>. Das setzt voraus, daß der Laudator dazu berechtigt ist. Schon in dieser Hinsicht kann ich Ihr Laudator kaum sein. Entscheidend jedoch: Loben ist Anbiederung von ‘oben herab’ oder, um Nietzsche zu paraphrasieren, „Im Lobe ist“ noch „mehr Zudringlichkeit, als“ selbst „im Tadel.“<sup>4</sup> Doch eine antike Nebenbedeutung von „Laudatio“ als „Dankadresse, die die Be-

wohner einer römischen Provinz als Zeichen ihrer Zufriedenheit mit der Verwaltung eines Statthalters in Form eines lobenden Berichtes an den Senat in Rom durch Gesandte (...) schickten“<sup>5</sup>, half mir aus der Falle.

So überbringe ich Ihnen nun „eine Dankadresse“: Bewohner einer römischen Provinz<sup>6</sup> bin ich zwar nur im übertragenen Sinne, dann allerdings einer recht ‘schwarzen’, semikirchenstaatlichen und dank vielfacher Extirpation und Vertreibung deutschen Geistes zumindest seit 1870 zunehmend provinziellen. Allzu bescheiden erscheint das Stichwort „Zufriedenheit“; ansonsten komprimiere ich, denn beiseite, daß es sich sowohl bei „Statthalter“ wie „Senat“ um Ranghöchstes der römischen Republik handelte, hebe ich nun die Differenz von Statthalter und Senat in dem Sinne auf, daß Sie, lieber Herr Deschner, sowohl Gegenstand als auch Adressat meines Dankes sind.

Inhalt und Schwerpunkte meines lobenden Berichtes über Sie an Sie sind durch das eröffnende Zitat gesetzt: ich danke Ihnen als selbst- und zumal religionskritischem Aufklärer und Ermutiger zu-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

mindest für Aufklärer, da ich Ihr Œuvre und Ihr Leben primär aus dieser Perspektive verstehe und die Konsequenz Ihres Vorgehens als Schriftsteller bewundere; natürlich im Wissen, daß Sie zu fast allem, was ich nun formuliere, einen Ihrer Aphorismen als Fragezeichen beifügen könnten. Doch Schweigen gilt nicht in einer Laudatio...

So gliedere meinen genetisch strukturierten Dank in

- I. Das was war,
- II. Das was mittlerweile ist,
- III. Das was vermutlich bleibt, und ich schließe
- IV. mit vier unfrohen Wünschen.

### **I. Das was war**

Was waren (die) entscheidende(n) Stimuli Ihrer Entwicklung und Ihres Werks? Ich weiß es nicht; kann nur aus langjähriger Lektüre gewonnene Vermutungen zu skizzieren suchen. Evident erscheint, daß Sie es anders als die meisten Ihrer Altersgenossen vermocht haben, Ihr Entsetzen und Ihre Empörung über Ihre Erfahrungen zumal während des zweiten Weltkriegs<sup>7</sup> schon in Ihrer faszinierenden Würzburger Dissertation von 1951, *Lenaus metaphysische Verzweiflung und ihr lyrischer Ausdruck*<sup>8</sup>, sowie in Ihren Romanen früh hochrangig zu artikulieren, damit produktiv zu machen und in ungebrochener und unkorumpierter Kontinuität nunmehr ein halbes Jahrhundert lang in konsequenter Ausweitung auf die jeweils primär relevanten Gegenstandsfelder mit strategischem Blick umzusetzen:

„Daß ich vor 40 Jahren schon dachte, was ich heute denke“<sup>9</sup>, schrieben Sie vor 10 Jahren, denn: „Mein ganzes Leben stand Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ich auf Seiten der Erniedrigten, Beleidigten. Und keinen Augenblick auf der des Gegenteils.“<sup>10</sup>

So gelang es Ihnen, Ihre zumal in Ihrer Dissertation, beiden Romanen, später auch in Ihren Landschaftsskizzen und nach meinem Empfinden in Ihren brillanten Aphorismenbänden dokumentierte immense Sensibilität in Transformation Ihrer ursprünglichen Jagdleidenschaft zunehmend mit Ihrer analytischen Kraft, Ihrem kritischen Scharfblick, Ihrer artistischen Kreativität, Ihrer außergewöhnlichen Arbeitskraft sowie -bereitschaft und Ihrer schriftstellerischen Potenz so zu integrieren, daß Sie zu Leistungen (‘Synergieeffekten’) fähig wurden, von denen wohl Sie selbst kaum zu träumen wagten; und für die noch Generationen zu danken haben.

So haben Sie sich schon früh einen Namen als ein eigene Erfahrungen in exemplarischer Weise gestaltender Romanautor gemacht, da Sie Subjektivität in Inter-subjektivität zu transformieren vermochten, persönliche Gefährdungen jedoch noch keineswegs gebannt erschienen. So läßt *Die Nacht steht um mein Haus*, 1956, nur allzu verständliche Gefahren

– „Je grösser die Hellsicht, desto tiefer die Nacht.“<sup>11</sup> –,

von Melancholie, Resignation oder Verzweiflung angesichts nahezu durchgängiger Borniertheit und Verklebtheit der Gehirne oder bersekerhafter literarischer Amokläufe ahnen.

Doch Sie haben schon früh als Verdummungsjäger und Verlogenheiten aufspürer die erwähnte Konzentration Ihrer Kräfte und Fähigkeiten erarbeitet und erreicht: zuerst in Weiterführung Ihrer Lenauinterpretation als literaturwissenschaftlicher

Kritiker, beginnend mit *Kitsch, Konvention und Kunst*<sup>12</sup>, 1957, einem nicht nur für mich augenöffnenden Werk, in welchem Sie die Literaturkritik in den dumpfen 1950er Jahren vielleicht stärker stimuliert und vor allem Jüngeren subtilere Lektüreperspektiven eröffnet haben als ein Fuder literaturwissenschaftlicher Untersuchungen: Dank Ihnen waren Autoren wie Hermann Broch, Hans Henny Jahnn und Robert Musil plötzlich literarische Maßstäbe geworden und geblieben.

Dann freilich schienen Sie das Terrain gewechselt zu haben, denn wie paßte eine kritische Kirchengeschichte wie *Abermals krähte der Hahn*, 1962, zu Ihren Romanen? Glänzend; zumindest im Sinne einer Hintergrundausschleuchtung nicht nur Ihrer eigenen weltanschaulichen Genese, sondern auch von Faktoren, die literarische Wertungen der westdeutschen weitestgehend christlich orientierten oder okkupierten medialen Öffentlichkeit bestimmten – Carossa, Bergengruen und Wiechert statt Jahnn und Musil – und deren Ausfall bei den von Ihnen primär geschätzten Autoren evident war: Niemand von ihnen war Freund oder gar Verherrlicher irgendeiner Form des Christentums. Was die Aufarbeitung von Verlogenheit und Verdummung betraf, gerieten Sie damit freilich vom Regen in den Ozean, denn Christentum bietet Europäern für beides wohl die umfangreichste und differenzierteste Sammlung an Belegen in syn- wie in diachroner Perspektive. Literaturberge waren aufzuarbeiten, um die Einsicht zu belegen, daß sich in der Geschichte von Verlogenheit, Verdummung und Grausamkeit strukturell mehr wiederholt als gemeinhin akzeptiert zu werden scheint; und daß Religion, Politik und Wirtschaft erstaunlich oszillieren. Hunderte von Jah-

ren könnte man mit der Aufarbeitung hier beschäftigt sein.

Dabei erhielten Sie allerdings ermutigende Hilfe: Offenbar haben Sie als Schüler und Student ebensowenig wie fast jeder andere von uns von der englischen, französischen oder gar der antiken Aufklärung erfahren. Derlei entdeckt und erarbeitet man sich erst später; wenn überhaupt. Doch früh haben Sie sich dank philosophischer Hilfe von christlichen Prägungen zu befreien vermocht: als Fünfzehnjähriger durch Ihre wohl rauschhafte Lektüre Nietzsches; als Student dann Schopenhauers und „besonders gründlich, Kants.“ Diese drei „entrissen“ Sie „geistig, nicht emotional noch, dem Christentum.“<sup>13</sup> Letzteres war im Blick auf die Akzeptabilität Ihrer kritischen Kirchengeschichte vielleicht sogar von Vorteil: Wäre sie in vergleichbarer Breite und Intensität rezensiert und rezipiert worden, wenn Ihre Kritik nicht nur theistische Ansprüche Jesu unterlaufen, sondern auch dessen Persönlichkeit bereits ins Fadenkreuz der Kritik genommen hätte? Eines Jesus – si esset – , der, hätte er nur Spuren prognostischer Potenz und von Göttlichkeit besessen, in Kenntnis seitheriger in seinem Namen inszenierter Heilsgeschichte wohl eiligst diesen Trabanten verlassen hätte; in einem letzten Liebesakt Saulus gleich mit im Gefolge. Der Menschheit wäre wohl viel erspart geblieben; und in den vergangenen Jahrhunderten hätte eine gaiaphile Ethik längst erarbeitet und praktiziert werden können, die ja noch heute fehlt...

Doch warum sind Sie nicht – als „Student beharrlich Autodidakt“<sup>14</sup> – zur Philosophie gewechselt, deren kritischer Mini-Fraktion Sie dank Ihrer Begabung noch größere Dienste hätten leisten können? Weil Sie als Autodidakt unabhängige Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ger sein konnten und/oder weil Sie damals schon bemerkt hatten, daß christliche Denkbremsen, -verbiegungen und leider auch -korruptionen die abendländische Philosophieentwicklung ebenso wie die Interpretation der Texte derjenigen Autoren, die dennoch auszubrechen vermochten<sup>15</sup>, in so hohem Maße – bis in die Gegenwart übrigens – bestimm(t)en, daß ein „ad fontes“ selbst im Blick auf Philosophie auch noch dann Christentumskritik bedeutet, wenn man die Entwicklung antiken Denkens vor allem des 6. und 5. Jahrhunderts vor unserer glorreichen Zeitrechnung nicht ausklammert? Nicht nur für Deutschland ist die „Kritik der Religion“ wie insbesondere des Christentums und aller seitherigen Fundamentalismen jedenfalls noch längst nicht „beendet“<sup>16</sup>.

## II. Das was mittlerweile ist

Damit komme ich zu dem, was mittlerweile ist. Sie und nicht irgendein Filigraninterpret sind der kompetenteste Christentumskritiker des 20. Jahrhunderts: denn Christentum war und ist kein System, keine Einheit, sondern ein amorphes Ensemble und an Heterogenität sowie Assimilationsfähigkeit schwer überbietbares Konglomerat in seiner Geschichte, als Legitimationsinstanz ebenso wie als Profiteur trotz zahlreicher menschlich wertvollster Mitglieder eher auf unterer Ebene leider verquickt mit einer Vielzahl politischer Schandtaten, ja Schurkenstücken der vergangenen nahezu 20 Jahrhunderte. Nicht nur Hitler, selbst noch Stalin hatte seine Feldpopen. Zur Christentumskritik gehört die Berücksichtigung der Geschichte; sonst bleibt sie meist oberflächlich. Doch bleibt sie es nicht, erfordert sie im Sinne einer Lebensaufgabe fast die Aufgabe des eigenen Lebens. So bedeutete das Erwei-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

tern der Zeitperspektive Ihrer Kritischen Kirchengeschichte von 1962 die Ausarbeitung einer Verbrechens-, Verbrecher- und zumal Opfergeschichte – kurz: Kriminalgeschichte – als Gegenbilanz der üblichen Verherrlichungen des Christentums. In den bisher erschienenen 8 Bänden haben Sie nun das 16. Jahrhundert erreicht. Christinnen, die Novenen veranstalten, damit Sie Ihren *Écrasez-l'* infame-Dekalog<sup>17</sup> aus biophiler Perspektive vollenden, schließen sich unsere Wünsche an. „Biophile Perspektive“ meint, daß Sie eben nicht ausschließlich aus einer humanistischen, lediglich menschliche Interessen berücksichtigenden Sichtweise Ihre Kritik ansetzen – so vorrangig diese bleibt –, sondern daß Sie das spezifisch christliche Mißverhältnis zu außermenschlichem Leben, selbst zu uns näher verwandten sogenannten ‘Nutztieren’, und darüber hinaus die sich noch in vielfacher Kaschierung inszenierenden Formen des Spuranaturalismus – genauer: jenseitsfixierter Welt- und Freudenvermiesung samt deren ruinösen Folgen – ins Fadenkreuz Ihrer Kritik nahmen und nehmen. Christentumskritik jedenfalls hat viele Facetten, bedarf differenzierender Multiperspektivität. Bestimmte Schwerpunktthemen sind abzuhandeln. Sie haben dies in zahlreichen Arbeiten getan: konsequenzenreich und epochemachend vor allem Ihre Sexualgeschichte des Christentums *Das Kreuz mit der Kirche*, 1974<sup>18</sup>, und die dogmenkritische Arbeit *Der manipulierte Glaube*, 1971<sup>19</sup>. Die geistige Ehrenlegion wesentlicher Kritiker des Christentums, in die Sie schon längst aufgenommen sind, war auch hierzulande zumindest mit knappen Textauszügen und im Zusammenhang zu präsentieren: Sie haben sich dieser Mühe in den beiden wich-

tigen Sammelbänden *Das Christentum im Urteil seiner Gegner*, 1969 und 1971, in beeindruckender Manier unterzogen: 49 Persönlichkeiten sind dokumentiert von Kelsos, Porphyrios und Kaiser Julian über Goethe, Feuerbach und Nietzsche bis Russell und Gerhard Szczesny, dem wir *Die Zukunft des Unglaubens. Zeitgemäße Betrachtungen eines Nichtchristen*, 1958, die Gründung der *Humanistischen Union*, 1961, und die seit 1964 erschienenen Bände des *Club Voltaire, Jahrbuch für kritische Aufklärung*<sup>20</sup>, zu verdanken haben, das zum aufklärungsfreundlichen Zwischenhoch der späten 1960er Jahre in der alten BRD einen erheblichen Beitrag geleistet haben dürfte (und zu meiner Freude nicht nur in den Zeitschriften *MIZ*<sup>21</sup> seit 1972 und *Aufklärung und Kritik*<sup>22</sup> seit 1994 sowie dem *Skeptischen Jahrbuch*<sup>23</sup> seit 1996 modifizierte Nachfolge fand).

Schließlich ist im Sinne einer historischen Zangenstrategie angesichts der Tatsache, daß Sie die *Kriminalgeschichte des Christentums* beginnend mit drei allein der Antike gewidmeten voluminösen Bänden<sup>24</sup>, 1986-1990, aufarbeiteten, einerseits das segensreiche christliche Wirken in jüngster Vergangenheit und andererseits einer sich als christlich firmierenden Weltmacht zu thematisieren: Auch dieser Arbeitsaufgabe haben Sie sich längst gestellt und sie mit den beiden Bänden *Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege*, 1982-83, sowie *Der Moloch: „sprecht sanft und tragt immer einen Knüppel bei euch!“ Zur Amerikanisierung der Welt*, 1992, abgeschlossen; und: Sie haben auch Ihre eigene philosophische und weltanschauliche Sichtweise nicht nur nicht verheimlicht, sondern schon 1977 in einem meiner

Lieblingstexte aus Ihrer Schreibmaschine, Ihrem Essay – *Warum ich Agnostiker bin*<sup>25</sup> –, zur Diskussion gestellt.

Daß Sie sich schon früh den Schwerpunkten Jesusforschung<sup>26</sup>, der Faschismusgeneigtheit der katholischen Kirche<sup>27</sup> und dem Dauerthema Kirche und Krieg<sup>28</sup> zuwandten sowie auch die Literaturkritik von *Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart*, 1964, bis „sub specie amoris“<sup>29</sup> *Musik des Vergessens. Über Landschaft, Leben und Tod im Hauptwerk Hans Henny Jahnn*s, 2003, nicht vernachlässigten, bedürfte einer gründlicheren Würdigung als purer Auflistung.

Nehme ich noch Ihre faszinierenden Landschaftsskizzen zumal über Franken<sup>30</sup>, die drei Aphorismenbände und die beiden erfreulicherweise auch als Taschenbücher lieferbaren Sammelbände Ihrer kürzeren kritischen Arbeiten *Opus diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn*, 1987, und *Oben ohne. Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke*, 1997, hinzu<sup>31</sup>, so verfügen Sie längst über ein Œuvre, das Autoren schon dann mit Stolz erfüllen müßte, wenn sie nur jeden dritten der von Ihnen veröffentlichten Bände vorgelegt hätten.

Dennoch darf ich etwas für Sie und Ihre Arbeit sehr Charakteristisches nicht übergehen: Sie haben schon als sehr junger Autor eine Art von Integrationsfunktion einschließlich der damit verbundenen Arbeit übernommen – und als Älterer haben Sie sich dieser Arbeit nicht verweigert –, um kritische Themen möglichst multiperspektivisch in die Öffentlichkeit zu bringen und dank jeweils einiger illustrierer Bei-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

träger einerseits Rezensionsbreite und öffentliche Wahrnehmbarkeit und andererseits ein öffentliches Vorstellen zuvor vergleichsweise unbekannter kritischer Köpfe zu erzielen: in Ihren, wenn ich richtig gezählt habe, 10 Sammelbänden<sup>32</sup>. Wiederum kann ich nur auflisten, wenngleich: welch' listige Liste: *Was halten Sie vom Christentum? 18 Antworten auf eine Umfrage*, 1957<sup>33</sup>, *Jesusbilder in theologischer Sicht*, 1966<sup>34</sup>, *Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin*, 1970<sup>35</sup>, und *Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*, 1977<sup>36</sup>, und meine beiden besonderen Lieblingsbände dieser Rubrik *Das Christentum im Urteil seiner Gegner*, 1969<sup>37</sup> und 1971<sup>38</sup>, mit nicht weniger als 30 Beiträgern, *Das Jahrhundert der Barbarei*, 1966; *Wer lehrt an deutschen Universitäten*, 1968; *Kirche und Krieg*, 1970, und als Nachzügler *Woran ich glaube*, 1990, mit sogar 47 Beiträgern<sup>39</sup>.

Schließlich ein besonderer Freundschaftsdienst: um den verstorbenen außerhalb der Schweiz weitestgehend unbekanntem Religionskritiker Robert Mächler sowie dessen Argumente zu würdigen, haben Sie 1999 mit *Zwischen Kniefall und Verdammung* eine Auswahl aus dessen fulminantem religions- und kirchenkritischen Werk herausgegeben, und mit einem umfangreichen Vorwort versehen; so wie Sie ja – um nur *ein* weiteres Beispiel zu nennen – auch bei aller Konzentration auf Ihre *Kriminalgeschichte dem Handbuch für konfessionslose Lehrer, Eltern und Schüler. Das Beispiel Bayern*, 1992, mit „Wir brauchen keine Menschen, die denken können... oder: Dicke Finsternis ruht über dem Lande“ ein wichtiges Vorwort<sup>40</sup> beigesteuert haben. Danke!

Was zeichnet Ihre Schriften nun insgesamt aus? Darauf kann es kaum nur *eine* Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

wort geben. Andere könnten anders urteilen, doch nach meinem Eindruck ist es vor allem dieses: in langjährigem Training der Bündelung und Potenzierung Ihrer so breitgefächerten Kompetenzen und in Konzentration Ihrer analytischen und literarischen Fähigkeiten haben Sie eine Art kritischen Brennglaseffekts erreicht, der Ihnen mittlerweile Millionen Leser eintrug, weil Sie mit diesem Brennglaseffekt ebenso Legitimationen von Krieg, Ausbeutung und Hunger wie Formen sowie Legitimationen von Verdummung, Grausamkeit und grenzenloser Heuchelei in einer Weise zu entlarven, zu destruieren und intellektuell zu depotenzieren vermögen, daß in den Köpfen vieler Ihrer Leser – „Licht ist meine Lieblingsfarbe“<sup>41</sup> – tradierte ebenso wie neu kreierte Formen von Volksverdummung lautlos implodierten. Nicht nur in dieser Hinsicht sind Sie Aufklärer par excellence; und wohl einer der erfolgreichsten und wichtigsten der letzten Jahrzehnte. Wenngleich immer auch mit Fragezeichen:

„Ich wüßte gern, ob alle Liebe zur Wahrheit je so viele Wunder schafft wie eine einzige wahre Liebe.“<sup>42</sup>

### III. Das was bleibt

Frage ich im Sinne einer Zwischenbilanz vielleicht etwas vorwitzig bereits nach dem, was bleibt, so wage ich eine Prognose und bewege mich im Bereich von Spekulation. Doch vorausgesetzt, Verdummung läßt sich zumindest partiell inhibieren, müßten bleiben:

1. Ihre Aphorismen,
2. Ihre Kritiken des Christentums,
3. der Kultur- und Politikkritiker als moralische Institution und
4. der Mensch Karlheinz Deschner als aufklärungsskeptischer, religions- und

selbstkritischer Aufklärer, Mutmacher und damit als zentrales Glied in der wohl wichtigsten Kontinuitätslinie abendländischer Identität.

Zu jedem der vier Punkte einige Bemerkungen.

1. Ihre Aphorismen haben in meinem Dank bisher nur en passant – als Zitate – eine Rolle gespielt. Zu Unrecht, denn *Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom*, 1985, *Ärgernisse*, 1994, und nun *Mörder machen Geschichte*, 2003, habe wohl nicht nur ich oft gelesen. Für mich sind Sie innerhalb des deutschen Sprachraums nach Lichtenberg im 18. und Nietzsche im 19. mit Karl Kraus *der* Aphoristiker des 20. Jahrhunderts, der außerdem auch gegenwärtig Zeichen setzt. So wenden Sie sich in Serien argumentativer aphoristischer Blattschüsse zwar nur an wenige Denkende, denn

„Geist ist nicht mehrheitsfähig“<sup>43</sup>,

da Sie unkonventionelles Mit- ebenso wie Weiter- und Gegendenken zu provozieren suchen, doch als Gedankenkomprimat und -kondensate sind Ihre Aphorismen in hohem Maße zeitlos. Viele werden wohl solange bleiben, solange subtiles Denken in differenzierter deutscher Sprache noch Interesse findet.

2. Nicht ganz so leicht fällt mir, im Blick auf Ihre christentumskritischen Arbeiten langfristig zu prognostizieren, denn hier steht ja noch Entscheidendes aus. Daß bereits Ihre 8 Bände *Kriminalgeschichte* noch für Jahrzehnte als Standardwerk genetischer Christentumskritik am Beispiel primär des Katholizismus gelten werden, ist als Prognose kaum riskant. Angesichts der Gegenwarts- und allenfalls Nahver-

gangenheitsfixiertheit selbst der meisten kritischeren Zeitgenossen dürften Prestige und künftige Präsenz der *Kriminalgeschichte* jedoch in nicht geringem Maße davon abhängen, ob und in welcher Form Sie den noch offenen Zeitraum vom späten 16. bis ins 20. Jahrhundert darzustellen vermögen. Da diese Jahrhunderte noch mehr als selbst Antike und Mittelalter mit nicht zu übergehenden Ungeheuerlichkeiten gespickt sind, prognostiziere ich bei Beibehaltung des 10-Bände-Schemas zwei seitenstarke Dünndruckbände, wenn die Dekalogprämisse nicht inhaltlich zum atemberaubenden Korsett werden soll. Doch wie auch immer: daß Ihre *Kriminalgeschichte* in der Weltliteratur schon jetzt einen einmaligen Rang auch als ein selten mutiges sogar deutsches Werk einnimmt, dürfte nicht nur Ihnen bewußt sein; ich komme darauf noch zurück.

Auch *Abermals krähte der Hahn* und *Das Kreuz mit der Kirche* dürften noch Jahrzehnte attraktiv bleiben. Und je nach Konstellation auch andere christentumskritische Arbeiten wie etwa Ihr Teamwork mit Horst Hermann: *Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt*<sup>44</sup>.

Unverzichtbar erscheint mir die Dauerpräsenz Ihrer beiden Sammelbände *Das Christentum im Urteil seiner Gegner*, deren einbändige Neuauflage 1986 nun auch im Taschenbuch seit vielen Jahren leider, leider vergriffen ist.

3. Noch etwas schwerer fällt mir, im Blick auf den Kultur- und Politikkritiker Prognosen zu wagen, denn: Wer hätte angenommen, daß man 10 – und, wie ich befürchte, auch noch 20 und mehr – Jahre später *Der Moloch*, 1992, als glänzenden Kommentar politischer Intentionen und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Praktiken der größten Weltmacht lesen kann?

„Dass in den USA prozentual mehr Menschen hinter Gittern sitzen als in jedem anderen Land, wäre wohl Rechtsens, sässen da die Richtigen.“<sup>45</sup>

Spätestens hier rückt neben dem Werk nun auch dessen Autor in den Vordergrund: Unkorruptierbarkeit ist bei tiefenscharfem Blick und stilistischer Brillanz eine so seltene Ausnahme unter bekannteren Autoren, daß allein die Tatsache, daß jemand über so viele Jahre aus Aufklärungsperspektive so konsequent, mutig und treffsicher diagnostiziert, aufarbeitet und auch publiziert, dabei aber als Person keineswegs den Eindruck einer selbst- oder weltblinden Büchermaus erweckt, Mut macht und noch auf längere Sicht wache Leser stimulieren dürfte, genauer hinzusehen; und jüngere Autoren, Sie als Vorbild zu schätzen.

4. Nun erst jenseits aller Werkrezeptionsprognosen zu Ihnen ganz persönlich, lieber Herr Deschner, und zu Ihrer Lebensleistung als eines konsequenten tabubrechenden Aufklärers par excellence und als immensen Mutmachers, ja, Vorbilds nicht weniger Aufklärungsorientierter und Adressaten meiner Laudatio im Sinne einer Danksagung.

Daß Ihnen kritische Aufklärung „wichtiger als alles“ ist, leben Sie seit mittlerweile mehr als einem halben Jahrhundert. Das ist wichtig, denn nur für sehr wenige differenzierte Köpfe diskreditieren Lebensformen nicht jedwede Theorie; außerdem gehörten wohl nicht nur für antike Philosophen Theoria und Lebensform<sup>46</sup> zusammen.

Nun zeigt die Geschichte, daß nicht nur kritische (und zumal religions- und christentumskritische) Aufklärung „mehr als alles gehaßt, bekämpft, totgeschwiegen und totgetreten“ wird, sondern daß auch Aufklärer selbst diffamiert und gehaßt werden, denn seit Menschengedenken diffamiert derjenige, der einem Argument nicht gewachsen ist, den Argumentierenden; und oft genug suchte er – und gelang es leider auch – ihn physisch auszuschalten. Schon deshalb bleibt Zähmung von Herrschaft und Gewalt – insbesondere von Religion und Politik<sup>47</sup> – elementarstes Aufkläreranliegen.

Kommt nun hinzu, daß ein Aufklärer nicht naiv Aufklärer, sondern ein selbstreflektierter und -kritischer, zwischen skeptischen und agnostischen Perspektiven oszillierender Aufklärer ist, jemand, der gegenüber Etikettierungen betont Distanz aufrecht zu erhalten sucht, „lieber ein bißchen, ein kleines bißchen daneben“ steht und sich von keiner Seite, weder „von rechts noch von links noch von der Mitte“<sup>48</sup> einbinden läßt, so ist Einzelgängertum programmiert:

Originalität? Mut zu sich selbst – falls es lohnt.<sup>49</sup>

Angesichts weitestverbreiteter Sozialsucht stimuliert konsequente und selbstbestimmte Eigenorientiertheit, wenn sie weder querulantisch noch parasitär, sondern in Aufklärungsperspektive hochkarätig ist, diejenige Form einer imitatio philosophiae, die in den wertvollsten Strom abendländischer Identität einmündet, in denjenigen kritischer Aufklärung nämlich. Diese beginnt spätestens mit Thales von Milet und Xenophanes von Kolophon und markiert bereits in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor unserer kuriosen Zeitrechnung

– Schimpfworte „Sophistik“ und „Atomistik“ – einen Höhepunkt, der nach meinem Eindruck vor 1277<sup>50</sup> u.Z. wohl kaum erreicht und erst vom 17. Jahrhundert an überboten werden konnte. In diesem Strom europäischer Aufklärung, der mit Ihnen und dem winzigen Fähnlein Aufklärer hier im Raum ja nicht endet, haben Sie sich, um in der Metaphorik der römischen Laudatio zu bleiben, ebenso wie Karl Raimund Popper<sup>51</sup>, Gerhard Szczyzny<sup>52</sup>, Ernst Topitsch<sup>53</sup> und Hans Albert<sup>54</sup> als Statthalter seit Jahrzehnten engagiert und bewährt.

Nun aber vielleicht erst zum Eigentlichen, zu Ihrer charakteristischen Leistung und damit Ihrem spezifischen Ort innerhalb der neuzeitlichen europäischen Aufklärungstradition. Als Ihren Schwerpunkt kritischer Aufklärung haben Sie sich die wohl brisanteste Form hierzulande möglicher Religionskritik – Christentumskritik in concreto nämlich – ausgewählt. Das gilt zumal in meiner Disziplin vielerorts als intellektuell anrühlich, da nicht abstrakt und distanziert genug, doch

„Philosophiegeschichte ist“ – ich ergänze: neben faszinierenden Leistungen leider auch – „die Geschichte von den Notlügen der Philosophen“<sup>55</sup>. Ich ergänze nochmals: wenn nicht manchmal von noch sehr viel Schlimmerem...

So ist Christentumskritik in concreto genau diejenige Kritik, die zumindest in einem Lande unabdingbar bleibt, in welchem die grundgesetzlich ‘garantierte’ Trennung von Kirche und Staat seit mittlerweile mehr als einem halben Jahrhundert nahezu allenthalben unterlaufen wird<sup>56</sup>, christliche Großkirchen aus öffentlichen Steuermitteln jährlich mit Milliardenbeträgen subventioniert werden<sup>57</sup>, der Mediensektor im Sinne des Großkirchen-

schutzes weitestgehend kontrolliert erscheint, Vorschulerziehung ebenso wie Altenheimmarkt trotz öffentlicher Höchstsubventionierung von Religionsgemeinschaften größtenteils dominiert werden und Vertretern der Großkirchen ungeachtet deren unglaublicher Geschichte selbst noch in höchsten staatlichen Gremien – Ethikkommissionen! – dank einer Quasi-Vetofunktion das Recht eingeräumt wird, als zentrale moralische Institutionen zu agieren. Aus Aufklärungsperspektive freilich leisten Sie noch sehr viel mehr: mit Ihrer *Kriminalgeschichte des Christentums* lösen Sie nämlich einen jahrhundertealten Aufklärertraum ein, da Sie die ethische Bibelkritik der frühneuzeitlichen Aufklärung nun durch genau dasjenige ergänzen, was weder Pierre Bayle Ende des 17. Jahrhunderts noch Deisten, weder französische, englische oder gar deutsche Aufklärer des 18. Jahrhunderts wie Voltaire, Hume, Diderot, Holbach oder auch Kant in aller Klarheit ihren Lesern zu präsentieren vermochten, da diese ja – wenn das nur mehr Interpreteten endlich angemessen berücksichtigen würden! – samt und sonders noch im Schatten von Kerker und Galgen zu formulieren hatten: Sie und niemand sonst sind es, der die erste primär ethische detaillierte Kritik der gesamten Geschichte hierzulande dominanter Religionen über einen Zeitraum von nunmehr 2000 Jahren wundersamer Heilsgeschichte im Zusammenhang darzustellen sich entschlossen und in jahrzehntelanger Arbeit zum größten Teil bereits umgesetzt hat. Ein einmaliges Projekt, durch das Sie sich in die Reihe der wichtigen neuzeitlichen Aufklärer eingliedern. So gebührt Ihnen mehr an Dank und Anerkennung, als ich auch im Namen einiger Ihrer Freunde auszusprechen vermag.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

#### IV. Unfromme Wünsche.

Schließlich die Wünsche, von denen ich hier nur einige formuliere.

Der Erste: bleiben Sie kritischer Aufklärung noch lange erhalten und genießen Sie in beibehaltener Gesundheit nach Ausklingen restlicher Kärnerarbeit – *Kriminalgeschichte!* – zunehmend die Freiheiten eines Schriftstellers, der Anlaß hat, selbst in depressivsten Momenten wohlgefällig auf ein unvergleichliches Œuvre zu blicken.

Der Zweite: sichern Sie die öffentliche Zugänglichkeit Ihres Œuvre für die Generationen nachrückender Aufklärungsorientierter gegen alle nur denkbaren Zufälligkeiten (einschließlich Lizenzkauf seitens Höchlichstinteressierter), von denen Werke selbst wichtigster Autoren in zuweilen unzumutbarem Maße bestimmt sind. (Ich erinnere nur an das Schicksal der Schriften Nietzsches.) Nach meinem Empfinden gibt es so etwas wie einen moralischen Anspruch künftiger Generationen nicht nur auf biophysische Intaktheit dieses Trabanten, auf funktionsfähige und hochrangige Sozial- und Bildungssysteme sowie die Zugänglichkeit zentraler Literatur in Bibliotheken, sondern auch darauf, sich für die eigene Bewußtseinsbildung wichtige Aufklärerliteratur preiswert beschaffen zu können. Zu diesen Texten gehören Ihre Titel<sup>58</sup>.

Der Dritte: Ihnen und uns wünsche ich, daß Ihre Saat nun aufgeht. Dazu würden bspw. auf der Theorieebene gehören: Kriminalitätsgeschichten aller sog. monotheistischen ‘Hochreligionen’ sowie ‘der monotheistischen Hochreligion’ insgesamt<sup>59</sup> mit ihren zentralen Diversifikationen in Strukturvergleichen sowohl auf ‘theolo-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

gisch-weltanschaulich-ideologischer’ als auch auf politisch-lebenspraktischer ‘Ebene’; ethisch fundierte Kritiken an den sog. Heiligen Schriften aller großen Religionen sowie der Verflechtung von Religionen und Kapital in besonderer Berücksichtigung dabei verwandter Abschirmungstechniken samt Folgekosten; Entwürfe diverser Formen anthropo-, bio- und gaia-philer Ethiken; auf praktischer Ebene hingegen die Vorlage wichtigster Aufklärertexte in deutscher Sprache sowie in preiswerten Ausgaben<sup>60</sup>; Entwürfe und Realisierungsversuche biophilerer Lebensformen; und nicht zuletzt: intensivere Zusammenarbeit von Aufklärern hierzulande.

Der Vierte und vorerst Letzte: uns gratuliere ich dazu, daß Sie den Beginn Ihres neunten Jahrzehnts als eine psychophysisch und geistig so voll präsenzte Persönlichkeit erreicht sowie daß Sie sich als Person und Autor so entwickelt haben, wie Sie sich entwickelt haben: In den vergangenen Jahrzehnten haben Sie das Leben von Hunderttausenden Aufklärungsorientierter erleichtert<sup>61</sup> und deren Geist geschärft. Nicht zuletzt deshalb wünsche ich uns, daß Sie noch manch’ weitere Laudatio zu ertragen haben.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Karlheinz Deschner: *Interview mit Michael Meier, Sonntags-Zeitung, Zürich, 7. 4. 1996*; zitiert nach Karlheinz Deschner, .... Oben ohne.... Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke. Reinbek bei Hamburg, 1997, S. 361-362.

<sup>2</sup> *Arno-Schmidt-Preis*, 24.1.1988 (Laudatio von Jan Philipp Reemtsma: „Leichenbesichtigung“); *Alternativer Büchnerpreis*, 13.1.1993 (Laudatio von Horst Herrmann: Noch immer kräht der Hahn); *International Humanist Award*,

29.7.1993 (Laudatio von Klaus Sühl: „Der wichtigste geistige Vater des weltlichen Humanismus“); *Erwin-Fischer-Preis*, 20.9.2001 (Laudatio von Ludger Lütkehaus: „Das Subjektive ist das wahrhaft Objektive“) und *Ludwig-Feuerbach-Preis* (Laudatio von Johannes Neumann: „Empörer Menschenfreund“).

<sup>3</sup> *Meyers Enzyklopädisches Lexikon. Band 31: Deutsches Wörterbuch G-N*. Hgg. und bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim/Wien/Zürich, 1980, S. 1638.

<sup>4</sup> Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse* 170.

<sup>5</sup> *Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet von Karl Ernst Georges*. Nachdruck der 8. verb. u. verm. Aufl. von Heinrich Georges. Zweiter Band. Hannover, 1976, Sp. 586.

<sup>6</sup> Inzwischen fand ich diese Überlegung bei Karlheinz Deschner: *Wir brauchen keine Menschen, die denken können.... oder: Dicke Finsternis ruht über dem Lande*. Vorwort. In: Wolfgang Proske (Hg.), *Handbuch für konfessionslose Lehrer, Eltern und Schüler*. Das Beispiel Bayern. Aschaffenburg – Berlin, 1992, S. 15.

<sup>7</sup> Ein Beispiel in Karlheinz Deschner: *Was ich denke*. München, 1994, S. 26-27.

<sup>8</sup> Vgl. Karlheinz Deschner: *Lenaus metaphysische Verzweiflung und ihr lyrischer Ausdruck*. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde vorgelegt einer Hohen Philosophischen Fakultät der Julius-Maximilian-Universität zu Würzburg. Tag der mündlichen Prüfung 13.6.1951, IX und 374 Seiten. Wenige Jahre später hätte diese ausgezeichnete ihr Thema weit übergreifende Untersuchung sicherlich einen Verleger gefunden. Wer den Autor und Kritiker Deschner in seiner Genese und Entwicklung ‘studieren’ möchte – es lohnt sich! –, sollte mit der Lektüre dieser Dissertation einsetzen. Vielleicht findet sich jemand, der diese in großem Zeilenabstand maschinengeschriebene Untersuchung so transkribiert, daß sie – Zustimmung des Autors vorausgesetzt – im Druck vorgelegt werden kann. Übrigens demonstriert der das Deckblatt der eingereichten Dissertation zierende ur-

springliche Titel den Schwerpunkt der Untersuchung in höherem Maße als der spätere offizielle Titel, der diese Arbeit primär als Untersuchung der Lyrik Lenaus erscheinen läßt. Nach meinem Eindruck bewegt sich diese Arbeit im Grenzbereich von Literaturwissenschaft und Philosophie und konzentriert sich auf den Lyriker Lenau, dessen Lyrik als „Ausdruck“ metaphysischer Verzweiflung deskribiert und verständlich wird.

<sup>9</sup> Vgl. Karlheinz Deschner: *Was ich denke*, 1994, S. 26.

<sup>10</sup> Vgl. Ebenda, S. 42.

<sup>11</sup> Vgl. Ebenda, S. 12.

<sup>12</sup> Karlheinz Deschner: *Kitsch, Konvention und Kunst*. München, 1957; erw. Neuausgabe: Frankfurt am Main und Berlin, 1980.

<sup>13</sup> Karlheinz Deschner: *Warum ich Agnostiker bin*. In: ders. (Hg.), *Warum ich Christ / Atheist / Agnostiker bin*. Köln, 1977, S. 121; auch in: ders., ... *Oben ohne...*, 1997, S. 21; vgl. auch *Was ich denke*, 1994, S. 93.

<sup>14</sup> Karlheinz Deschner: *Warum ich Agnostiker bin*. In: ders. (Hg.), *Warum ich Christ / Atheist / Agnostiker bin*. Köln, 1977, S. 121, bzw. *Oben ohne*, S. 21.

<sup>15</sup> Erinnert sei an das Beispiel Nietzscheinterpretation, in der noch gegenwärtig fast durchgängig ein Bild Nietzsches gezeichnet wird, das nicht nur Nietzsches frühen kritischen Texten Hohn spricht, sondern auch Nietzsches aufklärerische Intentionen weitgehend ausklammert oder absichtsvoll vernebelt.

<sup>16</sup> Karl Marx: *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Marx-Engels Werke. Band I*. Berlin, 1972, S. 378.

<sup>17</sup> Im Sinne von Karlheinz Deschner: *Ecrasez l'infame oder Über die Notwendigkeit, aus der Kirche auszutreten*. In: ders. (Hg.), *Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin*. München, 1970, S. 7-19.

<sup>18</sup> Karlheinz Deschner: *Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums*. Düsseldorf und Wien, 1974.

<sup>19</sup> Karlheinz Deschner: *Der manipulierte Glaube*. München, 1971; Neuausgabe: *Der gefälschte Glaube. Eine kritische Betrachtung kirchlicher Lehren und ihrer historischen Hintergründe*. München, 1988.

<sup>20</sup> Die Bände des *Club Voltaire. Jahrbuch für kritische Aufklärung* 1-3 erschienen im Szczyzny Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Verlag München, 1963, 1965 und 1967; Band 4 dann 1970 ebenso wie eine Reihe anderer Titel des Szczeny-Verlags dann bereits bei Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.

<sup>21</sup> *MIZ. Materialien und Informationen zur Zeit. Politisches Magazin für Konfessionslose und AtheistiNNen*. Herausgeber: Internationaler Bund der Konfessionslosen und Atheisten (IBKA e.V.), PF 1745, 58017 Hagen. Auslieferung durch Alibri, PF 100 361, 63703 Aschaffenburg. Es erscheinen jährlich vier Hefte.

<sup>22</sup> *Aufklärung und Kritik. Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie*. Herausgegeben von der Gesellschaft für kritische Philosophie Nürnberg und derzeit 25 Mitherausgebern wie Hans Albert, Dieter Birnbacher, Horst Herrmann, Norbert Hoerster, Bernulf Kanitscheider und Gerhard Streminger. 1. Vorsitzender Georg Batz, M.A., Muggendorfer Str. 193, 90429 Nürnberg. Es erscheinen jährlich zwei Hefte sowie ein thematisch gebundenes Sonderheft (wie bspw. zu Feuerbach, Nietzsche, Hans Albert, Ernst Topitsch, Kontraktualismus). Die Zeitschrift erscheint als Mitgliederzeitschrift der Gesellschaft für kritische Philosophie, deren Jahresbeitrag EUR 35 beträgt, und wird kostenfrei an alle Hochschulen geliefert.

<sup>23</sup> Anders als die *Club-Voltaire*-Bände ist das bei Alibri, Aschaffenburg, seit 1996 unregelmäßig erscheinende *Skeptische Jahrbuch* in der Regel einem oder mehreren Schwerpunktthemen gewidmet. Es liegt in mittlerweile 3 Bänden vor; Band 4 steht vor der Auslieferung. Bisher erschienen: Michael Shermer, Benno Maidhof-Christig, Lee Traynor, *Argumente und Kritik. Skeptisches Jahrbuch 1997. Rassismus, die Leugnung des Holocaust, AIDS ohne HIV und andere fragwürdige Behauptungen*. Aschaffenburg, 1996; Michael Shermer, Benno Maidhof-Christig und Lee Traynor (Hg.): *Endzeitrausch. Propheten, Prognosen, Propaganda. Skeptisches Jahrbuch II*. Aschaffenburg, 1998; Shermer, Michael, und Lee Traynor: *Heilungsversprechen. Zwischen Versuch und Irrtum. Skeptisches Jahrbuch III*. Aschaffenburg, 2000.

<sup>24</sup> Karlheinz Deschner: *Kriminalgeschichte des Christentums. Band I: Die Frühzeit: Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des hl. Augustinus (430)*. Reinbek, 1986; *Band II: Die Spätantike. Von den katholischen Kinderkaisern bis zur Ausrottung der arianischen Wä-*  
*Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004*

*dalen und Ostgoten unter Justinian I. (527-565)*. Reinbek, 1988, und *Band III: Die Alte Kirche. Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung*. Reinbek, 1990. Während die Katholische Kirche einer Auseinandersetzung mit den übrigen Titeln aus dem Wege ging, wurde während einer dreitägigen Tagung der Katholischen Akademie Schwerte vom 1.-3.10.1992 eine Art Generalangriff mit knapp 20 Spezialisten gestartet, präsentiert dann in Hans Reinhard Seeliger (Hg.): *Kriminalisierung des Christentums? Karlheinz Deschners Kirchengeschichte auf dem Prüfstand*. Freiburg usw., 1993. Dazu kritisch der Laudator: *Das „einhellige“ oder ein scheinheiliges „Urteil der Wissenschaft“? Nachdenkliches zur Seriosität aktueller katholischer Überprüfungversuche der „Kriminalgeschichte des Christentums“ Karlheinz Deschners*. In: *MIZ XXIII*, 1/1994, S. 17-24, und 2/1994, S. 35-55; geringfügig überarbeitet in: Clara und Paul Reinsdorf: *Drahtzieher Gottes. Die Kirchen auf dem Marsch ins 21. Jahrhundert*. Aschaffenburg – Berlin, 1995, S. 141-72, und Karlheinz Deschner: *Wes Brot ich ess' oder 'Vor jeder Form von Macht auf dem Bauch'*. Zuerst in *Kriminalgeschichte des Christentums. Band V: 9. und 10. Jahrhundert. Von Ludwig dem Frommen (814) bis zum Tode Ottos III. (1002)*. Reinbek, 1997.

<sup>25</sup> Karlheinz Deschner: *Warum ich Agnostiker bin*. In: ders. (Hg.), *Warum ich Christ / Atheist / Agnostiker bin*. Köln, 1977, S. 115-198; geringfügig überarbeitet nun auch in: ders., ... *Oben ohne...*, 1997, S. 16-114.

<sup>26</sup> Karlheinz Deschner (Hg.): *Jesusbilder in theologischer Sicht*, 1966.

<sup>27</sup> Karlheinz Deschner: *Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franko, Hitler und Pavelic*, 1965.

<sup>28</sup> Karlheinz Deschner (Hg.): *Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum ewigen Leben*, 1970. Beiträge von K.H. Poppe (*Vom Toleranzedikt zum Kirchenstaat*), Klaus Ahlheim (*Von Karl dem Grossen bis zum Beginn des ersten Kreuzzugs und Kreuzzüge und Ketzerkriege in Europa*), Hans Wollschläger (*Die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem. Geschichte der Kreuzzüge*) und Wolfgang Beutin (*Neuzeit. Die religiöse Besessenheit Europas bis zu den Weltkriegen*).

<sup>29</sup> Karlheinz Deschner: *Musik des Vergessens. Über Landschaft, Leben und Tod im Hauptwerk Hans Henny Jahns* [Vortrag am 11.12.1994].

Bad Nauheim, 2003, S. 9.

<sup>30</sup> Karlheinz Deschner: *Dornröschenräume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens*. München, 1989.

<sup>31</sup> Karlheinz Deschner: *Opus diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn*. Reinbek, 1987, und ... *Oben ohne...* Hamburg, 1997.

<sup>32</sup> Da jeder dieser mir bisher zugänglich gewordenen Sammelbände Deschners über eine erfreulich hohe Zahl substantieller Beiträge verfügt, liste ich – soweit mir momentan zugänglich – deren Autoren und zuweilen auch Themen auf.

<sup>33</sup> Eine Reihe der Antworten ist von beeindruckender Klarheit; andere bieten die üblichen Platzpatronen und Luftnummern. Der Band belohnt kritische Lektüre und bietet neben dem Vorwort des Herausgebers Beiträge von Hermann Kesten (*Flüchtige Anmerkungen eines Moralisten zum Christentum*), Heinrich Böll, Hans Erich Nossack (*Der Weg ins Verschweigen*), Joachim Maass, Joseph Bernhart, Martin Kessel, Wolfgang Weyrauch, Max Brod, Arno Schmidt (*Atheist? Allerdings!*), Hans Urs von Balthasar, Hans Georg Brenner, Johannes Urzidil, Arnold Zweig, Ludwig Marcuse (*Das Wesen der Christentümer*), Stefan Andres, Heinz Risse, Robert Neumann und Axel Eggebrecht.

<sup>34</sup> Die Beiträge stammen von Carl Schneider (*Das Jesusbild der historisch-kritischen Theologie*), Ulrich Neuenschwander (*Jesus von Nazareth nach dem Verständnis der „Konsequenzen Eschatologie“*), Emil Fuchs (*Jesus von Nazareth im Glauben eines Christen, der Sozialist ist*), Otto Wolff (*Das pazifistische Jesusbild*), Friedrich Pzillas (*Der Messiaskönig Jesus*), Joseph Rupert Geiselmann (*Das katholische Jesusbild*), Albrecht Ulrich Peters (*Das Christuszeugnis Luthers*), Herbert Landau (*Jesus in jüdischer Sicht*) und Hermann Raschke (*Der ungeschichtliche Jesus*).

<sup>35</sup> Der einen christentumskritischen Katechismus mit z.T. sonst unüblichen Argumenten präsentierende lesenswerte Band enthält neben dem Vorwort des Herausgebers die Antworten von Gerhard Frankenberg, Kurt Port, Robert Mächler, Jens Bjerneboe, Frederic Vester, Gerhard Zwerenz, Klaus Harpprecht, Wolfgang Baranowsky, Otto F. Gmelin, Wolfgang Beutin, Hans Wollschläger und Joachim Kahl.

<sup>36</sup> Beiträge von Friedrich Heer (*Warum ich Christ*

*bin*), Joachim Kahl (*Warum ich Atheist bin*) und Karlheinz Deschner (*Warum ich Agnostiker bin*).

<sup>37</sup> Die Beiträge: Klaus Ahlheim (*Celsus, Fr.Hebbel*), Wilhelm Halbfass (*Porphyrios, D.Diderot*), K.R. Poppe (*Kaiser Julian*), Anton Kaiser (*G.Bruno*), Volker Mack (*P.Bayle, C.A.Helvétius*), Volker Neumann (*Voltaire, Stendhal*), Egbert Hoehl (*P.Th.D'Holbach*), Gerhard von Frankenberg (*Fr.d.Grosse, J.W.Goethe*), Joseph Welter (*A.Schopenhauer*), Georg Borchardt (*P.B.Shelly*), Wolfgang Beutin (*H.Heine, L.Feuerbach, Fr.Nietzsche*), Richard Klaus (*G.Leopardi*), Karl Becker (*D.Fr.Strauss*), Rudolf Genschel (*Ch.Darwin*), Hans-Martin Sass (*Br.Bauer*), Wolfgang Baranowsky (*M.A.Bakunin*), Walther Müller-Jentsch (*K.Marx, F.Engels*), Thomas Ayck (*M.Twain*), Hans Erich Lampl (*F.C.Overbeck*) und Robert Mächler (*E.v.Hartmann*).

<sup>38</sup> Beiträge von Karlheinz Deschner (*O.Panizza, H.Miller*), Hans Wollschläger (*S.Freud*), Brigitta Baden (*G.B.Shaw*), Klaus M. Rarisch (*A.Holz*), Wilhelm Halbfass (*A.Dharmapala*), Helga Halbfass (*A.Gide, B.Russell*), Paul Rolinec (*W.I.Lenin*), Thomas Ayck (*Th.Lessing*), Hans Eggert Schröder (*L.Klages*), Jens Bjerneboe (*R.M.Rilke, A.Overland*), Libbe van der Wal (*L.Polak*), Joseph Welter (*G.Benn*), Kurt Exner (*J.Huxley*), Wolfgang Beutin (*K.Tucholsky, B.Brecht*), Hans Wolffheim (*H.J.Jahnn*), Udo Pillokat (*A.Camus*) und Wolfgang Baranowsky (*G.Szczesny*)

Die einbändige Neuausgabe (München, 1986) verzichtet aus Umfangsgründen auf die Beiträge zu Stendhal, B.Bauer, F.C.Overbeck, G.B.Shaw, A.Dharmapala, A.Gide, L.Polak, G.Benn, J.Huxley, A.Overland, B.Brecht und G.Szczesny; der Beitrag zu Kaiser Julian stammt nun vom Herausgeber. Manche der Beiträge sind gekürzt, andere wurden erweitert.

<sup>39</sup> Beiträge von Hans Albert, Günther Anders, Jens von Bandemer, Schalom Ben-Chorin, Joachim-Ernst Berendt, Hermann Bondi, Ernest Borneman, Francois Cavanna, Dobrica Cosic, Georg Denzler, Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Hans J. Eysenck, Ossip K. Flechtheim, Monika Griefahn, Hartmut von Hentig, Horst Herrmann, Edgar Hilsenrath, Norbert Hoerster, Keith Jarrett, Udo Jürgens, Klaus Katzenberger, Günther Kehler, Petra Kelly, Paul Kurtz, Robert Mächler, Norman Mailer, Nelly Moja, Nevill Mott, Hubertus Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Mynarek, Johannes W. Neumann, Ursula Neumann, Milan Petrovic, Ernst Reinhard Piper, Karl Popper, Uta Ranke-Heinemann, Jan Philipp Reemtsma, Edzard Reuter, Adolf Martin Ritter, Peter Roos, Heike Sander, Fernando Savater, H.J.Schmidt, Hubert Selby, Peter Singer, Dorothee Sölle, Wolfgang Speyer und Tomi Ungerer.

<sup>40</sup> In: Wolfgang Proske (Hg.), *Handbuch für konfessionslose Lehrer, Eltern und Schüler. Das Beispiel Bayern*. Aschaffenburg – Berlin, 1992.

<sup>41</sup> Karlheinz Deschner: *Ärgernisse. Aphorismen*. Hamburg, 1994, S. 89.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 26.

<sup>43</sup> Karlheinz Deschner: *Mörder machen Geschichte. Aphorismen*. Basel, 2003, S. 11.

<sup>44</sup> Karlheinz Deschner und Horst Hermann: *Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt*. Hamburg, 1991.

<sup>45</sup> Karlheinz Deschner: *Mörder machen Geschichte. Aphorismen*. Basel, 2003, S. 65.

<sup>46</sup> Dazu genauer Paul Rabbow: *Seelenführung. Methodik der Exerzitien in der Antike*. München, 1954, sowie Pierre Hadot: *Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike*. Berlin, 1991, und *Wege zur Weisheit oder Was lehrt uns die antike Philosophie?* Frankfurt am Main, 1999.

<sup>47</sup> Dazu genauer Hans Albert: *Europa und die Zähmung der Herrschaft. Der europäische Sonderweg zu einer offenen Gesellschaft*. In: ders., *Freiheit und Ordnung*. Tübingen, 1986, S. 9-59.

<sup>48</sup> Karlheinz Deschner: *Was ich denke*, 1994, S. 41.

<sup>49</sup> Karlheinz Deschner: *Ärgernisse. Aphorismen*, 1994, S. 12.

<sup>50</sup> Dazu vgl. etwa Kurt Flasch: *Aufklärung im Mittelalter? Die Verurteilung von 1277. Das Dokument des Bischofs von Paris*, übersetzt und erklärt von K. Flasch. Mainz, 1989.

<sup>51</sup> Es erübrigt sich wohl, die nach meinem Eindruck wichtigsten Schriften von Sir Karl Raimund Popper hier aufzulisten. Doch selbst wer noch aufs Elementarste zurückgeschliffene Aufsätze und Vorträge aus Poppers neuntem Jahrzehnt liest, wird sich dem Eindruck prämissenorientierter ingenieüser Intelligenz kaum zu entziehen vermögen. Poppers Problematisierung von Strukturen abendländischer Begründungsstrategeme ermöglicht Ansätze realitätstreuerer Philosophie und Wissenschaft, deren Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Konsequenzen noch längst nicht ausgeschöpft erscheinen.

<sup>52</sup> Weitere wichtige Untersuchungen von Gerhard Szczesny: *Das sogenannte Gute. Vom Unvermögen der Ideologen*. Reinbek, 1971, und: *Die Disziplinierung der Demokratie oder Die vierte Stufe der Freiheit*. Reinbek, 1974.

<sup>53</sup> Für noch lange zentrale halte ich von Topitschs Untersuchungen insbesondere *Vom Ursprung und Ende der Metaphysik. Eine Studie zur Weltanschauungskritik*. Wien, 1958 (seitenveränderter Nachdruck mit Nachwort: München, 1972), *Über Leerformeln. Zur Pragmatik des Sprachgebrauchs in Philosophie und politischer Theorie*. In: ders., Hg., *Probleme der Wissenschaftstheorie*. Wien, 1960, S. 233-64, *Die Sozialphilosophie Hegels als Heilslehre und Herrschaftsideologie*. Neuwied, 1967, erw. <sup>2</sup>1981, *Die Voraussetzungen der Transzendentalphilosophie. Kant in weltanschauungsanalytischer Beleuchtung*. Hamburg, 1975, Tübingen, 2. überarb. und erw. Auflage 1992, *Erkenntnis und Illusion. Grundstrukturen unserer Weltauffassung*. Hamburg, 1978, 2. überarb. und erw. Auflage. Tübingen, 1988, und *Heil und Zeit. Ein Kapitel zur Weltanschauungsanalyse*. Tübingen, 1990.

Sammelbände: *Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft*. Neuwied, 1961, <sup>2</sup>1966, *Mythos Philosophie Politik. Zur Naturgeschichte der Illusion*. Freiburg im Breisgau, 1969, *Gottwerdung und Revolution. Beiträge zur Weltanschauungsanalyse und Ideologiekritik*. Pullach, 1973, und: *Studien zur Weltanschauungsanalyse*. Hgg. v. Wilhelm Baum. Wien, o.J. (1996).

<sup>54</sup> Hans Alberts wichtigste Untersuchungen dürften sein: *Traktat über kritische Vernunft*. Tübingen, 1968, <sup>5</sup>1991, *Theologische Holzwege. Gerhard Ebeling und der rechte Gebrauch der Vernunft*. Tübingen, 1973, *Transzendente Träumereien. Karl-Otto Apels Sprachkritik und sein hermeneutischer Gott*. Hamburg, 1975, *Traktat über rationale Praxis*. Tübingen, 1978, *Das Elend der Theologie. Kritische Auseinandersetzung mit Hans Küng*. Hamburg, 1979, *Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft*. Tübingen, 1982, *Freiheit und Ordnung*. Tübingen, 1986, *Kritik der reinen Erkenntnislehre. Das Erkenntnisproblem in realistischer Perspektive*. Tübingen, 1987, *Kritik der reinen Hermeneutik. Der Antirealismus und das Problem des Ver-*

stehens. Tübingen, 1994, *Kritischer Rationalismus. Vier Kapitel zur Kritik illusionären Denkens*. Tübingen, 2000, und *Kritik des transzendentalen Denkens. Von der Begründung des Wissens zur Analyse der Erkenntnispraxis*. Tübingen, 2003.

Kleinere Arbeiten finden sich in den Sammelbänden *Plädoyer für kritischen Rationalismus*. München, 1971, *Konstruktion und Kritik. Aufsätze zur Philosophie des kritischen Rationalismus*. Hamburg, 1972, *Kritische Vernunft und menschliche Praxis. Mit einer autobiographischen Einleitung*. Stuttgart, 1987, und insbes. nun in *Hans Albert Lesebuch*. Tübingen, 2001.

<sup>55</sup> Karlheinz Deschner: *Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen*. Basel, 1985, S. 13.

<sup>56</sup> Über viele Details berichtet mit dem Schwerpunkt des deutschen Sprachraums die „Internationale Rundschau“ der Vierteljahresschrift MIZ seit mittlerweile mehr als drei Jahrzehnten.

<sup>57</sup> Vgl. Carsten Frerk: *Finanzen und Vermögen der Kirchen in Deutschland*. Aschaffenburg, 2002; Gerhard Rampp: *Kirche und Geld: die untrennbaren siamesischen Zwillinge*. In: Clara und Paul Reinsdorf: *Drahtzieher Gottes. Die Kirchen auf dem Marsch ins 21. Jahrhundert*. Aschaffenburg – Berlin, 1995, S. 17-44, und Horst Herrmann: *Die Kirche und unser Geld. Daten Tatsachen Hintergründe*. Hamburg, 1990.

<sup>58</sup> Dazu rechne ich ausdrücklich auch die diversen Sammelbände, deren Beiträge z.T. beeindruckendes aufklärerisches Niveau demonstrieren und Kritikpunkte in der Regel oftmals klarer ansprechen als von renommierten Vertretern der betreffenden Disziplin zu erhoffen ist.

<sup>59</sup> Beachtenswerte Ansätze finden sich bspw. schon bei David Hume, wenn er in *Die Naturgeschichte der Religion* Polytheismus und Monotheismus im Blick auf Verfolgung und Duldung, Mut und Erniedrigung, Vernunft und Vernunftwidrigkeit, Zweifel und Überzeugung usw. diskutiert. Vgl. David Hume: *Die Naturgeschichte der Religion / Über Aberglaube und Schwärmerei / Über die Unsterblichkeit der Seele / Über Selbstmord*. Übers. u. hgg. v. L. Kreimendahl. Hamburg, 1984, S. 36ff.

Zu Hume als Aufklärer sind bes. aufschlußreich die kleineren Arbeiten Norbert Hoersters *David Hume: Existenz und Eigenschaften Gottes*. In:

Josef Speck (Hg.): *Grundprobleme großer Philosophen*. Philosophie der Neuzeit I. Göttingen, 1979, S. 240-275, und *David Hume*. In: ders. (Hg.): *Klassiker des philosophischen Denkens*. Band 2. München, 7/2003, S. 7-46, sowie das Nachwort seiner Übersetzung von Humes Dialoge über natürliche Religion. Stuttgart, 1981ff., S. 147-158; und natürlich die Untersuchungen Gerhard Stremingers wie insbes. *David Humes Religionspsychologie*. In: Salamun (Hg.): *Sozialphilosophie als Aufklärung*. Festschrift für Ernst Topitsch. Tübingen, 1979, S. 297-314, *Hume*. Reinbek bei Hamburg, 1986ff., *David Hume. Sein Leben und Werk*. Paderborn, München, Wien, Zürich, 1994, *David Hume: „Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand“*. *Ein einführender Kommentar*. Paderborn usw., 1994, *Religiosität eine Gefahr für Moralität? Bemerkungen zu einem kaum beachteten Aspekt der Humeschen Religionsphilosophie*. In: *Aufklärung und Kritik* I. 1994/1, S. 28-44, *David Hume – sein Werk für die Aufklärung*. In: ders., *Der natürliche Lauf der Dinge. Essays zu Adam Schmith und David Hume*. Marburg, 1995, S. 33-54, *David Humes Wunderanalyse*. In: *Aufklärung und Kritik* 2/2003, S. 205-224, sowie *Vater der modernen Philosophie. Zahlreiche neue Bücher berichten über die schottische Aufklärungstradition. Der herausragende Denker dieser Zeit war David Hume. Der in Kontinentaleuropa kaum wahrgenommene Philosoph prägte Immanuel Kant, Adam Smith und Charles Darwin. Sein Werk ist verblüffend modern*. In: *Weltwoche* 7/2004, S. 56-63.

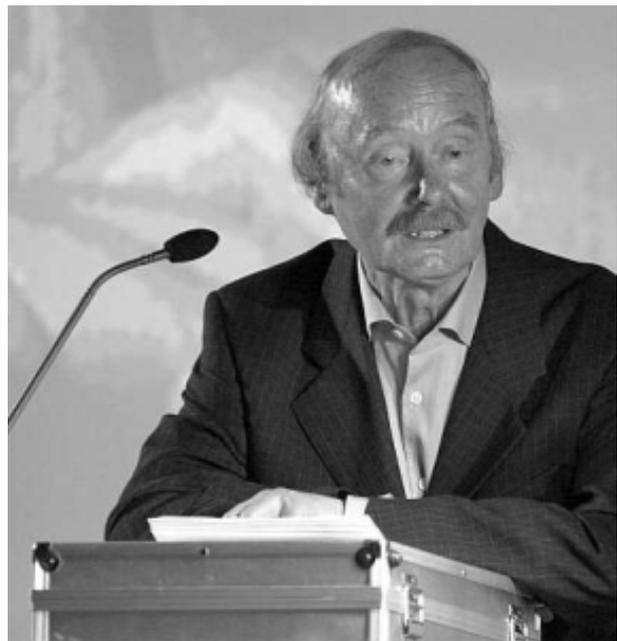
<sup>60</sup> Es ist ja mittlerweile ja kein Geheimnis mehr, daß mit der *Giordano Bruno Stiftung* des Deschnermäzens Herbert Steffen (Johann Steffen Straße 1, 56869 Mastershausen) ein Versuch initiiert wird, neben anderem auch ein Forum für Aufklärung zu schaffen. Doch Aufklärung bedarf uneigennütziger Hilfe von mehr als nur einer Handvoll Aufklärer. So erwähne ich nun in Ergänzung meines Vorschlags einer Gründung einer „Stiftung Aufklärung“ aus der ersten Jahreshälfte 2000, der in meinem Band *Der alte Ortlepp war's wohl doch oder Für mehr Mut, Kompetenz und Redlichkeit in der Nietzscheinterpretation*. Aschaffenburg, 2001, S. 350, aufgenommen ist, nun einige Punkte, die für manchen zwar banal klingen mögen, die nach meinem Eindruck aber von großer Bedeutung sind. *Aufklärung und Kritik*, Sonderheft 9/2004

In „Statt eines Nachworts: Vorschlag zur Bildung eines stillen Netzwerks in der Absicht, Philosophie, Wissenschaft und Interpretation nicht weiterhin korrumpieren zu lassen“ (Ebenda, S. 345-353) hatte ich zwar formuliert, „Manchmal denke ich, es fehlt an einsichtigen Therapeuten, die beispielsweise Emeritierten Lebensmut machen und mit ihnen Programme erarbeiten, deren Erfüllung aufklärungsrelevant sein könnte für Generationen“ (S. 346), doch das ist allzu einschränkend, denn schließlich gilt das nicht nur für emeritierte Universitätsprofessoren älterer Generationen.

So geht es allmählich darum, daß unterschiedlichste Kompetenzen zugunsten des Projekts Aufklärung produktiv gemacht werden können: ohne daß freilich in finanzieller Hinsicht irgendwie Gewinn gemacht werden kann. Wie bspw. Professoren, die auf Autorenhonorare verzichten und ggf. sogar Druckkosten vorfinanzieren, um dem Zeitgeist widersprechende Untersuchungen nicht lediglich im Internet vorlegen zu können, zugunsten des Projekts Aufklärung auf Einnahmen verzichten, so könnten ggf. auch andere wie bspw. pensionierte Lehrer zugunsten eines Projekts Aufklärung ihre Kompetenzen unentgeltlich einbringen. Wie wichtig wäre es bspw., Texte französischer oder anderer Aufklärer, die noch keineswegs übersetzt sind, subtil ins Deutsche zu übertragen. Sollte das nur handschriftlich oder per Schreibmaschine möglich sein, müßten dann andere Personen diese Skripten so in moderne Medien übernehmen, daß sie mit möglichst wenig weiterem Aufwand im Druck vorgelegt zu werden vermögen. Doch auch im Blick auf das Rezensionswesen sind wohl nicht nur Kleinigkeiten zu verbessern. Meines Wissens gibt es gegenwärtig jedoch ebensowenig jemanden, der derartige Arbeiten zu koordinieren vermöchte, wie es jemanden gibt, an den sich Interessierte wenden können, wenn sie zu derartigen Hilfsleistungen bereit wären. Auch in dieser Hinsicht könnte die Giordano Bruno Stiftung (Geschäftsführer der GBS Dr. Michael Schmidt-Salomon, Monter Wiese 37, 54309 Newel-Butzweiler, Tel. 06505/99053, Fax: 99054) ein Anlaufspunkt werden. (Sollte sich jemand lieber an mich persönlich wenden wollen, so geben Sie eine Nachricht an mein Postfach 322 in 58335 Breckerfeld.)

<sup>61</sup> Wem diese Behauptung übertrieben erscheint, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

der überprüfe sie an Hand der Auswahl von Briefen an Karlheinz Deschner, die von den beiden Töchtern Deschners herausgegeben wurde und leider seit vielen Jahren vergriffen ist: „*Sie Ober-teufel!*“ *Briefe an Karlheinz Deschner*. Hgg. v. Bärbel und Katja Deschner. Mit einem Vorwort von Hermann Gieselbusch. Hamburg, 1992.



Karlheinz Deschner  
bei seinem Redebeitrag



Hermann Josef Schmidt  
während seiner Laudatio

## Warum man zu Lebzeiten nicht aus seiner Haut fahren kann

*Redebeitrag zur Begehung meines 80. Geburtstages am 23. Mai 2004\**

---

Herr Staatssekretär Dr. Sühl, Herr Landrat Handwerker, Herr Bürgermeister Eck, liebe, sehr verehrte Damen und Herren!

Warum – warum bin ich, tief überzeugt doch, daß unser Fleisch wie Gras, wie ein Wind-Hauch vergeht, daß man den Staub eines Königs noch sehen kann, wo er ein Spundloch verstopft, daß unsre ganze gloriose Geschichte – dies Danaiden-, dies Sisyphus-Spektakel, diese vergleichsweise lächerlich kraftlose Exaltation – sternschnuppenhaft verglühen wird unter dem eisigen Schweigen des unendlichen Raums über uns, das Pascal so erschreckt, warum also bin ich, ist all dies, Wissenschaft wie Kunst, Weltreiche und Weltreligionen und die immer fataler Welt wie Mensch verwirtschaftende Weltwirtschaft sub specie aeternitatis, um nicht zu pathetisch zu sein, doch für die Miezekatz, warum bin ich armer Tor mit achtzig Jahren noch so wenig „geläutert“, „gereift“, so geistig unbescheiden-eitel, daß ich mich feiern lasse wie einen Preisochsen!?

Ich bin gehalten, meine Damen und Herren, nicht mit Cassandra-Rufen, mit allerlei trüben pessimistischen Absichten, Ansichten, Einsichten, Aussichten die Feststimmung zu vermiesen. Doch beiseite, daß der ja kaum gestreifte Vanitas-Vanitatum-Aspekt zwar unbestreitbar trüb, trist, aber ganz realistisch ist: ich kann einfach – zu Lebzeiten – aus meiner Haut nicht heraus, wie Sie alle nicht aus der Ihren, und gerade das sei kurz thematisiert.

Doch zuvor noch: Warum diese Feier? Nun, etwas professionelles Denken sprach da schon mit, Rücksicht auf Verleger, auf Agenten, Übersetzer, Förderer, Fans, die alle, wie vom folgenden Autorentod, so auch von dessen augenfälligen Vorböten, den „besonderen“ Altersgeburtstagen eben und deren Zelebration, eine kleine Publizitätswelle erwarten – der Autor macht sich auch hier wenig vor. Doch ein sehr egoistisches Motiv hatte er, den Wunsch nämlich, so noch einmal viele ihm liebe, von ihm hochgeschätzte Menschen zu sehen, deren meiste er sonst wohl nie mehr sehen würde.

Vielleicht ist ja auch das noch von Eitelkeit, Ehrgeiz angekränkelt, obwohl ich aufrichtig bekenne, was überraschen, bezweifelt werden mag, daß ich auf das, was ich schrieb, auf meine Lebensarbeit, nie stolz gewesen bin und mir auch heute nichts darauf zugute halte.

Denn alle Schaffenselemente sind Dotationen von fernher, von Ahnen, von Ungezähltem, das auf sie wirkte, von Leuten, Völkern, nie von uns erblickten Landschaften, nie erfahrenem Erleben. Alle Faktoren der Intelligenz, Kreativität, des Fleißes, die Fähigkeit zu reagieren oder nicht oder so und nicht anders, all dies und tausend mehr ist bekanntlich Ergebnis dessen, was in uns angelegt und zumal in früher Kindheit beeinflußt worden ist, wobei sowohl das *Vererbte* wie das durch *Erziehung* Bedingte gleichmächtig die Programmierung der Gehirnfunktionen bestimmt.

Spinoza schrieb, ich zitiere aus dem Gedächtnis: Wenn ein Stein, den man wirft, während seines Flugs plötzlich Bewußtsein bekäme, würde er auch denken, wie fliege ich doch so herrlich frei dahin!

Ich spreche, notgedrungen vereinfachend, von den Auseinandersetzungen gleichsam mit uns selbst, den Direktiven, die wir uns in scheinbar eigener Machtvollkommenheit erteilen, während wir in Wirklichkeit der Spielball ganzer Kaskaden von Befindlichkeiten, Neigungen, Trieben, von unbewußten Strebungen sind, weniger ihr Herr als ihr Knecht.

„Ich will“ – ein Euphemismus, Schönfärberei, Illusion. Der Mensch kann zwar tun, was er will, so Schopenhauer, doch nicht wollen, was er will. Gewiß meinen wir, die Wahl zu haben, haben sie aber nur abstrakt zwischen zwei, drei, vielen Möglichkeiten. Tatsächlich tun wir, umzingelt von neuronalen Prozessen, Motivsituationen, von unbewußten Komplexvorgängen, immer nur das Eine, gelenkt vom stärksten Motiv.

Unser Wille ist also kein besonderes Seelenvermögen, dies der einhellige Befund führender Neurowissenschaftler, ist nicht die treibende Kraft unserer psychophysischen Aktivitäten, sondern ein Konstrukt. Er ist stark oder schwach, doch stets vorgeprägt, stets abhängig von Reiz und Reaktion, dem unheimlich komplizierten Zusammenspiel nervaler Geflechte im Hirn, von Neuronen, Fibrillen, Synapsen; er ist nie ursachlos, vielmehr, wie anderes Naturgeschehen – ein Axiom szientifischer Forschung – dem Kausalgesetz unterworfen. Die Quantentheorie, von den Verteidigern der Willensfreiheit oft beschworen, hat damit absolut nichts zu tun. Bedeutende Physiker des 20. Jahrhunderts, Einstein, Oppenheimer, haben sich von den indeterministischen Wunschträumen klar distanziert.

Das Gefühl der Willensfreiheit, teils optische Täuschung, teils bewußte Falschmünzerei, wurde seit langem im Menschen herangezüchtet und schmeichelt auch nicht wenig seinem Selbstbewußtsein. Zudem fühlen wir uns oft frei, frei von dem oder jenem, frei für dieses und das, sind aber durch eine unerforschbare Vielzahl äußerer und innerer Gegebenheiten bestimmt, die zwar nicht das Gefühl der Freiheit verhindern – doch die Freiheit. Ergo geht es uns wie dem Lauf des Wassers, das seinen Weg nimmt, sind wir nicht freier als der Schauspieler im Stück, als die Marionette im Theater, als der Kettenhund an der Kette – nur unsere Kette ist länger. Alles im Leben geschieht so freiwillig wie unsre Geburt. Oder unser Tod. Denn selbst wenn wir ihn scheinbar freiwillig herbeiführen – wieviel Zwänge stehen dahinter!

Kein Grund somit, ich fasse zusammen, auf eine Leistung stolz zu sein: Einerseits stammen sämtliche Voraussetzungen dafür von anderen, andererseits ist unser eigenes Handeln gänzlich necessisiert, das heißt unausweichlichen Zwangsläufigkeiten unterworfen.

Nun steht der positiven Determiniertheit die negative gegenüber. Und so wenig der Begünstigte („Jeder ist seines Glückes Schmied!“, was für ein Unsinn!) für sein Glück kann, so wenig der Benachteiligte („Selber schuld!“, derselbe Quatsch!) für sein Pech.

Schon Lichtenberg mahnt: „Wenn du die Geschichte eines großen Verbrechers liest, so danke immer, ehe du ihn ver-

dammst, dem gütigen Himmel, der dich mit deinem ehrlichen Gesicht nicht an den Anfang einer solchen Reihe von Umständen gestellt hat.“ Und der von Lichtenberg gar nicht geschätzte Goethe gesteht doch ganz in seinem Sinn: „Ich kann mir kein Verbrechen denken, das ich nicht unter den gegebenen Umständen auch hätte tun können.“ Nietzsche urteilt sogar, reiche die Kenntnis eines Delikts und seiner Vorgeschichte nur weit genug, *müssen* die von einem Verteidiger der Reihe nach erbrachten sogenannten Milderungsgründe „endlich die ganze Schuld hinwegmildern.“

Gewiß, wenn Kriminelle, die übelsten, schändlichsten selbst, viele weltliche wie geistliche Potentaten, nicht schuldig, wenn sie sozusagen entschuldet sind, heißt das keinesfalls, die Gesellschaft solle ihnen gegenüber untätig sein.

Sie muß sich natürlich schützen, möglichst jedoch schon *präventiv*, indem sie *allen* ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht bzw. dessen Saboteure, Ruinierer rechtzeitig entmachtet.

In der *Reaktion* aber auf die Gescheiterten ist ein Umdenken notwendig. Anstelle des alteingewurzelten, noch alttestamentarischen Vergeltungsschemas – Aug um Aug, Zahn um Zahn, welch unendliches Unheil resultiert daraus! –, anstelle dieses schier ewigen Schuld- und Sühneschreiß muß, so verdammenswert die kriminelle *Tat* ist und bleibt, das Verstehen, die wirkliche Sozialisierung des *Täters* treten, was viele Experten, Ethologen, Biologen, Psychologen, Anthropologen, Soziologen, auch namhafte Strafrechtsreformer wie Fritz Bauer oder Eduard Kohlrausch, längst fordern.

Denn gerächt ist nicht gerecht, Rache nicht Gerechtigkeit. Verabscheuenswert ist nicht

der unter dem ehernen Zwang der Bedingtheiten Gestrandete, sondern wer ihn vom hohen Roß aus so überheblich wie dummdreist verdammt. Je primitiver ein Mensch, je ahnungsloser, unbelehrter, und sei er noch so gelehrt, desto lauter das berüchtigte Rübe-ab-Gebrüll, ohne tieferes Verständnis für die Gründe und Abgründe eines jeden von uns, des Glücklichen wie des Unglücklichen.

Ganz anders dagegen, um auch mal ans Christentum zu erinnern, so manches Verhalten des synoptischen Jesus (denn von einem historischen, Ergebnis jahrhundertelangen theologischen Forschens, wissen wir so gut wie nichts), wie anders doch der synoptische Jesus, der Umgang pflegt auch mit Sündern, mit Huren, der „in schlechter Gesellschaft“, ein theologischer Buchtitel, lebt. Der auf ihn rekurrierende Klerus aber ist vom 4. Jahrhundert bis heute der Kollaborateur der Mächtigen, der Unterdrücker, Ausbeuter, ist Komplize jener, die die Völker vergewaltigen und sich dafür, so sagt dieser Jesus, auch noch „Wohltäter“ nennen lassen (Lk. 22,25; vgl. Mt. 20,25). Mir wirft man vor, nur das Negative der Kirche zu sehen. Doch was wäre kritikwürdiger als die Verkehrung fast all dessen, was etwa die Bergpredigt preist, ins Gegenteil während einer zweitausendjährigen Geschichte von Tränen und Blut!

In der Praxis der Kirche also, die sich auf Jesus beruft, gab es, wie in den anderen monotheistischen Religionen, Ausnahmen und Augenwischereien beiseite, kein verstehendes Erbarmen mit den „Sündern“, sondern ein nahezu endloses Arsenal von Strafen, oft schrecklichsten, bis hin zum Scheiterhaufenfeuer, bis hin zur permanenten Androhung ewigen Höllenfeuers; stets, versteht sich, unter Voraussetzung Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

der Lehre vom freien Willen, die der Klerus, wie jede Obrigkeit, braucht, um strafen zu können. Denn der Klerus besteht auf der Strafe, er lebt von der Strafe, er liebt die Strafe, vom Beichtvater bis zum Himmelvater, dem lieben, straft da alles. Ja, nur des Strafens wegen, höhnt Nietzsche, haben die Priester den freien Willen erfunden, dies „Folter-Instrument“, dies „anrühigste Theologen-Kunststück“ – allen Prädestinationsdoktrinen, allen Behauptungen von Vorherbestimmung des Einzelnen zur Seligkeit oder Verdammnis durch Gottes „Gnadenwahl“ zum Trotz: eine Paradoxie ohne Gleichen.

Dagegen erhoffen auch namhafte Vertreter der neuesten Hirnforschung von der radikalen Revision der indeterministischen Vorstellung zugunsten einer genetisch-biographischen Determiniertheit unseres Wesens und Wollens ein gänzlich anderes Verhalten gegenüber den Verlierern, den Verfemten der Gesellschaft: nicht rechthaberisch, nicht arrogant, sondern demütig und bescheiden, kurz ein vom Verstehen geprägtes Lebensgefühl.

Kein Grund somit zu selbstgerechtem, ja verachtungsvollem Dünkel gegenüber den Zukurzgekommenen, die, weniger begünstigt, weniger Glück hatten als wir, die scheiterten.

Früher oder später trifft es jeden von uns, ereilt es uns alle gleich dem Kranich, dessen Klage ich einst in der Herbstnacht vernahm, immer tiefer, näher sinken hörte, immer breitere bresthafte Schreie voller Qual zum Himmel hin, wo der Ruf der Genossen fortzog, rasch leiser werdend ins Dunkel glitt, abschiednehmend vielleicht, vielleicht aber auch ganz unberührt, nur langhalsig schwingendes Singen der Luft um sich, nur Neuem, Lockendem, Fernem Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

zu, bis einmal freilich auch jeder von ihnen fallen, verschwinden wird, weil alles Fleisch wie Gras, wie ein Wind-Hauch vergeht...

Ich blicke nicht ohne große Trauer auf mein Leben zurück; doch tief dankbar allen, die mitwirkten daran, mein Denken prägend, Fühlen, Schreiben. Dankbar jenen, die mich, weit mehr noch als der Krieg, dem Blut- und Heuchelwahn des Christentums entrissen: Kant, Schopenhauer, Nietzsche. Dankbar so vielen großen Dichtern, Malern, dankbar Anton Bruckner zumal. Dankbar denen, ohne die ich nicht wäre heute: meinen Eltern zuerst, der Familie in der Kindheit, der Familie später, zahlreichen Freunden, Helfern, meist in den Widmungstabellarien der Kriminalgeschichte des Christentums genannt, wahre Glücksfälle darunter. Vor allem Fredi Schwarz, der so großzügig wie verständnisvoll und uneigennützig an meinem Schaffen teilnahm: Übrigens nicht nur mir beistand, sondern etwa, wenn auch auf ganz andre Weise, und dies sei nicht bloß curiositatis causa gesagt, auch dem wiederholt von ihm Hilfe erbittenden Apostolischen Legaten Roncalli, dem späteren Papst Johannes XXIII. Als Fredi Schwarz, zuletzt in Luzern lebend, starb, trieb Herbert Steffen (aus dem Hunsrück) prononciert die Kriminalgeschichte voran, und ohne sein ein Jahrzehnt währendes ungewöhnliches Engagement schreibe ich jetzt nicht den 9., sondern wohl erst den 7. Band. Das ganze Unternehmen aber begleiten nun schon 34 Jahre lang, seit 1970, Rowohlt und sein Lektor Hermann Gieselbusch, unermüdlich dieser, geduldig (meistens) und sehr klug.

(Es folgen weitere Danksagungen, u.a. an die früheren Laudatoren Jan Philipp

Reemtsma, Horst Herrmann, Klaus Sühl,  
Ludger Lütkehaus, Johannes Neumann  
sowie an den Hauptredner vom 23. Mai  
2004, Hermann Josef Schmidt, und nicht  
zuletzt an den ohne Gage spielenden Welt-  
klasse-Pianisten Igor Kamenz.)

*\* Für die Drucklegung geringfügig über-  
arbeitet.*

Michael Schmidt-Salomon (Trier)

## „Wer die Welt erhellt...“

### Karlheinz Deschners Leben, Werk und Wirkung – eine Skizze

---

In Michael Endes Kinderbuch „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ entdecken die beiden Titelhelden den Scheinriesen Herrn Tur Tur – einen Mann, der, wenn man ihm gegenübersteht, völlig normale Ausmaße zu haben scheint, der aber, sobald man ihn aus der Ferne betrachtet, unermesslich groß wirkt. So phantastisch die Geschichte des Herrn Tur Tur klingt, in der wundersamen Welt des Feuilleton sind durchaus ähnliche Phänomene zu beobachten: Denn auch die „Größe“ von Wissenschaftlern, Malern, Komponisten oder Schriftstellern scheint mit der räumlichen und vor allem zeitlichen Distanz zu wachsen. Einen Zeitgenossen, gar einen, den man persönlich kennt, in einem Atemzug mit den „großen Dichtern und Denkern“ zu nennen, ziemt sich nicht. *Nur ein toter Autor ist ein großer Autor.* Insofern mag dieser Aufsatz, der einen Lebenden, nämlich Karlheinz Deschner, unverhohlen an die Seite der wichtigsten Aufklärer und Schriftsteller der Vergangenheit stellt, ungebührlich erscheinen. Ignoriert man jedoch die dimensional Verschiebungen, die durch das Phänomen des kulturellen Scheinriesentums („Turturismus“) entstehen, ist es keineswegs mehr so abwegig, das Werk Karlheinz Deschners als gleichrangig etwa mit den Werken Nietzsches, Schopenhauers oder Heines zu betrachten.

Der Vergleich Deschner-Nietzsche steht hier nicht zufällig an prominenter Stelle. Dass Deschner der „Nietzsche unserer Zeit“ sei, war die erste Assoziation, die in mir aufstieg, als ich den Autor Anfang der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

neunziger Jahre das erste Mal „leibhaftig“ erlebte (ich vermute, mancher Theologiestudent glaubte damals, den „Leibhaftigen“ zu erleben). Bis heute ist mir Deschners Vortrag, den ich gebannt aus der letzten Reihe der restlos überfüllten Trierer Tuchfabrik verfolgen durfte, in lebhafter Erinnerung geblieben. Ich war tief beeindruckt – nicht nur von den erschütternden Fakten, die dieser zerbrechlich wirkende Mann aus der Versenkung des kollektiv Verdrängten ans Tageslicht förderte, sondern vor allem auch von der Brillanz seiner Formulierungen, der Schärfe seiner Diktion, nicht zuletzt auch von der kompromisslosen Klarheit, mit der er auf die mitunter feindseligen Angriffe aus dem Publikum reagierte. Selten zuvor und auch selten danach konnte ich die Streitkultur der Aufklärung in derart konzentrierter Form erleben. Eine prägende Erfahrung, die sicherlich dazu beigetragen hat, dass auch ich mich in der Folgezeit mehr und mehr auf dem Gebiet der Religions- und Ideologiekritik engagierte.

Während ich Deschner Anfang der Neunziger nur aus der Ferne schätzen konnte und insofern gefährdet war, in meinem Urteilen einem „Turturismus“ zu unterliegen, hatte ich in den letzten Monaten die Gelegenheit, Autor und Werk aus der Nähe zu betrachten.<sup>1</sup> Zugegeben: Auch durch Nähe können Urteilstrübungen entstehen (durch die Überhöhung des Anderen kann man schließlich auch sich selber aufwerten), allerdings dürfte dieses gut dokumentierte Phänomen im vorliegenden Fall kei-

ne große Rolle spielen.<sup>2</sup> Dennoch muss ich einräumen, dass meine ohnehin hohe Wertschätzung des Deschnerschen Œuvres in den letzten Monaten noch zugenommen hat. Dies ist nur indirekt auf die größere Nähe, auf das „Menschlich-Allzumenschliche“ zurückzuführen, sondern vielmehr darauf, dass mir erst durch die erneute intensive Auseinandersetzung mit dem Autor die ungeheure Bandbreite und Stringenz seines Lebenswerkes bewusst wurde. Ich darf gestehen, dass auch ich Deschner – wie viele andere – lange Zeit nur als Kirchenkritiker wahrgenommen habe. Selbstverständlich wird niemand bestreiten wollen, dass Deschner der „bedeutendste Kirchenkritiker des 20. Jahrhunderts“ (Stegmüller) ist, allerdings sollte man aufgrund dieser Etikettierung nicht übersehen, dass es in seinem Werk weit mehr noch wahrzunehmen gilt als Kirchen- und Religionskritik.

### **„Nach meinem Eintritt in die Welt war ich ein ganzes Jahr sprachlos“: Der Lebensweg eines Aufklärers**

In der Rede, die Deschner auf dem Festakt zu seinem 80. Geburtstag in Haßfurt hielt, machte er deutlich, dass all unsere Leistungen, all unsere Schöpfungen, nur „Dotationen von fernher“ sind, zwangsläufiger Ausdruck unserer spezifischen Lebenserfahrungen, die ihrerseits durch ein kaum zu entwirrendes Knäuel von interagierenden Determinanten bestimmt werden. Auch in seinen literaturkritischen Schriften betonte er immer wieder, wie sehr sich das Erlebte im Geschriebenen widerspiegelt. Insofern bietet es sich an, sich dem Deschnerschen Werk zunächst einmal über die Lebensgeschichte des Autors zu nähern.

Über den Menschen Karlheinz Deschner

ist – zumindest auf den ersten Blick – in der Öffentlichkeit verhältnismäßig wenig bekannt geworden. Hermann Gieselbusch, dem langjährigen Lektor von Karlheinz Deschner bei Rowohlt, verdanken wir immerhin einige Mosaikstückchen zum Deschnerschen Lebenslauf (zu finden in den kostenlosen, aber doch so ungemein wertvollen Begleitheftchen, die regelmäßig zum Erscheinen eines neuen Bandes der „Kriminalgeschichte des Christentums“ herausgebracht wurden). Eine umfassende Biographie Deschners steht bislang noch aus.

Die wichtigsten Daten des Lebenslaufs sind schnell erzählt: Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 als ältestes von drei Kindern in Bamberg geboren. Nach der Grundschule in Trossenfurt besuchte Deschner das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, danach das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium in Bamberg. Wie seine ganze Klasse meldete er sich direkt nach dem Abitur 1942 als Kriegsfreiwilliger und wurde mehrmals verwundet. Die Erfahrungen, die er in dieser Zeit des Gemetzels machen musste, prägten seinen Blick auf die Welt und auch sein Werk in entscheidendem Maße.

Nach dem Krieg, im Anschluss an ein kurzes Intermezzo als Student der Forstwissenschaften, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte, wo er 1951 mit einer für Deschners Lebenshaltung durchaus charakteristischen Arbeit über „Lenaus metaphysische Verzweiflung und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ihr lyrischer Ausdruck“ zum Dr. phil. promovierte. Der im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen die Kinder Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Da Elfi Tuch 1951 bereits eine Ehe hinter sich hatte, stieß die Verbindung mit Karlheinz Deschner nicht gerade auf Wohlgefallen auf Seiten der Heiligen Katholischen Kirche. Nach mehreren vergeblichen Verwarnungen (die machtbewussten fränkischen Vertreter der christlichen Liebesreligion verlangten von den frisch Vermählten allen Ernstes, ihre gerade vollzogene Verbindung wieder aufzulösen!) wurden Karlheinz und Elfi Deschner offiziell von allen Sakramenten ausgeschlossen.<sup>3</sup> So traf Karlheinz Deschner der Kirchenbann – kurioserweise noch bevor er überhaupt ein einziges ketzerisches Wort über das Christentum veröffentlicht hatte! Was dieser Kirchenbann, der Versuch, durch soziale Ächtung die Sünder zu bußfertigen Verhalten zu zwingen, im Fränkischen der 50er Jahre für das Paar, die Kinder und auch die Ursprungsfamilien bedeutet haben muss, kann man sich heute kaum noch ausmalen. Ein Schock vor allem für Margarete Deschner, die geliebte, zum Katholizismus konvertierte Mutter, die am 20. Januar 1952 vor versammelter Gemeinde die ihren Sohn betreffende „Oberhirtliche Strafsentenz“ über sich ergehen lassen musste.

Dass diese Erfahrung nicht dazu beitrug, Deschners Herz für die Amtskirche zu erwärmen, ist verständlich. Dennoch wäre es verkehrt, die Kirchenbann-Episode im Sinne eines „umgekehrten Damaskuserlebnisses“ zu deuten. Es bedurfte 1952 keiner „Oberhirtlichen Strafsentenzen“ mehr, um Deschner von einem Paulus – der er im übrigen nie war – in einen Saulus Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

zu verwandeln. Durch die Lektüre vor allem der Schriften Kants, Schopenhauers und Nietzsches hatte er sich aus den Fesseln christlichen Denkens längst schon befreit.

„Lektüre“ ist ohnehin ein gutes Stichwort für diese Zeit. Deschner fraß sich damals regelrecht durch die philosophische und belletristische Literatur hindurch. Darauf aufbauend avancierte er in den frühen Fünfzigern zum viel beschäftigten (freilich trotzdem nahe dem Existenzminimum lebenden) Vortragsreisenden in Sachen Literatur, der dem Publikum auf unzähligen Veranstaltungen die Werke anderer, meist unterschätzter deutsch- und englischsprachiger Autoren näher brachte.

Als eigenständiger Schriftsteller trat Deschner erst relativ spät ins Licht der Öffentlichkeit, mit 32 Jahren. Von starken Selbstzweifeln geplagt, hatte er zuvor alles verworfen, was er mühsam zu Papier gebracht hatte. Mit dem 1956 erschienenen Roman „Die Nacht steht um mein Haus“, entstanden in nur einer Woche, entlud sich die ins schier Unerträgliche gewachsene kreative Spannung mit ungeheurer Wucht. Es hat den Anschein, als sei bei Deschner durch die Veröffentlichung des Romans „der Knoten geplatzt“. Im Jahr darauf, 1957, fungierte Deschner nicht nur als Herausgeber des Buchs „Was halten Sie vom Christentum?“, sondern publizierte zudem seine literaturkritische Streitschrift „Kitsch, Konvention und Kunst“, die durch heftige Diskussionen in Presse und Rundfunk ungewöhnliches Aufsehen erregte. 1958 erschien sein zweiter Roman „Florenz ohne Sonne“ und 1962 das Werk, mit dem Deschner erstmalig als historisch forschender Kirchenkritiker auftrat: „Abermals krähte der Hahn“, ein Standardwerk

der modernen Kirchenkritik. Auch wenn Deschner in der Folgezeit keineswegs nur religionskritische Bücher veröffentlichte (beispielsweise erschien mit „Talente, Dichter, Dilettanten“ eine weitere literarische Streitschrift, mit „Der Moloch“ eine kritische Geschichte der USA und mit „Für einen Bissen Fleisch“ ein Plädoyer für den Vegetarismus), so wurde der Autor von nun an hauptsächlich als Kirchenkritiker wahrgenommen. Nach jahrelanger Vorarbeit brachte der Rowohlt-Verlag 1986 den ersten Band der auf zehn Bände angelegten „Kriminalgeschichte des Christentums“ heraus, dem bis heute (2004) sieben weitere gefolgt sind.

Während Deschner sein schon in quantitativer Hinsicht beeindruckendes Werk (rund 50 Bücher!) auf die Beine stellte, drückten ihn chronische Geldsorgen. Obgleich er das Glück hatte, dass sich einige seiner Werke hervorragend verkauften, vermochte der Autor mit den verbleibenden Tantiemen seine Familie nur notdürftig über Wasser zu halten. Institutionelle Förderung konnte Deschner, der die Drei-D-Taktik des akademischen Aufstiegs („dienen, dienen und dinieren“) nicht einmal ansatzweise beherrschte, nicht in Anspruch nehmen. Die Möglichkeit einer ordentlichen universitären Karriere war ihm, dem kompromisslosen Religionskritiker, ohnehin verbaut.<sup>4</sup> (Gewissermaßen um eine Probe aufs Exempel zu machen, ließ er sich wider besseres Wissen trotzdem einmal dazu überreden, sich auf eine Professorenstelle zu bewerben. Dass das Feedback negativ war, entsprach seinen Erwartungen.)

Auch die *Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)* ließ sich trotz des Einsatzes renommierter Professoren wie Hans Albert und Norbert Hoerster erwartungsge-

mäß nicht dafür gewinnen, die „Kriminalgeschichte des Christentums“ zu fördern. Angesichts der „hohen Qualitätsmaßstäbe“ der DFG kein Wunder: Im Dritten Reich förderte sie die rassistische Spitzenforschung, seit Kriegsende ist sie (von verhältnismäßig wenigen Ausnahmen abgesehen) redlich darum bemüht, die auch für unsere Universitäten charakteristische „Selektion in Richtung Mittelmäßigkeit“ voranzutreiben. Wer heute gefördert werden möchte, sollte sich auf ein Gebiet konzentrieren, das niemanden sonderlich interessiert, und es in einer Sprache angehen, die niemand versteht.<sup>5</sup> Zu beidem fehlte Deschner offensichtlich jegliches Talent. Insofern war die Absage der DFG unter der selbst gewählten Perspektive einer „Qualitätssicherung des Mediokren“ zweifellos völlig berechtigt.

Glücklicherweise: Wo Institutionen versagen, springen manchmal Einzelpersonen in die Bresche. So auch im Fall Deschner. Ohne seine vielen Förderer, vor allem Alfred Schwarz und Herbert Steffen, wäre Deschner dazu verdammt gewesen, sich im mühsamen Tagesgeschäft des Vortragsreisenden aufzureiben. Dank dieser Förderung aber kann er heute ohne nennenswerte Störungen an der Vollendung seines großen Werks arbeiten, was Deschner durchaus zu schätzen weiß. Ansonsten gönnt er sich wenig Komfort, er lebt in bescheidenen Verhältnissen, bewohnt noch immer dasselbe Einfamilienhaus, das er mit seiner Familie vor rund 40 Jahren bezogen hat. Viel hat sich dort in dieser Zeit wohl nicht verändert, wenn auch hier und da aus- oder umgebaut wurde, um all die neuen Bücher, Exzerpte und Manuskripte, die sich mit der Zeit ansammeln, beherbergen zu können. Unverzichtbar dürfte für Deschner der kleine, angenehm Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

naturbelassene Garten sein, in dem sich nicht nur die geliebten Haustiere tummeln; auch der Hausherr absolviert hier sein tägliches Fitnesstraining.

Dass Deschner so viel Förderung durch Privatpersonen erfahren hat, ist in der heutigen Zeit ungewöhnlich, aber gewiss kein Zufall. Bei derartig vielen persönlichen Zuschriften (bislang weit über 50.000! Welcher Autor erzielt bei seinen Lesern schon solch überwältigende Resonanz?), ergibt sich dies fast zwangsläufig. Auf jeden Fall können wir feststellen, dass der notorische Einzelgänger Deschner, der Mann, der seit Jahrzehnten von morgens bis abends unzählige einsame Stunden hinter seinem Schreibtisch an der alten manuellen Schreibmaschine verbringt, zu keinem Zeitpunkt wirklich isoliert war. Er fand immer wieder Zuspruch und Anerkennung. Zwar relativ selten in den Medien oder durch öffentliche Gremien, wohl aber von jenen, die ihm persönlich wichtig waren und sind.

Auch auf tatkräftige Unterstützung musste Deschner in seinem unmittelbaren Umfeld nicht verzichten. Zu nennen sind hier in erster Linie seine Frau Elfi, die die Stärke besaß/besitzt, diesem von unbändigem Schaffendrang getriebenen und oftmals böse angefeindeten „Streitschriftsteller“ in allen Höhen und Tiefen des Lebens zur Seite zu stehen, seine Schwester Hedy Schaaf (eine unverzichtbare Hilfe bei der Korrespondenz und der Manuskripterstellung) sowie Gabriele Röwer, Deschners wichtigste Vertrauensperson seit über zwanzig Jahren, die aufgrund ihrer großen intellektuellen wie emotionalen Bedeutung für den Schriftsteller selbst in einer kurzen biographischen Skizze wie dieser nicht unerwähnt bleiben darf.

Zugegeben: Mitunter kann es schwierig  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

sein, einem Mann wie Deschner, der ganz besondere Ansprüche an sich und seine Arbeit stellt, zuzuarbeiten. Diese Erfahrung musste u.a. sein Freund und Förderer Herbert Steffen machen, der vor einigen Jahren ein Team von Historikern engagierte, das Deschner bei der Quellen-suche unterstützen sollte, um auf diese Weise den Autor zu entlasten und die Fertigstellung der „Kriminalgeschichte des Christentums“ zu beschleunigen. So gut diese Überlegung im Ansatz auch war, nach einem Jahr musste das Experiment erfolglos abgebrochen werden, da Deschner mit den Ergebnissen seiner Zu-arbeiter nicht zufrieden war. Das Quellen-material war für den Perfektionisten, der befürchten muss, dass jede kleine Fehl-einschätzung von kirchenfreundlichen Historikern tausendfach ausgebreitet wird<sup>6</sup>, einfach nicht solide genug.

Erfreulicherweise wurde Deschner in den letzten Jahren zumindest teilweise jene Anerkennung zuteil, die einem Schriftsteller seines Ranges gebührt: 1988 wurde er – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem *Arno-Schmidt-Preis* ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhard Zwerenz, Robert Jungk – mit dem *Alternativen Büchnerpreis* und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubcek – als erster Deutscher mit dem *International Humanist Award*. Im Herbst 2001 erhielt Deschner den *Erwin-Fischer-Preis* des *Internationalen Bundes der Konfessionslosen und Atheisten (IBKA)*, im November 2001 den *Ludwig-Feuerbach-Preis* des *Augsburger Bundes für Geistesfreiheit*.

Im Oktober dieses Jahres (2004) nun wird Deschner den *Wolfram-von-Eschenbach-Preis* erhalten – eine kleine Sensation, ist dies doch die erste Preisvergabe, die von

einem offiziellen politischem Gremium, nämlich dem mittelfränkischen Bezirkstag, abgeseignet werden musste. In der AZ vom 31.7.04 kommentierte Dieter Stoll die Wahl Deschners zum Preisträger dahingehend, dass Jury und Bezirkstag entweder ausgesprochen „mutig oder ahnungslos“ seien. Immerhin habe man vor Jahren in Nürnberg noch versucht, dem unbequemen Autor wegen „Religionsbeschimpfung“ den Prozess zu machen... Möglicherweise aber – und dies wäre ein alternative Erklärung – ist der Prozess der Säkularisierung (der in Deutschland unweigerlich auch mit dem Namen Deschner verbunden ist!) schon so weit vorangeschritten, dass es selbst für konservative Juroren und Politiker in Mittelfranken nicht mehr ehrenrührig ist, Deschner als Preisträger zu akzeptieren. Sollte dem so sein, so wäre die Vergabe des *Wolfram-von-Eschenbach-Preises* an Karlheinz Deschner gleich *in zweifacher Hinsicht* eine Bestätigung der Wirkmächtigkeit seines Lebenswerkes.

### **„Ich habe ein Schafott in mir“: Der Mensch im und hinter dem Werk**

Die oben geschilderten äußeren Lebensdaten werfen zwar ein erstes Licht auf Deschners Persönlichkeit, dennoch ist das Bild noch recht unscharf. Was treibt diesen Mann dazu an, Stunde für Stunde, Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr anzuschreiben gegen diesen permanenten Blutstrom, das Elend, gegen die schier unausrottbaren Verdummungs-, und Vernichtungsfeldzüge, die die Geschichte der Menschheit mit niederschmetternder Stringenz als eine *Geschichte der Unmenschlichkeit* ausweist? Was für ein Mensch steckt hinter dem gewaltigen Werk?

Hermann Gieselbusch beschrieb seine erste Begegnung mit dem Autor folgendermaßen: „Deschner erwies sich als ein liebenswürdiger Gastgeber, als interessierter Gesprächspartner, aufmerksamer Zuhörer und ebenso kluger wie warmherziger Melancholiker. Eine unwiderstehliche Mischung.“<sup>7</sup> Ich denke, jeder, der Deschner privat kennen lernen konnte, wird diese (selbstverständlich unvollständige, aber doch aussagekräftige) Kurzcharakteristik unterschreiben können. Es besteht eine merkwürdige Spannung zwischen der Kraft der Sprache, die den Schriftsteller Deschner auszeichnet, und der vorsichtigen, zurückgenommenen, aufrichtig bescheidenen Art, mit der die Person Deschner seinen Mitmenschen gegenübertritt. Von den „hasserfüllten Augen des Herrn Deschner“<sup>8</sup> kann nur sprechen, wer dem Menschen Deschner persönlich nie begegnet ist. Wenn man ihm gegenüber sitzt, mit ihm spricht, kann man sich nur schwer vorstellen, dass dies jener viel geschmähte „Oberteufel“<sup>9</sup> sein soll, der in aller Unbescheidenheit den Anspruch erhebt, sein „Werk zu einer der größten Anklagen zu machen, die je ein Mensch gegen die Geschichte des Menschen erhoben hat“.<sup>10</sup> Und doch besteht kein Widerspruch zwischen der Aggressivität des Werkes und der Sensibilität, Sanftheit, Melancholie des Autors. Im Gegenteil. Gerade diese Sensibilität, dieses tief erlebte Mitgefühl gegenüber den Unterjochten, Gequälten, Leidenden in der Welt (bei Deschner freilich nicht nur auf die Mitglieder der Spezies *Homo sapiens* beschränkt) ist das Öl im Feuer der Deschnerschen Rhetorik. Hier finden wir eine interessante Parallele zu einem Philosophen, der starke Wirkungen auf Deschners Weltbild ausübte: Arthur Schopenhauer. Auch Schopenhauer: Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ers messerscharfe Polemik speiste sich aus einem tief empfundenen, mitunter auch quälenden Mitgefühl. Würde Deschner eine philosophische Ethik entwerfen, so stünde wohl auch bei ihm das „Prinzip Mitleid“ im Zentrum der Überlegungen – kein abstraktes Vernunftprinzip à la Kant (obgleich Deschner auch durch Kant wichtige Impulse erhielt). Und es ist sicherlich nicht abwegig, zu behaupten, dass Schopenhauers bittere Bemerkung: „Man hat geschrieen über das Melancholische und Trostlose meiner Philosophie: es liegt jedoch bloß darin, daß ich, statt als Aequivalent der Sünden eine künftige Hölle zu fabeln, nachwies, dass [...] in der Welt auch schon etwas Höllenartiges sei“,<sup>11</sup> im Kern auch das Weltverständnis, besser noch: das *Weltempfinden* Karlheinz Deschners widerspiegeln dürfte.

Bei allen Gemeinsamkeiten: Schopenhauer und Deschner fanden höchst unterschiedliche Lösungen, um mit ihrer zu tiefst pessimistischen Sicht auf die Dinge umzugehen. Während Schopenhauer, beeinflusst von der buddhistischen Philosophie, den Fatalismus wählte, entschied sich Deschner für die *Revolte*. Eine Entscheidung, die ihm gewiss nicht leicht fiel, spürte er doch schmerzlich die Absurdität, die Vergeblichkeit allen menschlichen Bemühens. Welche Qualen der frühe Deschner, dieser existentiell Verunsicherte, auch an sich selbst unablässig Zweifelnde, durchleiden musste, um zu einer halbwegs tragfähigen Selbstdefinition (etwa im Sinne des Camusschen „Ich revoltiere, also bin ich“)<sup>12</sup> zu finden, zeigt sein Debüt als Schriftsteller „Die Nacht steht um mein Haus“, ein bitteres, schonungsloses Buch, das den Leser wie eine Lawine überrollt und in dem sich der Autor in aller existentiellen Nacktheit selbst Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

offenbart.

Helmut Uhlig versuchte die Besonderheit dieses „Romans“ (eher ein Stück radikaler Autobiographie) so zu fassen: „Deschners Aufzeichnungen liegen jenseits des Selbstmords, so wie Gottfried Benns spätere Gedichte jenseits des Nihilismus liegen... Dieses Buch wird schockieren... Genau besehen, ist es nichts anderes als die Krankengeschichte unserer Zeit.“<sup>13</sup>

Diese „Krankengeschichte unserer Zeit“, die von der Brutalität des Krieges, des verächtlichen Umgangs des Menschen mit seinen Artgenossen und der Natur erzählte, war zugleich eine Krankengeschichte des Autors, der, von der steten Gefahr des Nervenzusammenbruchs bedroht, sich schreibend selbst therapierte. Offenkundig mit großem Erfolg. Zumindest konnten die Gefühle der Ohnmacht, der Zerrissenheit, der Furcht vor dem eigenen Versagen soweit abgemildert werden, dass Deschner die eigene Schreibhemmung überwinden und in eine wahre Schreibbesessenheit transformieren konnte – mit der Folge, dass aus einem Mann, der dachte, niemals irgendetwas Gescheites, Eigenständiges zu erschaffen, ein Autor wurde, der heute auf ein Werk zurückblicken kann, das sowohl in qualitativer wie auch in quantitativer Hinsicht mehr als beeindruckend ist.

Es wäre spannend zu erfahren, wie „Die Nacht steht um mein Haus“ aussehen würde, wenn Deschner das Buch heute, aus der Perspektive des erfolgreichen Schriftstellers, schreiben würde. Sicherlich hätten sich manche Wogen geglättet und doch wage ich zu behaupten, dass der Grundton des Werkes, jene seltsame und für Deschner so typische Mischung aus Melancholie und Revolte, romantischer Naturverbundenheit und beißender Selbst-

kritik, tiefem Mitgefühl und abgründiger Verachtung auch im Jahre 2004 erhalten bliebe. Dieser Grundton kennzeichnet nämlich nicht nur „Die Nacht steht um mein Haus“, sie ist charakteristisch für das gesamte Werk.

Man braucht nur wenige Zeilen zu lesen, um den Autor Deschner identifizieren zu können. Sein Stil ist unverwechselbar, die Handschrift eines Mannes, der sich eben nicht hinter seinen Worten versteckt, sondern stets – in allem, was er schreibt – als Person mit all ihren (enttäuschten) Hoffnungen, Träumen, Ängsten und Abgründen präsent ist. Kurzum: Buffons Wort „Der Stil ist der Mensch selbst“ ist von Karlheinz Deschner in eindrucksvoller Weise bestätigt worden. Gleich, ob er sich mit der eigenen Biographie beschäftigt („Die Nacht steht um mein Haus“, „Florenz ohne Sonne“), mit Literaturkritik („Kitsch, Konvention und Kunst“, „Talente, Dichter, Dilettanten“), Gesellschaftskritik („Der Moloch“, „Für einen Bissen Fleisch“), Kirchenkritik („Abermals krähte der Hahn“, „Das Kreuz mit der Kirche“, „Kriminalgeschichte des Christentums“ etc.), ob er (fränkische) Landschaften in poetischer Weise schildert (u.a. „Dornröschenträume und Stallgeruch“) oder seine Erkenntnisse in Form von Aphorismen („Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom“, „Ärgernisse“, „Mörder machen Geschichte“) verdichtet – Deschner bleibt Deschner. Unverkennbar. In den rund 50 Jahren seines schriftstellerischen Wirkens blieb er sich stets treu.

Es ist dieser *subjektive Faktor*, diese *Allgegenwart des Schriftstellers in seinen Texten*, der Deschners Werk so einzigartig macht, ihm seine innere Stringenz verleiht, seine *literarische* Bedeutung begründet. Gleichzeitig ist es aber auch eben die-

ser subjektive Faktor, der es nicht nur seinen Gegnern, sondern auch so manchem, scheinbar an „Objektivität“ interessiertem (Möchtegern-) Wissenschaftler so leicht macht, Deschners Werk als „*unwissenschaftlich*“ abzuqualifizieren.

### **„Gleichgültigsein heißt unablässig morden“: Über den Zusammenhang von Erkenntnis und Engagement bei Deschner**

Die Schriften zum Objektivitätsproblem in der Wissenschaft füllen mittlerweile ganze Bibliotheken. Selbstverständlich wäre es ein hoffnungsloses Unterfangen, die Debatte zu diesem komplexen Thema im Rahmen dieses Aufsatzes auch nur ansatzweise aufrollen zu wollen, einige wenige Hinweise zum Verhältnis von Wissenschaft und subjektivem Werturteil seien aber dennoch erlaubt:

Ganz allgemein gesprochen, können wir ein System von Aussagen dann (und nur dann!) mit dem Etikett „wissenschaftlich“ versehen, wenn die darin enthaltenen Aussagen unter *permanenten Begründungsdruck* stehen, wobei zwischen wahren und falschen Aussagen systematisch unter *Zuhilfenahme von Logik und Empirie unterschieden* wird. Die angestrebte „intersubjektive Gültigkeit“ oder „Objektivität“ wissenschaftlicher Aussagen wird im Kern dadurch konstituiert, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gewisse *innerwissenschaftliche Normen* (nämlich die Notwendigkeit und Gültigkeit logischer und empirischer Testverfahren) als *selbstverständliche Prämissen ihrer Arbeit* akzeptieren.<sup>14</sup>

Auf der Basis der Akzeptanz dieser wissenschaftlichen Binnennormen ist es selbstverständlich nicht nur *möglich*, sondern sogar *zwingend geboten*, Wertungen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

vorzunehmen. So ist es für wissenschaftlich denkende Menschen beispielsweise evident, dass die Erde weit älter sein muss als jene 4000 Jahre, von denen der biblische Schöpfungsbericht berichtet. Der Schöpfungsbericht muss also – zumindest als Tatsachenbericht – als *empirisch falsifiziert* gelten, wer ihn dennoch für bare Münze nimmt, kann wissenschaftlich nicht mehr ernst genommen werden, es sei denn, es gelingt ihm wider Erwarten, neue Fakten zu präsentieren, die das gegenwärtige Standardmodell entkräften, bzw. zu beweisen, dass die zur Altersbestimmung u.a. in der Paläontologie herangezogenen empirischen Verfahren grob fehlerhaft sind.

Das heißt: Wertungen *an sich* sind *nicht* das Problem in der Wissenschaftstheorie, problematisch sind nur jene Werturteile, die sich *nicht allein* auf Basis der wissenschaftlichen Binnennormen Logik und Empirie begründen lassen. Aufgrund ihres Gegenstandes begegnen wir solchen Werturteilen verstärkt in den Sozial- und Geisteswissenschaften, auch in der Geschichtswissenschaft. Die Frage beispielsweise, ob Konstantin „der Große“ seinen schmückenden Beinamen zu Recht trägt, lässt sich mit Hilfe von Logik und Empirie allein nicht entscheiden. Grundlegend sind hier *außerwissenschaftliche Normen*, individuelle Wertsetzungen, die von den urteilenden Individuen aufgrund genetischer und memetischer<sup>15</sup> Prägungen vertreten werden.

Da diese außerwissenschaftlichen Normen von der Wissenschaft, die – wie Max Weber feststellte – „niemanden zu lehren [vermag], was er soll, sondern nur, was er kann“<sup>16</sup>, im Kern weder begründet noch in Frage gestellt werden können, stehen wir hier vor einem schwerwiegenden Problem:

Wie sollen wir in der Wissenschaft mit diesen wissenschaftlich nicht begründbaren Werturteilen umgehen?

Max Weber – hier irren sich jene, die ihn als „Generalstaatsanwalt der Werturteilsfreiheit“ gegen Deschner ins Feld führen – plädierte in diesem Zusammenhang nicht für eine völlige *Ausgrenzung* außerwissenschaftlicher Werturteile, sondern forderte stattdessen ihre *konsequente Offenlegung*, verbunden mit einer strikten Unterscheidung zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Urteilen. So heißt es bei ihm unmissverständlich: „Die stete Vermischung wissenschaftlicher Erörterung der Tatsachen und wertender Raisonnements ist eine der zwar noch immer verbreitetsten, aber auch schädlichsten Eigenarten von Arbeiten unseres Faches. Gegen diese *Vermischung*, *nicht* etwa gegen das Eintreten für die eigenen Ideale richten sich die vorstehenden Ausführungen. *Gesinnungslosigkeit* und *wissenschaftliche* ‚Objektivität‘ haben keinerlei innere Verwandtschaft.“<sup>17</sup>

Wenden wir dies nun auf das Werk Karlheinz Deschners an: Dass Deschner in seiner wissenschaftstheoretisch hoch interessanten Einleitung in die „Kriminalgeschichte des Christentums“ („Über den Themenkreis, die Methode, das Objektivitätsproblem und die Problematik aller Geschichtsschreibung“) sein Erkenntnisinteresse, sein Engagement, seine Parteilichkeit für die Unterdrückten, Unterjochten, Gedemütigten, die Opfer der Geschichte, in aller Deutlichkeit offen legte, widerspricht keineswegs den Anforderungen einer „wissenschaftlich objektiven Darstellung“. Im Gegenteil: *Gerade die Offenlegung außerwissenschaftlicher Erkenntnisinteressen ist der Schlüssel zur Ermöglichung wissenschaftlicher Objek-*

tivität! In dieser Hinsicht kann man Deschner sogar bescheinigen, *dass er die Ansprüche intellektueller Redlichkeit in der Wissenschaft in höherem Maße erfüllt als die überwältigende Mehrheit aller Forscher*, die sich leider in der Regel mit wissenschaftstheoretischen Fragestellungen überhaupt nicht beschäftigen und sich deshalb auch keineswegs bemüht fühlen, ihre außerwissenschaftlichen Erkenntnisinteressen zu reflektieren, geschweige denn: preiszugeben.

Schön und gut, werden hier Kritiker einwenden, es mag ja sein, dass Deschner sein normatives Erkenntnisinteresse in aller Deutlichkeit offen gelegt hat, doch die von Weber problematisierte „Vermischung wissenschaftlicher Erörterung der Tatsachen und wertender Raisonsnements“ ist bei ihm nicht nur die Ausnahme, sondern die Regel. Gerade in diesem Punkt zeige sich, dass Deschner nicht Wissenschaft betreibt, sondern Propaganda. Was ist zu diesem Vorwurf zu sagen?

Zunächst einmal ist in der Tat nicht zu bestreiten, dass bei Deschner die Beschreibung von Tatsachen stets gekoppelt ist an eine ethische Bewertung. *Deschner kann und will gar nicht anders über Geschichte schreiben als in wertender Weise*. Dies gibt er auch freimütig zu: „Ich bekenne mich, wie jeder Gesellschaftskritiker, zur wertenden Geschichtsschreibung. [...] Für mich ist ein Unrecht, ein Verbrechen vor 500, 1000, 1500 Jahren genauso lebendig und empörend wie ein Unrecht, ein Verbrechen, das heute geschieht oder erst in 1000, in 5000 Jahren [...] wer Geschichte ohne Haß und Gunst betrachtet oder gar beschreibt, gleicht er nicht jenem, der die Opfer eines Großbrands ersticken, verbrennen, zu Tode stürzen sieht und all dies teilnahmslos registriert? Historiker, die

sich an ‚reine‘ Wertmaßstäbe klammern, an ‚reine‘ Wissenschaft, sind unehrlich. Sie betrügen die andern und sich selbst, ja, sie sind, da es kein schlimmeres Verbrechen gibt als Gleichgültigkeit, kriminell. Gleichgültigkeit heißt unablässig morden.“<sup>18</sup>

Ist dieser deutlich normative Zug der Deschnerschen Geschichtsschreibung ein Grund, die „Wissenschaftlichkeit“ des Werks in Abrede zu stellen? Gewiss nicht, denn *zum einen* ist es so, dass Deschner *Tatsachenfeststellungen* durch opulente Quellenapparate belegt und dadurch *intersubjektiv überprüfbar macht*<sup>19</sup>; *zum anderen* muss berücksichtigt werden, *dass jede Geschichtsschreibung, die über bloße Materialsammlung, bloße Statistik, hinausgeht, notgedrungen wertende Elemente enthält*. Problematischerweise sind diese Wertungen jedoch meist verdeckt (und damit umso gefährlichere Bedrohungen des Objektivitätsprinzips!), während sie bei Deschner ganz offen zu Tage treten.

Deschner selbst führt den Unterschied zwischen einer offenen und einer verdeckten Wertung am Beispiel der historischen Aufarbeitung Karls „des Großen“ folgendermaßen aus: „Die Historiker unterstellen einem solchen Mann natürlich nicht Raubkriege größten Stils, Brand, Mord, Totschlag, grauenhafte Versklavung – wer so formuliert, ist von vornherein unseriös. Echte Forscher, aus Fachkreisen, verfügen über ganz andere Beurteilungskriterien, sprechen bei den schlimmsten Raubzügen und Massenabschlachtungen der Geschichte allenfalls von Expansionen, Angriffen, Ausstrahlungen, Schwerpunktverlagerungen, Umlagerungsprozessen, Eingliederungen in den Herrschaftsbereich, Christianisierung, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

und Befriedung von Grenzvölkern.“<sup>20</sup>

Zugegeben: Eine derartige Umdeutung blutigster Raubfeldzüge als „Schwerpunktverlagerung“ oder „Befriedung von Grenzvölkern“ klingt hölzern genug, um von Laien als valider Ausdruck von „Wissenschaftlichkeit“ empfunden zu werden, mit „Wertneutralität“ oder „wissenschaftlicher Objektivität“ hat dies aber ganz gewiss nichts zu tun. Im Gegenteil: Wer so schreibt, betrachtet Geschichte durchaus tendenziös, nämlich *parteiisch aus der Perspektive der Herrschenden*. In Deschners Worten: „[...] eine Wissenschaft, die nicht wertet, unterstützt, ob sie will oder nicht, den Status quo, sie stützt die Herrschenden und schadet den Beherrschten. Sie ist nur Scheinobjektivismus und praktisch gewöhnlich nichts als Rücksichtnahme auf die eigne Ruhe, Sicherheit, die eigne Karriere.“<sup>21</sup>

Dies freilich ist Deschners Sache nicht, ist es nie gewesen. Er bekennt sich offensiv zum „dreifachen Aspekt der Historiographie“ (Beumann), dazu, dass sie Geschichte nicht nur erzählt, sondern Geschichte auch ist und vor allem: *bewirkt*.<sup>22</sup> Eben deshalb muss Geschichtsschreibung nach Deschner nicht nur den Kriterien der Wissenschaft (Logik und Empirie) genügen, sondern *zudem* von einem ethischen Fundament getragen sein: „Stünde es nicht anders um Menschheit und Geschichte, würden diese von der Geschichtsschreibung – und Schule! – ethisch durchleuchtet und geformt? Würden die Verbrechen der Herrschenden nicht gefeiert, sondern verdammt? Die meisten Historiker aber breiten den Dreck der Vergangenheit aus, als wäre er der Humus für künftige Paradiese.“<sup>23</sup>

Gewiss, angesichts solcher Äußerungen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

sehen sich manche Kritiker bemüßigt, Deschner als einen „Moralisten“ zu bezeichnen, als einen Autor, der geschichtliche Gestalten – hierin durchaus dem kritisierten christlichen Denken verwandt – nach einem *naiven Gut-Böse-Schema* klassifiziere, was dazu führe, dass er die wirkliche Genese geschichtlicher Prozesse nicht verstehen, geschweige denn: angemessen vermitteln könne. Was ist dran an diesem Vorwurf? Ist Deschner tatsächlich ein „unverbesserlicher Moralist“, seine „Kriminalgeschichte“ ein Musterbeispiel moralisierender Geschichtsschreibung?

Um diese Frage beantworten zu können, muss man sich vergegenwärtigen, *unter welchen Denkvoraussetzungen moralisierende Argumentation überhaupt möglich ist*. Auf den Punkt gebracht: *Moralisierende Argumentation* beruht auf der Unterstellung, dass eine getadelte oder gelobte Person *x* (ein Mitglied der Spezies *Homo sapiens* mit genetischer Ausstattung *y* und Lebenserfahrungen *z*) zum Zeitpunkt *t* *sich anders* (besser oder schlechter) *hätte verhalten können, als sie sich de facto verhalten hat*. Eine solche Unterstellung, die dem Menschen qua Willensfreiheit die merkwürdige Fähigkeit zuspricht, fundamentale Naturgesetze (nämlich das Ursache-Wirkungsprinzip) zu überschreiten, ist Deschner jedoch völlig fern. Seit vielen Jahren (u.a. beeinflusst durch seine frühe Lektüre Schopenhauers) versteht sich Deschner als *Determinist*, „als jemand, der überzeugt ist davon, dass wir alle so frei sind wie der Schauspieler im Stück; dass in unserem Leben alles so freiwillig geschieht wie unsere Geburt“.<sup>24</sup> Dieser deterministische (naturalistische) Charakter seines Denkens kommt im gesamten Werk zum Tragen, betont Desch-

ner doch immer wieder die zentrale Bedeutung von Anlage, Erziehung, Sozialisation, frühkindlicher Indoktrination, von Produktionsverhältnissen, zufälligen Lebenserfahrungen usw. Nein, selbst die heiligsten Heiligen fallen nicht vom Himmel, weder bei Deschner noch in der Realität, sie haben ihr Schicksal nicht aus freien Stücken erwählt, sind vielmehr die zwangsläufigen Produkte gänzlich irdischer Gesetzmäßigkeiten. Daran hat Deschner nie Zweifel aufkommen lassen. Seltsamerweise scheinen selbst ausgewiesene Deschner-Kenner diesen keineswegs unbedeutenden Aspekt seiner Philosophie bislang ignoriert zu haben. Dies zeigten auch die Reaktionen auf Deschners Rede anlässlich des Festakts zu seinem 80. Geburtstag in Haßfurt. Deschners konsequente Auslegung der ethischen Folgen, die aus der Verabschiedung der Willensfreiheitshypothese resultieren (kein Stolz auf eigene Leistungen, keine subjektiven Schuldvorwürfe selbst gegenüber den schlimmsten, schändlichsten Verbrechern und Potentaten!), stieß bei vielen auf großes Unverständnis, erschien so manchem gar als „eklatanter Widerspruch“ zu Deschners eigenem Werk.

Was dabei übersehen wurde, ist, dass die Unterstellung von Willensfreiheit zwar eine zwingende Voraussetzung für jegliche Form *moralisierender Argumentation* ist (X ist ein guter/böser Mensch, weil er sich aus freiem Willen für das Gute/das Böse entschieden hat!), *dass ethische Argumentationsweisen auf eine solche Denkvoraussetzung aber problemlos verzichten können*. Warum? Weil ein Verbrechen auch dann noch ein Verbrechen ist, wenn der Täter gar nicht die Möglichkeit hatte, anders zu handeln. Eine (naturalistische) ethische Argumentation fragt

nach der *objektiven Verantwortbarkeit* potentieller oder bereits realisierter Taten, nicht nach der *subjektiven Verantwortung* (Willensfreiheit) der Täter. Wir müssen keineswegs unterstellen, dass Hitler, Stalin, Konstantin der Große oder Papst Innozenz III. sich aus freien Stücken zu ihren Untaten entschlossen haben, um diese ethisch als Verbrechen verurteilen zu können.

Halten wir fest: Legt man die hier nur grob skizzierte Differenzierung zwischen einer naturalistisch-ethischen und einer metaphysisch-moralisierenden Argumentation zugrunde, wird deutlich, dass es höchst problematisch ist, Deschner als Moralisten zu bezeichnen. Er ignoriert keineswegs die genetisch, soziologisch, ökonomisch oder wie auch immer bestimmten Determinanten geschichtlicher Prozesse. Der Wunsch, moralisierende Anklagen zu führen, scheint eher ein Anliegen mancher Leser als ein Anliegen des Autors zu sein. Deschners Bestreben ist es nicht, die Täter der Geschichte als *subjektiv Schuldige* anzuprangern (sie hätten unter den gegebenen Umständen niemals anders handeln können!), *sondern die objektiven Strukturen zu kritisieren, die mit grauenhafter Regelmäßigkeit Leid und Elend in die Welt brachten und auch heute noch bringen*. Spätestens seit Deschners Haßfurter Rede sollte dies offensichtlich sein.

**„... weniger ein wissenschaftlicher als ein literarischer Akt“: Deschner als „Spezialist für den Zusammenhang“ und Brückenbauer zwischen Wissenschaft und Kunst**

Mitunter bezieht sich die Kritik an Deschners wissenschaftlichen Leistungen nicht auf seinen ethischen Ansatz per se, sondern darauf, dass er häufig nur mit Sekundäraufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

därquellen arbeite und insgesamt die Komplexität geschichtlicher Prozesse in unzulässiger Weise reduziere. Unzweifelhaft besteht hier ein Unterschied zu jenen Fachhistorikern, die sich intensiv mit bloß *einer Person, einer Zeitepoche, einer Nation* beschäftigen. Deschner, der *im Alleingang zwei Jahrtausende abendländischer Entwicklung darstellt*, muss sich notgedrungen stärker auf Vorarbeiten anderer Autoren verlassen (anders wäre ein Werk wie die „Kriminalgeschichte des Christentums“ bei allem Einsatz des Autors allein zeitlich nicht zu bewältigen). Und natürlich ist Deschner auch in besonderem Maße gezwungen, *die Vielfältigkeit geschichtlicher Entwicklungen auf das Wesentliche „einzudampfen“*, damit *Geschichte im Zusammenhang* überhaupt darstellbar bleibt.

Ist damit die Wissenschaftlichkeit des Werks in Frage gestellt? Auch hier lautet die Antwort: *Nein*. Selbst wenn die lange geförderte Überspezialisierung der akademischen Wissenschaft einen anderen Eindruck erwecken mag, so ist es für den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt doch in vielen Fällen fruchtbarer, *das Umfassende unvollständig zu beschreiben als das Unvollständige umfassend*. Genau dies ist der Anspruch der „Kriminalgeschichte des Christentums“. Sie möchte ein zwar unvollständiges, aber doch umfassendes Bild vermitteln, muss Geschichte daher aus der *Vogelperspektive* betrachten, nicht aus jener *Froschperspektive*, die für viele heutige Forscher so charakteristisch ist.

Die in der real existierenden Wissenschaft leider allzu häufig vernachlässigte Aufgabe, das Umfassende unvollständig zu beschreiben, verlangt einen (heute! Zu Kants Zeiten war dies noch anders!) exotisch Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

anmutenden Wissenschaftlertypus, nämlich *Spezialisten für den Zusammenhang*, die – als *Universal-Dilettanten* mit einem gewissen *Mut zur Unexaktheit* ausgestattet – auch jene theoretischen Klippen meistern können, an denen die detailverbissenen *Fachidioten* traditionaler Wissenschaft scheitern müssen.

Karlheinz Deschner kann auch hier als Vorbild dienen. Er ist das Wagnis eingegangen, komplexe Zusammenhänge aufzuzeigen, statt sich wie die meisten Fachwissenschaftler mit klar definierten, meist jedoch unbedeutenden Detailfragen zu beschäftigen. Gerade in unserer Zeit, die Jürgen Habermas einmal treffend mit dem Begriff „Neue Unübersichtlichkeit“ charakterisierte<sup>25</sup>, sind solche „Spezialisten für den Zusammenhang“, die die fragmentierte Wirklichkeit, die vielen Mosaiksteinchen der Erkenntnis, zu einem stimmigen Ganzen zusammensetzen, notwendiger als je zuvor. Ohne sie würden wir den „Wald vor lauter Bäumen“ wohl überhaupt nicht mehr erkennen und in der Folge noch anfälliger werden für jene übersichtlichen Halbwahrheiten, aus denen talentierte Demagogen mit erschreckender Präzision ganze Erfolge machen.<sup>26</sup>

Um diese stets virulente Gefahr abzuwenden, genügt es freilich nicht, dass diejenigen, die sich dem unvollendeten Projekt der Aufklärung verpflichtet fühlen, die vergessenen, verdrängten, übersehenen Zusammenhänge entdecken und ethisch (siehe vorangegangenen Abschnitt) reflektieren, sie müssen auch in der Lage sein, diese *Zusammenhänge in eine Form zu bringen, die der Sache angemessen ist*. Dies allerdings ist, wie Karlheinz Deschner mit Blick auf die Historiographie formulierte, „weniger ein wissenschaftlicher als ein literarischer

Akt“<sup>27</sup>. Tatsächlich geht es hier weniger um Fragen der wissenschaftlichen Exaktheit und intellektuellen Redlichkeit als um Fragen der Komposition, des Stils. Ein Gebiet, auf dem Karlheinz Deschner bekanntlich seine ganz besondere Meisterschaft zeigt.

Auch wenn es von großem Belang ist, *was* Deschner schreibt, seine Bedeutung (und auch sein Erfolg!) als Schriftsteller ist mindestens ebenso sehr darin begründet, *wie* er schreibt. Wie kaum einem anderen Autor gelang es Deschner, Wissenschaft und Kunst miteinander zu vereinbaren. Er zeigte auf, dass wissenschaftliche Präzision nicht daran gekoppelt ist, dass man jene tote Bürokratsensprache verwendet, die „ordentliche Wissenschaftler“ gerne dazu benutzen, um potentielle Kritiker vorzeitig in Schlaf zu versetzen. Er machte klar, dass man sehr wohl auf der Klaviatur des emotionalen Ausdrucks spielen kann, ohne dabei den Verstand zu betäuben.

Deschners Fähigkeit zur brillanten, intellektuell wie emotional ansprechenden Formulierung zeigte sich schon in frühen Jahren (obgleich der Autor 1980, im Vorwort zur Neuausgabe von „Kitsch, Konvention und Kunst“, (allzu) selbstkritisch meinte, dass er in seinen Dreißigern keineswegs habe schreiben können). Als Beleg hierfür sei eine kurze Passage aus Deschners Erstlingswerk „Die Nacht steht um mein Haus“ zitiert:

„Nein, es ändert sich nichts. Guckt in die Zeitungen, die Kinos, in die Wochenschauen, da zeigen sie Modedämchen, da zeigen sie die Kaiserin soundso mit dem Nerzmantel, den ihr Stalin geschenkt hat, da zeigen sie chinesische Flüchtlinge, in Lumpen, in Fetzen, verhungert, zerbombt, da zeigen sie die tollsten Gegensätze, und das Volk sitzt da,

stur sitzt es da, zurückgelehnt, Bonbons lutschend, es ist nur die Vorschau, der Film läuft gleich an. Nein, sie stehen nicht auf, sie schlagen nicht alles kaputt, nicht die Leinwand, nicht das Kino, nicht die Mächte, die die Welt klein halten, die sie ausbeuten, nein, sie sitzen da, sie sitzen da, es ist nur die Vorschau, der Film läuft gleich an. Nichts läuft gleich an, es läuft schon längst, das Rad dreht sich, es dreht sich rasend, und jeden Tag steht die Welt millionenmal still.“<sup>28</sup>

Kann man es besser formulieren, einprägsamer, treffender, musikalischer? Wohl kaum. Deschners Texte – gleich welcher Gattung sie entstammen – sind im Grunde ins Literarische transformierte Kompositionen, *Wort gewordene Musik*.

Nebenbei: Es ist m.E. kein Zufall, dass Deschner ein großer Verehrer der Musik Anton Bruckners ist. Bei allen gewichtigen Unterschieden zwischen dem kämpferischen Aufklärer Deschner und dem naiv-gläubigen Katholiken Bruckner gibt es interessante Parallelen, nicht nur auf menschlicher<sup>29</sup>, sondern auch auf stilistischer Ebene. Wie Bruckner erzeugt Deschner beispielsweise immer wieder weit ausladende Spannungsbögen, indem Motive/Motivfragmente sequenziert und dabei von Sequenz zu Sequenz gesteigert werden. Während Bruckner musikalische Fragmente meist in Halbtonschritten nach oben schraubt (Modulationen und Rückungen), benutzt Deschner vorzugsweise Aufzählungen, um durch die Aneinanderreihung von inhaltlich ähnlichen, von Mal zu Mal aber formal drastischeren, zugespitzteren Figuren eine vergleichbare Wirkung zu erzielen. Auf dem Höhepunkt der so erzeugten Spannung folgt bei Bruckner häufig ein kraftvolles, prägnantes, auf das Wesentliche reduziertes

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Hauptthema, bei Deschner eine ebenso kraftvoll-prägnante, auf das Wesentliche reduzierte Stellungnahme, vorzugsweise in Gestalt eines Aphorismus, eine Stilform bekanntlich, die Deschner wie kaum ein anderer beherrscht.

Dank der klugen Komposition seiner Texte – die Parameter Klang, Harmonik, Dynamik, Tempo und Rhythmik sind in seinen Arrangements stets perfekt aufeinander abgestimmt! – konnte Deschner nicht nur die Grenzen zwischen Wissenschaft und Kunst, sondern auch zwischen Wissenschaft und Laienpublikum überwinden. Seine Texte waren und sind erfrischend anders als die häufig gestelzt formulierten Werke der Fachhistoriker, sind auch für Laien spannend zu lesen, packend von der ersten bis zur letzten Seite – und dies, obwohl Deschner weder auf inhaltlicher noch auf formaler Ebene jemals Kompromisse eingegangen ist.

Mit unerbittlicher Konsequenz hat der „Wissenskünstler“ Deschner in den letzten Jahrzehnten seinen „eigenen“ Weg verfolgt, *einen Weg jenseits der ausgetretenen Pfade staubiger Wissenschaftsprosa, seichtem Infotainment und künstlerisch-manieristischer Selbstbespiegelung*. In seinem Werk vereinigen sich die besten Traditionen des wissenschaftlichen und künstlerischen Emanzipationsprozesses: Kritische Rationalität, wissenschaftliche Systematik, humanistisches Ethos, künstlerische Sensitivität und ästhetische Gestaltungskraft ergänzen sich hier auf besondere Weise.<sup>30</sup> Dies ist nicht zuletzt der Grund dafür, warum Deschners Werk so nachhaltige Wirkung zeigte und wohl auch noch in Zukunft zeigen wird.

**„Berühmte sind Leute, die man etwas später vergisst“: Zur Wirkung von Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004**

## **Werk und Autor**

Welch befreiende Wirkung Deschners Schriften (insbesondere in den späten 50ern und 60ern) entfalteteten, wird deutlich, wenn man einen Blick wirft in die Abertausende von Leserbriefen, die der Autor über die Jahre hinweg erhalten hat. Deschner hat – wie kaum ein anderer – schon sehr früh in aller Klarheit ausgesprochen, was andere vielleicht ahnten, aber nicht zu formulieren wagten. Wer das mulmige, indifferente Gefühl hatte, dass da irgendetwas Grundlegendes nicht stimmt, an dieser Religion, diesem Staat, dieser Gesellschaft, dieser Kunst, der fand in Karlheinz Deschner einen, der es prägnant auf den Punkt brachte.

Vor nicht allzu langer Zeit fragte ein strenggläubiger Katholik (im Internet-Deschner-Forum, siehe [www.deschner.info](http://www.deschner.info)) brüskiert, wie viele Kirchenaustritte (und damit für ihn: auch verirrte Seelen, die dereinst im Höllenfeuer werden leiden müssen) wohl allein auf das Konto dieses *einen* Schriftstellers gingen. Selbstverständlich lässt sich so etwas schwer quantifizieren. Bei einem Schriftsteller wie Karlheinz Deschner, dessen kirchenkritische Schriften ein Millionenpublikum erreichen, sollte die Zahl derer, die durch die Lektüre der Werke den (ersten oder letzten) Anstoß zum Kirchenaustritt erhielten, sicherlich nicht gering bemessen werden, zumal man hier nicht nur die *direkten*, sondern auch die *indirekten Wirkungen* einkalkulieren müsste. Unter Deschners Lesern finden sich ungewöhnlich viele Multiplikatoren, Autoren, die das, was sie bei Deschner lernten, in ihren eigenen Werken aufgriffen, weiterverarbeiteten und so indirekt Deschnerische Impulse weitergaben, selbst wenn der Name „Deschner“ in man-

chen dieser Arbeiten *verbis expressis* gar nicht fällt.

Wie gesagt: Deschners Wirkungen sind bei alledem keineswegs allein auf die Religions- und Kirchenkritik begrenzt. Wichtige Impulse gab er auch auf anderen Gebieten. Zu berücksichtigen sind hier u.a.:

a) *die Wissenschaftstheorie* (Kaum ein Autor hat die Wichtigkeit einer *ethischen Fundierung der Wissenschaft* so klar herausgestellt wie er. Zudem hat er gezeigt, dass es auch im Zeitalter der „Neuen Unübersichtlichkeit“ und des „Postmodernismus“ möglich ist, *Zusammenhänge* aufzuzeigen.);

b) *die kritische Geschichtsschreibung* (Deschners Leistungen auf diesem Gebiet betreffen nicht nur die Kirchengeschichte, sondern letztlich den *kritischen Umgang mit Geschichte im Allgemeinen*. Konkrete Beiträge lieferte er zudem zur historiographischen Aufarbeitung des Faschismus, der amerikanischen Geschichte sowie zur Zerschlagung Jugoslawiens.);

c) *die Literatur* (Nicht nur Deschners Romane und Aphorismen, auch seine Sachbücher sind stilistisch brillant, wahre Meisterwerke der Literatur. Dass Deschner im Band „Zitate und Aussprüche“ des zwölfteiligen Duden [immerhin *das* Standardwerk der deutschen Sprache!] der meistzitierte namhafte deutsche Autor der Gegenwart ist, sollte daher nicht verwundern. Es ist zu hoffen, dass auch die Literaturwissenschaft irgendwann einmal die Bedeutung des kritischen Sprachkünstlers Deschners und seiner ganz eigenen „Ästhetik des Widerstands“ angemessen zu würdigen weiß.)

d) *die Literaturkritik* (Die Wirkung sei-

ner literaturkritischen Werke war insbesondere in den 50er/60er Jahren gewaltig. Deschner war es, der die damals noch maßlos unterschätzten Autoren Musil, Broch oder Jahn in einer breiteren Öffentlichkeit bekannt machte. Zudem entwickelte er wichtige Kriterien, die auch heute noch hilfreich sind, um gute Autoren von schlechten systematisch unterscheiden zu können.);

e) *die Tierrechtsbewegung* (Der ehemalige Wilddieb Deschner lieferte durch seine sensible Schilderung der Tierwelt und ihrer Nöte schon in den 50er Jahren glänzende Vorlagen für die erst später langsam aufkommende Tierrechtsbewegung. Mögen manche seiner Darstellungen und Vergleiche auch über ihr Ziel hinausschießen (vgl. Anmerkung 30), seine Beiträge zu einem *ethisch fundierten Vegetarismus* und einem *Tierschutz, der diesen Namen auch verdient*, sind von bleibendem Wert.); sowie

f) last but not least: *die „Streitkultur der Aufklärung“ im Allgemeinen* (Deschner war stets ein schmerzender Stachel im Fleisch der Zeit, an dem sich die Diskussion immer wieder neu entzünden musste. Und er wusste, dass er sich in dieser Funktion nicht gerade beliebt machen würde. Schließlich ist Aufklärung, wie er selbst einmal treffend formulierte, „Ärgernis“: „Wer die Welt erhellt, macht ihren Dreck deutlicher.“<sup>31</sup> Dadurch dass Deschner all die Risiken einging, die mit dem Projekt der Aufklärung verbunden sind (Gefahr der sozialen Ächtung, finanzielle Schwierigkeiten usw.), dass er jederzeit den Mut hatte, „sich des eigenen Verstandes zu bedienen“, avancierte er

zu einem großen Vorbild für all jene, denen das Projekt der Aufklärung am Herzen liegt. Deschner demonstriert mit seinem Leben und Werk, dass gerade dort „Streitkultur“ und „aufrechter Gang“ verlangt sind, wo andere reflexartig (also unreflektiert) auf die Knie fallen. Dabei erweitert er – auch durch die kompromisslose Klarheit seiner Sprache – in beachtlichem Maße das Freiheitsspektrum, das Generationen von Aufklärern vor ihm im Kampf gegen die stets auch mit Denkverboten einhergehenden Herrschaftsansprüche weltlicher und geistlicher Machthaber erstritten haben. Es ist zu hoffen, dass Deschners Nachfolger, diejenigen also, die die Fackel der Aufklärung von ihm übernehmen werden, es verstehen werden, diesen hart erkämpften Freiheitsraum zu erhalten bzw. ihrerseits zu erweitern. Denn eines steht fest: Auf einen Fortschrittsautomatismus in der Geschichte (einen zwangsläufigen Sieg des „Teams Aufklärung“) sollten wir keineswegs vertrauen. Die Früchte der Aufklärung können jederzeit wieder verspielt werden...)

Es sind gerade Deschners unbestreitbare Leistungen als streitbarer Verfechter der Aufklärung, die bislang eine angemessene Rezeption seines Werks in der ängstlich-abwägenden Welt der traditionellen Wissenschaft verhindert haben. So traurig es auch ist, wahrscheinlich wird Deschner – wie seine Vorgänger Schopenhauer oder Nietzsche – erst dann von den Meier, Müller, Schulzes der Wissenschaft ernst genommen werden, wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilt. *Nur ein toter Autor ist ein großer Autor*, hieß es hierzu in der Einleitung dieses Artikels, auf der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ren Grundgedanken ich noch einmal zurückkommen möchte.

Ich denke, es ist sehr gut möglich, dass Karlheinz Deschner irgendwann einmal zum „Klassiker“ avanciert und mit Nietzsche, Schopenhauer, Heine & Co. in die „Riege der kulturellen Scheinriesen (Turturismus)“ eingeordnet wird – mit allen positiven und negativen Konsequenzen, die mit einer solchen Transformation der Rezeptionsweise verbunden sind. Zu den positiven Folgen dürfte zählen, dass Deschners Werk unter diesen Umständen auch *auf internationaler Ebene* größere Anerkennung finden würde. Bislang ist Deschners Wirkung noch weitgehend auf den deutschen Sprachraum beschränkt. (Es gab zwar zahlreiche Übersetzungen seiner Bücher,<sup>32</sup> merkwürdigerweise aber erschien bislang kein einziges Deschner-Werk auf dem so wichtigen englischen/amerikanischen Buchmarkt!)

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass mit zunehmendem historischem Abstand (und damit auch abnehmender Gefährlichkeit des Autors!) sich auch jene blassen Vertreter akademischer Wissenschaft um Deschner bemühen werden, die zu seinen Lebzeiten aus Reputationsgründen jeden Kontakt strengstens gemieden hätten. Selbstverständlich könnte hieraus auch eine Gefahr erwachsen, nämlich die Gefahr einer künftigen „Entdeschnerisierung“ Deschners, entsprechend etwa jenem Prozess der „Entnietzschung“ Nietzsches, den Hermann Josef Schmidt so überzeugend dargestellt hat<sup>33</sup>, allerdings ist zu vermuten, dass eine solche Verharmlosungs- und Entstellungsstrategie im Falle Deschners weniger dramatisch ausfallen dürfte, da sein Werk doch weit weniger ambivalent ist als das Werk Friedrich Nietzsches.

Insgesamt müsste man also keine allzu großen Einwände haben, würde man Deschner dereinst „Scheinriesenstatus“ zuweisen, wäre da nicht jener seltsam religiös anmutende, dem Deschnerschen Denken zutiefst widersprechende „Mythos der Genialität“, der mit dem „Turturismus“ notwendigerweise verbunden ist. Wie bereits geschildert, geht Deschner als Determinist/Naturalist davon aus, dass alles, was Menschen tun oder unterlassen, ein Produkt ihrer Erbanlagen und Lebenserfahrungen ist. Das gilt natürlich auch für kreative Leistungen, die keineswegs als akausale Akte ihrer jeweiligen „Urheber“ begriffen werden sollten. In diesem Zusammenhang sei eine kurze Expedition ins „Labyrinth der Gelehrsamkeit“<sup>34</sup> erlaubt: Im Jahre 1676 konterte Newton auf die Zuschreibung besonderer Originalität mit dem später berühmt gewordenen Wort: „Wenn ich weiter gesehen habe, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe.“ Sieht man einmal davon ab, dass selbst Newton (sicherlich alles andere als ein Zwerg in der Wissenschaftsgeschichte!) offensichtlich anfällig für das Scheinriesenphänomen war (seine Vorgänger waren gewiss keine Riesen, sondern dachten wohl ebenso wie er, bloß auf den Schultern von „Riesen“ zu stehen...), so ist die grundlegende Selbsterkenntnis Newtons doch mit Sicherheit richtig: *So originell uns die bedeutenden Werke der Wissenschaft und Kunst auch erscheinen mögen, diejenigen, die sie hervorbrachten, waren doch stets im höchsten Maße abhängig von dem, was andere zuvor bereits geleistet hatten.*

Dies sollte keineswegs als Abwertung empfunden werden. Ebenso wie ein Verbrechen auch dann noch ein Verbrechen bleibt, wenn man weiß, dass der Täter gar

nicht anders handeln konnte (siehe oben), so bleibt auch ein Meisterwerk ein Meisterwerk, selbst wenn sein „Schöpfer“ als *Einzelperson im strengen Sinne gar nicht Urheber des Werkes* ist, sondern lediglich *das letzte Glied einer langen, unendlich komplizierten Determinationskette*. Das soll nicht heißen, dass die berühmten Wissenschaftler und Künstler der Vergangenheit keine faszinierenden Persönlichkeiten waren (natürlich waren sie das, sonst hätten sie ihre Werke kaum hervorbringen können), aber es lag schlichtweg nicht in ihrer Hand, weniger faszinierend, weniger kreativ zu sein. Ihr Stil, ihre Meisterschaft, ihre Berühmtheit – all dies ist bei genauerer Betrachtung nichts weiter als ein *Resultat des sinnfreien Zusammenspiels von Zufall und Notwendigkeit*.

Karlheinz Deschner schrieb einmal: „Berühmte sind Leute, die man etwas später vergisst.“<sup>35</sup> Wie so häufig traf er mit der Formulierung ins Schwarze. Unsterblich ist nicht einmal der Ruhm Ludwig van Beethovens. Selbst er – so ungeheuerlich es auch erscheint – wird irgendwann einmal vergessen sein, wie alles, was Homo sapiens je hervorgebracht hat.<sup>36</sup> So sicher es also ist, dass auch das Werk Karlheinz Deschners letztlich irgendwann einmal in Vergessenheit geraten wird: Wenn es in der Kultur- und Geistesgeschichte auch nur halbwegs mit rechten Dingen zugeht, dürfte dies in absehbarer Zeit kaum geschehen.

Schon allein aufgrund seiner besonderen literarischen Qualität gehört Deschners Werk zu den kostbarsten Juwelen der abendländischen Emanzipationsgeschichte, ein Juwel, das auch in Zukunft noch funkeln sollte, um die Welt zu erhellen und jenen Dreck zu verdeutlichen, der ansonsten liebend gerne wieder unter den Teppich der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

pich gekehrt würde. Ich bin überzeugt: Der Aufklärer Deschner wird noch lange ein Ärgernis bleiben. Nicht nur, weil die Themen, die er behandelte, aktuell bleiben werden, sondern vor allem, weil Schriftsteller seines Formats in einem Meer des Mediokren zu jeder Zeit seltene Ausnahmerecheinungen waren – nicht nur in Deutschland.

Kaum ein Autor hat den aufklärerischen Gedanken in solch überzeugender Weise sprachlich gefasst wie Karlheinz Deschner. Hierin liegt seine bleibende Bedeutung, seine Größe, sein Vermächtnis. Künftige Generationen von Aufklärern werden dies zu schätzen wissen...

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Da ich seit Januar 2004 Deschners offizielle Website [www.deschner.info](http://www.deschner.info) betreue und als Vorstandsmitglied der *Giordano Bruno Stiftung* ([www.giordano-bruno-stiftung.de](http://www.giordano-bruno-stiftung.de)) maßgeblich an der Planung und Durchführung des Festakts zu Deschners 80. Geburtstags beteiligt war, kam es zwangsläufig zu einem engeren Kontakt mit dem Autor.

<sup>2</sup> Das hat nicht zuletzt damit zu tun, dass sowohl Deschner als auch der Verfasser dieses Artikels eine philosophische Perspektive vertreten, die jegliche Form von „Geniekult“ von vornherein ausschließt: Wer nämlich die sog. „Willensfreiheit“ des Menschen als bloße Illusion begreift, für den ist evident, dass Menschen nur genau das wollen, denken, leisten *können*, was sie aufgrund von genetischer Ausstattung und Lebenserfahrungen wollen, denken, leisten *müssen*. Wenn aber das „Ich“ – wie schon Freud schrieb – nicht mehr „Herr im eigenen Haus“ ist, gibt es keinen Grund mehr, auf „eigene“ Leistungen stolz zu sein oder sich ihrer zu schämen. Siehe hierzu Deschners Ausführungen in seiner Ansprache auf dem Haßfurter Festakt (abgedruckt in diesem Band) sowie meine eigenen Darlegungen zum gleichen Thema in „Erkenntnis aus Engagement. Grundlegungen zu einer Theorie der Neomodern“ (Alibri 1999) sowie in den Aufsätzen: „Können wir wollen, was wir wollen? Unzeitgemäßes zur Theorie der Willens-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

freiheit“ (in: *Aufklärung und Kritik* 2/1995) oder „Hoffnung jenseits der Illusionen? Die Perspektive des evolutionären Humanismus“ (in: Albertz, Jörg: *Humanität – Hoffnungen und Illusionen*. Schriftenreihe der Freien Akademie, Band 23. Berlin 2004).

<sup>3</sup> Auch diese interessante Episode hat Hermann Gieselbusch ausgegraben und erstmals im Rahmen des 80. Geburtstags von Deschner dem stauenden Publikum präsentiert. (Sämtliche Reden zum Festakt können übrigens auf [www.deschner.info](http://www.deschner.info) nachgelesen werden.)

<sup>4</sup> vgl. Schmidt-Salomon, Michael (2004): *Das Feuerbach-Syndrom. Warum Religionskritik in der Wissenschaft noch immer ein Tabuthema ist*. In: *MIZ* 2/2004.

<sup>5</sup> vgl. hierzu meine Kritik am „Sozialsystem Wissenschaft“ in: Schmidt-Salomon, Michael (1999): *Erkenntnis aus Engagement*. Aschaffenburg, S.385ff.

<sup>6</sup> vgl. hierzu Seliger, Hans Reinhard (Hrsg.) (1993): *Kriminalisierung des Christentums? Karlheinz Deschners Kirchengeschichte auf dem Prüfstand*. Freiburg; sowie die ausführliche Entgegnung von Hermann Josef Schmidt in *MIZ* 1/ und 2/1994. Vgl. auch Deschners Replik im 5. Band der *Kriminalgeschichte des Christentums*.

<sup>7</sup> Gieselbusch, Hermann (1994): *Deschner bei Rowohlt. Eine Skizze*. In: Gieselbusch, Hermann (Hrsg.): *Karlheinz Deschner. Leben, Werke, Resonanz*. Rowohlt, Reinbek, S. 9

<sup>8</sup> Markanter Ausspruch eines Deschnerkritikers, den Ricarda Hinz als Titel für ihre schöne Videodokumentation über Karlheinz Deschner wählte.

<sup>9</sup> vgl. den interessanten, von den Töchtern Bärbel und Katja Deschner herausgegebenen Sammelband „*Sie Oberteufel. Briefe an Karlheinz Deschner*“.

<sup>10</sup> Schlusssatz des Exposé zur „*Kriminalgeschichte des Christentums*“, das Deschner 1970 an den Rowohlt-Verlag schickte, zitiert nach Gieselbusch (1994), S. 10

<sup>11</sup> Schopenhauer, Arthur (1818/1977): *Die Welt als Wille und Vorstellung*. In: Schopenhauer, Arthur: *Zürcher Ausgabe. Werke in zehn Bänden*, Band 4. Zürich, S. 680

<sup>12</sup> vgl. Camus, Albert (1951/1969): *Der Mensch in der Revolte*. Reinbek.

<sup>13</sup> Zitat entnommen dem Klappentext zu

Deschner, Karlheinz (1956/1998): Die Nacht steht um mein Haus. Bamberg.

<sup>14</sup> vgl. hierzu und zum Folgenden Schmidt-Salomon (1999), S. 355ff. Siehe auch Schmidt-Salomon, Michael (2003): Was ist Wahrheit? Das Wahrheitskonzept der Aufklärung im weltanschaulichen Widerstreit. In: Aufklärung und Kritik 2/2003.

<sup>15</sup> vgl. Blackmore, Susan (2000): Die Macht der Meme oder: Die Evolution von Kultur und Geist. Heidelberg.

<sup>16</sup> Weber, Max (1985): Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. von Johannes Winkelmann. Tübingen, S.151

<sup>17</sup> Weber (1985), S.157

<sup>18</sup> Deschner, Karlheinz (1986): Kriminalgeschichte des Christentums. Band 1. Reinbek, S.59ff.

<sup>19</sup> Eine bedauerliche Ausnahme bildet hier das Buch zur amerikanischen Geschichte (Deschner, Karlheinz (1992/2003): Der Moloch. Eine kritische Geschichte der USA. München). Der Verleger der Originalausgabe wollte das Buch möglichst schnell auf den Markt bringen und nicht auf die Fertigstellung des Quellenapparats warten. Deschner, der bereits den Vorschuss für das Buch kassiert hatte, gab dem (wider besseren Wissens) nach. Tragischerweise kam Deschner wenig später das Quellenmaterial abhanden und konnte es im Nachhinein aus Zeitgründen auch nicht mehr rekonstruieren, sodass auch die aktualisierte Neuauflage des Buches bei Heyne ohne den ansonsten obligatorischen Quellenapparat publiziert werden musste. Dies schmälert den wissenschaftlichen Wert dieses Buches, das ohnehin darunter leidet, dass Deschner hier – im Gegensatz zur „Kriminalgeschichte“ – darauf verzichtete, seine Erkenntnisinteressen, d.h. auch die spezifische „Einseitigkeit“ seines Forschungsprogramms offenzulegen. Dadurch können Kritiker leicht dazu verleitet werden, dem Autor einen dogmatischen Antiamerikanismus zu unterstellen.

<sup>20</sup> Deschner (1986), S.66f.

<sup>21</sup> Deschner (1986), S.47

<sup>22</sup> vgl. Deschner (1986), S.61

<sup>23</sup> Deschner (1986), S.65

<sup>24</sup> Deschner, Karlheinz (1994a): Was ich denke.

München, S.92f.

<sup>25</sup> vgl. Habermas, Jürgen (1985): Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V. Frankfurt/M.

<sup>26</sup> Zum Zusammenhang von postmoderner Unübersichtlichkeit und prämoderner Regression siehe Schmidt-Salomon (1999), S.66ff. sowie S.141ff.

<sup>27</sup> Deschner (1986), S.45

<sup>28</sup> Deschner (1956/1998). S.79

<sup>29</sup> Anzuführen wären hier u.a. der starke Naturbezug (Deschners atmosphärisch dichte, stimmungsvolle Naturbeschreibungen erwecken zuweilen den Eindruck, er habe Bruckners Sinfonien in Worte fassen wollen); der hohe Anspruch an das eigene Werk (ablesbar u.a. daran, dass beide es als nötig empfanden, ihre Werke ständig zu überarbeiten; auch Bruckner hatte „ein Schafott in sich“) oder die tief empfundene Sehnsucht nach einer anderen, einer besseren Welt (bei Bruckner freilich religiös überformt, man könnte seine Sinfonien dennoch wunderbar mit dem Deschner-Aphorismus „Licht ist meine Lieblingsfarbe“ charakterisieren, scheinen diese doch aus tiefster Dunkelheit „dem Licht“ entgegen zu streben).

<sup>30</sup> Gewiss: Es gibt bei Deschner durchaus Momente, in denen das Subjektive, Literarische über das wissenschaftlich Rationale siegt, worunter zwangsläufig die „Objektivität der Darstellung“ leidet. Dies gilt vor allem für seine Naturbeschreibungen. Die Natur erscheint bei Deschner häufig in verklärtem Licht, beispielsweise wenn er formuliert: „Der Mensch, sagt Spengler, ist das Raubtier mit den Händen. Eine euphemistische Metapher, die Banken und Atombombe involviert, Sklaverei und Inquisition, Schlachthäuser und Gaskammern und Genickschüsse und Gentechnik. Das alles ahnt das Raubtier ohne Hände nicht. Es verdummt auch nicht, es betet nicht an, betrügt nicht, lügt nicht, beutet nicht aus, kurz, fast jeden Vorzug hat es außer dem, die Krone der Schröpfung zu sein.“ (Deschner, Karlheinz (1994b): Ärgernisse. Aphorismen. Reinbek, S.57) Beispiele wie dieses zeigen, dass der Kultur- und Gesellschaftskritiker Deschner – obgleich er um den steten Kampf und das Leiden in der Natur weiß und dies auch schmerzlich empfindet – nicht auch noch „Naturkritiker“ sein will. Unbestritten ist – siehe die Ergebnisse

der Tierverhaltensforschung, die Deschner keineswegs abstreitet – dass auch Tiere betrügen, lügen oder ausbeuten. (Zur Dekonstruktion des romantischen Naturbildes siehe u.a. Wuketits, Franz (1999): Die Selbstzerstörung der Natur. Evolution und die Abgründe des Lebens. Düsseldorf.) Wenn Deschner also um die „Grausamkeit in der Natur“ weiß, warum wird sie in seinen Werken so hartnäckig ausgeblendet? Ich denke, diese tendenzielle Verleugnung der natürlichen Realität erfüllt bei Deschner einen sowohl ästhetischen als auch existentiellen Sinn: Sie dient als Kontrapunkt zur Düsternis und Brutalität der menschlichen Geschichte, ist – neben den Höhepunkten der Geistes- und Kunstgeschichte (Deschner erwähnt hier u.a. Eichendorff, Trakl, Kafka, Breughel, Ruisdael, van Gogh, Bach, Beethoven, Bruckner – Deschner (1994c): Musik des Vergessens. Bad Nauheim) – eine Quelle des „Lichts“, die die Permanenz des Elends existentiell erträglich macht.

<sup>31</sup> vgl. das Motto des Aphorismus-Bandes „Ärgernisse“ (Deschner 1994b)

<sup>32</sup> So wurde „Abermals krähte der Hahn“ u.a. in Norwegen und in den Niederlanden herausgebracht, „Die Nacht steht um mein Haus“ u.a. in Frankreich und im ehemaligen Jugoslawien, „Der Moloch“ liegt interessanter Weise in arabischer (!) Fassung vor, es gab auch bereits Übersetzungen einzelner Deschner-Werke ins Chinesische, Griechische, Polnische, Italienische, Russische und Spanische. Allerdings weiß im Moment niemand genau, welche Werke im Ausland zur Zeit überhaupt in Buchform vorliegen und wie stark ihre Verbreitung ist.

<sup>33</sup> vgl. Schmidt, Hermann Josef (2000): Wider weitere Entnietzung Nietzsches. Eine Streitschrift. Aschaffenburg.

<sup>34</sup> vgl. hierzu: Merton, Robert (1989): Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt/M.

<sup>35</sup> Deschner (1994b), S.13

<sup>36</sup> Wir übersehen gerne, dass Homo sapiens mit größter Sicherheit irgendwann einmal nicht mehr existieren wird und in der Folge auch alle kulturellen Errungenschaften unserer Spezies ausgelöscht werden. Dies alles wird wohl spätestens mit dem Verglühen unserer Sonne eintreten, allerspätestens mit dem „Kältetod“ des uns bekannten Universums, wahrscheinlich aber – dank unserer gut dokumentierten Cleverness! – schon Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004 viele Jahrmillionen früher. Nach diesem finalen Datencrash wird alles Menschliche, selbst alles menschliche Vergessen, vergessen sein. Davor

Ludger Lütkehaus (Freiburg)  
**Der „gerontologische“ Gottesbeweis**

---

Lieber Karlheinz Deschner, verehrte Gratulanten,  
ein noch so kurzer Toast auf Karlheinz Deschner muß mindestens zwei Bedingungen genügen: Er muß, erstens, dem ehrwürdigen Alter des Jubilars – welch beruhigendes, welch sedatives Wort! – gerecht werden, das bekanntlich schon in der Bibel, von Abraham bis Hiob, als Qualitätsnachweis gilt. Der Segen Gottes ruht darauf, wohingegen im NT die Gottessöhne besonders früh sterben.

Zweitens und vor allem muß besagter Toast Deschners überragenden Verdiensten um Theologie und Kirche gerecht werden. In diesem doppelten Sinn versuche ich, in der gebotenen Kürze einen neuen Gottesbeweis aus der Taufe zu heben, den ich zu Ehren Deschners den „gerontologischen Gottesbeweis“ nenne.

Wie wir alle schon auf der Schule gelernt haben, gibt es viele Gottesbeweise – daß sie gleich scharenweise auftreten, läßt auf ihre überwältigende Überzeugungskraft schließen: Gerade das „ens realissimum“, das seiendste Sein, bedarf am meisten der Beweise, vieler Beweise – doppelt gemoppelt hält besser. So gibt es den kosmologischen, den teleologischen, den moralischen, den psychologischen, selbst den ke-raunologischen. Der zweifellos eleganteste, schönste, auch erheiterndste aber ist der sogenannte ontologische. Er schließt vom Begriff Gottes als des Vollkommensten auf sein Sein, „id quo maius cogitari non potest“, „das, über das hinaus Größeres nicht gedacht werden kann.“ In die von Kant völlig unchristlich und unbarmherzig aufgerissenen Abgründe will ich mich hier nicht vertiefen, genug, daß der

ontologische Gottesbeweis das Sein als Vollkommenheitsmerkmal unterstellt. Denn das gestattet, unverzüglich vom ontologischen zum gerontologischen Gottesbeweis zu kommen.

Wenn nämlich gilt, dass etwas um so seiender ist, je vollkommener es ist, und um so vollkommener, je seiender, dann ist das länger seiende Sein als das seiendere Sein auch das vollkommeneren Sein. Das länger seiende Sein aber ist klärlich das ältere Sein, das ältere das seiendere Sein; und das älteste, „über das hinaus Älteres nicht gedacht werden kann“, „id quo senius cogitari non potest“, das seiendste, das vollkommenste Sein.

Was aber ist das überhaupt älteste Sein? Das ewige Sein. Und dieses wird üblicherweise „Gott“ genannt. Ergo ist Gott.

So weit, so klar. Wie aber soll man von Gott auf Karlheinz Deschner kommen, ohne dem einen oder dem anderen zu nahe zu treten? Nun, es ist leichter, als Sie vielleicht jetzt befürchtet haben. Denn ein 80 Jahre seiendes Sein ist offensichtlich auf guten Wegen, sich dem älteren, ja, ältesten Sein zu nähern, über das hinaus Älteres nicht gedacht werden kann, „id quo senius cogitari non potest“. Und dieses achtzigjährige Sein wird üblicherweise Karlheinz Deschner genannt. Ergo ist Karlheinz Deschner. So mit geradezu eherner Logik der gerontologische Gottes- und der noch gerontologischere Deschner-Beweis.

Der eine wie der andere ist der, der er ist. Ein praktizierender Feuerbach-Preisträger ist aber auch, was er ißt – und trinkt. Ergo trinken wir auf ihn. Quod erat demonstrandum.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Karl Corino (Tübingen)  
**Brief an Karlheinz Deschner\***

---

Lieber Herr Deschner,

von unserem gemeinsamen Lektor Uwe Naumann erfuhr ich, daß Sie in diesen Tagen Ihren 80. Geburtstag feiern. Ich möchte Ihnen herzlich gratulieren – wahrscheinlich gehöre ich zu den Menschen, deren Lebensweg Sie entscheidend bestimmt haben, und zwar vor allem durch Ihre Streitschrift „Kitsch, Konvention und Kunst“. Ich muß sie zum erstenmal in der 7. Gymnasialklasse durch meinen Freund Harald Kaas im Herbst 1958 in die Hand bekommen haben. Da wir laut Lehrplan in unserer bayrisch-fränkischen Provinz damals z.B. Reinhold Schneider oder gar den braunen Priester Peter Dörfler lasen („Das Gesicht im Nebel“), war Ihr Buch im wahren Wortsinn eine literarische Offenbarung. Wie da gegen Carossa, Hesse, Bergengrün polemisiert wurde – und als leuchtende Gegenbeispiele Musil, Broch, Jahn und Trakl inauguriert wurden, das leuchtete uns unmittelbar ein. Geradezu schicksalhaft war es, als ich bei Ihnen, auf S. 50 der Taschenbuchausgabe, auf die ersten 14 Zeilen von Musil stieß, und zwar auf ein Zitat aus der Novelle „Grigia“:

(Zitat Musil): „Um halb vier des Morgens war es schon ganz hell, aber die Sonne war noch nicht zu sehen. Wenn man da oben am Berg bei den Malgen vorbeikam, lagen die Rinder auf den Wiesen in der Nähe halb wach und halb schlafend. In mattweißen steinernen Formen lagen sie auf den eingezogenen Beinen, den Körper hinten etwas zur Seite hängend; sie

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

blickten den Vorübergehenden nicht an, noch ihm nach, sondern hielten das Antlitz unbewegt dem erwarteten Licht entgegen, und ihre gleichförmig langsam mahlenden Mäuler schienen zu beten. Man durchschritt ihren Kreis wie den einer dämmerigen erhabenen Existenz, und wenn man von oben zurückblickte, sahen sie wie weiße hingestreuete stumme Violinschlüssel aus, die von der Linie des Rückgrats, der Hinterbeine und des Schweifs gebildet wurden.“ (Zitat-Ende)

Als Bauernsohn hatte ich viele Stunden, Tage und Nächte mit Kühen verbracht, hatte sie auf der Weide gehütet, sie gemolken, sie gestriegelt, ihnen beim Kalben geholfen, eingewachsene Ketten aus dem Halsfell geholt, – ich bildete mir aus gutem Grunde ein, eine ganze Menge von diesen Tieren zu wissen. Aber so, wie dieser Musil über sie schrieb – das haute mich sozusagen vom Melkstuhl. Ich sagte mir, diesen Mann muß du unbedingt lesen. Und als ich knapp 100 Seiten später bei Ihnen auf ein weiteres Musil-Zitat stieß, auf Passagen aus dem Entwurf „Die Reise ins Paradies“, auf der der Inzest zwischen den Roman-Geschwistern Ulrich und Agathe geschildert wurde, war meine Faszination beinahe noch größer. Eine solche mystisch inspirierte erotische Prosa hatte ich überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen. Da gab es Sätze von einer schier unglaublichen Bildkraft: „Die Stille nagelte sie ans Kreuz.“ Sie bogen das Rund des Horizonts wie einen Kranz um ihre Hüften.“ Die Lektüre solcher Sätze stellte sozusagen die Weichen für mein

weiteres Leben.

Ich kann guten Gewissens sagen: ohne die Begegnung mit „Kitsch, Konvention und Kunst“ wäre mein ganzes Leben anders verlaufen: ich hätte nicht die Frau geheiratet, mit der ich seit 1968 verheiratet bin (sie promovierte auch über Musil und ging mit mir nach Rom, um Musils Nachlaß zu katalogisieren), ich hätte nicht die Kinder (und Enkel), die wir haben, ich hätte meinen Beruf als Redakteur beim hr nicht gehabt – es gäbe meine Biographie Robert Musils nicht ...

Dabei will ich nicht verschweigen, daß auch Ihr Roman „Die Nacht steht um mein Haus“ großen Eindruck auf mich und meine Frau machte. („Was haben Sie nur mit mir angestellt!?“ sagte meine Frau damals, 1965, nach der Lektüre – wir waren damals noch per Sie!). Und ich möchte sagen, daß Ihre kritische Kirchengeschichte „Abermals krähte der Hahn“ zu meiner geistigen Mündigwerdung beitrug. Grund genug, Ihnen zu danken und Ihnen für die nächsten Dekaden alles erdenklich Gute zu wünschen.

Mit den besten Grüßen  
Ihr herzlich ergebener  
Karl Corino

*\* Mit der Genehmigung von Herrn Dr. Corino – für die sich die Redaktion bedankt – drucken wir seinen Brief ab, den er am 05.04.2004 an Karlheinz Deschner zu dessen 80. Geburtstag richtete.*

Hermann Gieselbusch (Wentorf bei Hamburg)

## Deschner bei Rowohlt

(bis 1992)

---

Karlheinz Deschner hatte 1955, mit 31 Jahren, binnen einer einzigen Woche seinen ersten Roman aufs Papier geworfen. „Ich eilte“, schrieb Deschner 31 Jahre später, „zu Ernst Rowohlt, dem bewunderten Verleger. Er weilte gerade, ich wußte es zufällig, in Baden auf der Bühler Höhe. Ich erschien unangemeldet, Siesta schon, er empfing mich noch und, wirklich, er kannte meinen Namen. ‚Sie sind doch der Mann, der die Vorträge hält!?’ Jawohl. Aber ich *schrieb* auch – und griff im Sacko nach den ausgesuchten Seiten des Romans. Doch der Verleger von Dos Passos, Wolfe, Faulkner, Hemingway hatte Schwierigkeiten mit den Augen, auch von einer Dichterlesung hielt er nichts, nein, telefonierte aber gleich mit seinem Lektor, und bereits zwei Wochen später hatte ich dessen Absage in der Hand.“

Der damalige Rowohlt-Lektor hieß Wolfgang Weyrauch. Sein Absagebrief an Deschner ist leider Anfang der siebziger Jahre einem Archivbrand zum Opfer gefallen. Also erschien Deschners erstes Buch nicht bei Rowohlt, sondern unter dem Titel „Die Nacht steht um mein Haus“ in München bei List. Das war 1956.

Nach diesem stark beachteten Debüt erschien 1957, wieder bei List, Deschners zweites Buch, die Enquete „Was halten Sie vom Christentum?“ Er hatte auch jenen ablehnenden Rowohlt-Lektor Wolfgang Weyrauch, ein Mitglied der Gruppe 47, um einen Beitrag gebeten. Weyrauch war über Deschners so gar nicht nachtragendes Verhalten verblüfft, nannte im nachhinein, also nachdem „Die Nacht Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

steht um mein Haus“ bei List ein spektakulärer Erfolg geworden war, den „run“ und „Sog“ dieses Textes plötzlich „einmalig“, verstand sein Verdikt vom verflossenen Jahr nicht mehr und schob seine Ablehnung auf ein Stimmungstief, das er euphemistisch seinen „restaurativen Tag“ nannte. Es wäre ja auch ein besonders ironischer Namenszauber gewesen, wäre der spätere Kirchenkritiker ausgerechnet von einem Mann entdeckt worden mit dem Namen Weyrauch.

Im selben Jahr 1957 erschien, wieder bei List, Deschners literarische Streitschrift „Kitsch, Konvention und Kunst“. Ein Bombenerfolg, der die literarische Landschaft der restaurativen fünfziger Jahre heftig erschütterte. Damit war Karlheinz Deschner, dieser ewige Außenseiter, das erklärte Nicht-Mitglied der damals marktbeherrschenden Gruppe 47, etabliert (ein Ausdruck, der so gar nicht zu ihm paßt). Nun war er für jeden deutschen Verlagsmann, Buchhändler, Leser ein Großkritiker und Bestsellerautor. Drum erschien auch gleich 1958 sein zweiter und bisher letzter Roman, „Florenz ohne Sonne“, wieder bei Paul List.

Dies im Sinn, bekommen die folgenden Worte einen durchsichtigen Klang:

„Sehr geehrter Herr Dr. Deschner, selbstverständlich interessiert uns eine Arbeit aus Ihrer Feder. Der Titel Gott ging in *den Schuhen des Teufels* klingt freilich leider nur zu rowohltisch! Was schwebt Ihnen denn vor? Eine Art atheistischer Kirchen-

geschichte im Ceram-Stil? Aber ich will lieber keine gewagten Schlüsse ziehen. Könnten Sie sich nicht dazu überwinden, mir in einem weiteren Brief zu verraten, was Sie ungefähr vorhaben, nachdem ich Sie unserer grundsätzlichen Sympathie für Ihre Arbeit versichert habe? Dann brauche ich nicht bis Anfang nächsten Jahres auf Expose und Probekapital zu warten. Verleger sind ja immer ungeduldig. Noch eines freilich: Werden wir damit nicht List gegenüber unkollegial erscheinen? – Inzwischen schönste Grüße Ihres H. M. Ledig-Rowohlt.“

So also der Juniorchef des damals noch in Hamburg ansässigen Rowohlt-Verlags am 10.9. 1957. „Eine Art atheistischer Kirchengeschichte im Ceram-Stil“ – darauf mußte Rowohlt sofort anspringen; denn das roch nach einem fetten Braten. C. W. Cerams „Götter, Gräber und Gelehrte“ waren in den acht Jahren seit ihrem Erscheinen bei Rowohlt (1949) in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft worden. Und so etwas vergißt ein Verleger nie.

Warum es damals, 1957, zum Vertragsabschluß zwischen Deschner und Rowohlt nicht gekommen ist, gehört zum Kleinram aller Geschichte, der wegen seiner Kompliziertheit regelmäßig unter den Tisch fällt. Tatsache ist: Rowohlt schloß keinen Vertrag, Deschner blieb bei List. Titel des Vorhabens war damals „Gott geht in den Schuhen des Teufels“. Ledig-Rowohlt machte in seinem Brief, das ist aufschlußreich, aus dem „geht“ ein „ging“: „Gott *ging* in den Schuhen des Teufels“. Damit wurde diese „Art atheistischer Kirchengeschichte“ in die Vergangenheit verschoben, wurde zu etwas Gewesenem, das heute nicht mehr ist, wurde zur archäolo-

gischen Keramik. Deschners Idee war aber keine spannend servierte archivalische Antiquität, sondern ein Indizienbeweis über zwei Jahrtausende *bis heute*, „eine Dokumentation aller Schandtaten des Christentums“ *bis heute*. Also gerade nicht Archäologie à la Ceram, sondern Geschichtsschreibung à la Deschner: als Anamnese einer schweren chronischen Pathologie.

„Gott geht in den Schuhen des Teufels“ – dieser Titeleinfall kam Deschner in den fünfziger Jahren, als er, von einem Hundespaziergang nach Hause in Tretzendorf zurückgekehrt, folgende Vision erlebt:

„... ein paar Wasserflächen, verdöstes Froschgequarre, und drüben, gemächlich unter Apfelbäumen, zwei Herren in Schwarz. Ich griff zum Fernglas: wie vermutet, mein Pate [Deschners Tauf- und Firmpate war der Geistliche Rat Leopold Baumann] nebst Gast, einem Erzabt aus Niederbayern. Etwas atemlos noch verfolgte ich beide, genoß, übers Wasser hin, ihr geistliches Gehen, so ruhig alles, friedlich, und dachte plötzlich: *Gott geht in den Schuhen des Teufels*. Dieser Gedanke bestimmte meine Arbeit, mein Leben. Er kostete schwere familiäre Opfer, sogar, vielleicht nur mittelbar, unseren Sohn, damals noch gar nicht da, jetzt schon nicht mehr.“

25 000 Arbeitsstunden in fünf Jahren braucht Deschner für sein von Rowohlt abgelehntes Buch. Es trug inzwischen den Titel „Abermals krähte der Hahn“ und war bei List unter Vertrag. Der Münchener Paul List Verlag bekam, je klarer sich das Buchprojekt erkennen ließ, kalte Füße, „bangte schon um den Absatz seiner Schulbücher in Bayern“ und „erbat ein Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Gutachten – ausgerechnet bei Rowohlts einstigem Lektor“ – also bei dem inzwischen freien Schriftsteller Wolfgang Weyrauch. „Prompt folgte ein Totalverriß, und List kündigte, auf Rückzahlung des Vorschusses verzichtend, den Vertrag.“

„Abermals krähte der Hahn“ erschien 1962 im Hans E. Günther Verlag in Stuttgart: im wesentlichen eine frühchristliche Dogmen-, teilweise eine vergleichende Religionsgeschichte. Nur die letzten 100 Seiten näherten sich der anfänglichen Idee, nämlich der Dokumentation aller Schandtaten des Christentums bis heute.

Ich springe jetzt über die Jahre von Titel zu Titel:

1962 „Abermals krähte der Hahn“, 700 Seiten

1964 „Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart“, Limes Verlag, 8 Essays auf knapp 400 Seiten

1965 „Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelic“, Hans E. Günther Verlag, 300 heute besonders lesenswerte Seiten, auf denen zum erstenmal in Deutschland die Greuelpolitik in Kroatien und Serbien während der vierziger Jahre geschildert wird, die heute das Gemetzel im ehemaligen Jugoslawien beherrscht.

1966 „Jesusbilder in theologischer Sicht“, Paul List Verlag, 500 Seiten

1966 2. „Das Jahrhundert der Barbarei“, Kurt Desch Verlag, 530 Seiten

1968 1. „Wer lehrt an deutschen Universitäten?“, Limes Verlag, 240 Seiten

1968 2. „Kirche und Faschismus“, Jugenddienst-Verlag, 100 Seiten

1969 „Das Christentum im Urteil seiner Gegner“, Band 1, Limes Verlag, 400 Seiten

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Am Ende dieses Jahrzehnts, im Dunstkreis des rebellischen Jahres 1968, wurde Deschner wegen „Kirchenbeschimpfung“ vor Gericht gezogen. Dieser Versuch, ihn zu kriminalisieren, brachte den Autor auf seine 15 Jahre zuvor konzipierte Buchidee zurück: „Gott geht in den Schuhen des Teufels“.

Und damit betrete ich einen Zeitraum, in dem ich selber mitagierte habe und über den ich nun als Mittäter und Zeuge aussagen kann. Deschner hatte für sein neues Projekt ein noch vages Interesse gefunden bei dem kleinen und feinen Szczesny-Verlag mit seinem anspruchsvollen religions- und kirchenkritischen Programm. Leider mußte dieser Münchener Verlag Ende der 60er Jahre schließen. Gerhard Szczesny, ein Mitbegründer der Humanistischen Union, schloß sich dem Rowohlt Verlag an und gab dort eine Taschenbuchreihe heraus: rororo tele.

Eines Frühlingstages 1970 kamen Szczesny und ich auf dem Flur des hellen Reinbeker Verlagshauses ins Gespräch. Er war damals 52 und im Begriff, sich aus dem literarisch-publizistischen Getriebe zurückzuziehen. Ich war ein Heißsporn von 32 und unternahm gelegentlich Seitensprünge vom Taschenbuchgeschäft in den Hardcoverbereich. Zum Beispiel habe ich gerade in jener Zeit C. W. Cerams letztes Buch „Der erste Amerikaner“ als Redakteur und Lektor betreut. „Deschner schreibt was Neues“, sagte Szczesny. „Vielleicht ist das für Rowohlt interessant. Eine weltliche Kirchengeschichte nennt er es. Sie kennen ja Deschner, nicht wahr?“ Und ob! Ich kannte Deschner seit Studententagen, hatte ihn aber im Trubel des Berufslebens aus den Augen verloren – als Lektor kommt man ja kaum noch zum

Bücherlesen „einfach so“.

Sofort interessiert schrieb ich dem Autor nach Haßfurt: Ob ich ihn besuchen dürfe. Am 18. April 1970 machte ich mich auf die Reise. Ich muß jetzt etwas privat werden, weil das gleich eine bezeichnende Nebenrolle spielen wird. Meine jüngere Schwester arbeitete insgesamt zwölf Jahre als District nurse und Hebamme für die evangelische Brecklumer Mission in den Bergen des nordostindischen Staates Orissa. Sie hatte einen Heimaturlaub in Hamburg hinter sich, und nun nahm ich sie in meinem kleinen Renault R4 mit nach Bayern. Gemeinsam wollten wir Karlheinz Deschner einen Samstagnachmittag lang besuchen, ehe ich sie nach München ans Flugzeug brachte. Meine Schwester gehört zu den glaubwürdigsten Christenmenschen, die ich in meinem Leben getroffen habe. Würde Deschner, dieser reißende Christenkritiker, sich nun etwa auf sie stürzen und fertigmachen, fragte ich mich besorgt.

Völlig unbegründet, diese Besorgnis. Deschner erwies sich als ein liebenswürdiger Gastgeber, als interessanter Gesprächspartner, aufmerksamer Zuhörer und ebenso kluger wie warmherziger Melancholiker. Eine unwiderstehliche Mischung. Auch für mich. Jedenfalls waren es wunderschöne Stunden damals an jenem Aprilsamstag im bescheidenen, sehr bescheidenen, ja sehr, sehr, sehr bescheidenen Haßfurter Häuschen der Familie Deschner mit drei Kindern, einem Hund, einer Katze, mehreren Kaninchen und Meerschweinchen.

In der kargen Dachkammer, wo Deschner jeden Tag des Jahres von morgens 5 bis 11 Uhr nachts seine literarische Schwerarbeit leistete, schaute ich mir seine Materialsammlungen für verschiedene Buch-

projekte an: Stapel, Berge von Papierblättern mit Exzerpten, Notizen, Entwürfen. Eine wahre Schatzkammer des Geistes.

Ich war Feuer und Flamme für das Projekt. Um aber auch den Verleger in Reinbek überzeugen, wenn möglich begeistern zu können, brauchte ich von Deschner eine Beschreibung seines Vorhabens. Ungern erklärte er sich dazu bereit, als wir uns am Gartenpförtchen des Hauses Goethestraße 2 verabschiedeten. Wochenlang quälte sich der Autor mit ein paar Seiten Projektbeschreibung ab. Charakteristisch für ihn ist gleich die Präambel:

„*Vorbemerkung:* Der Verfasser, man verzeihe dies Bekenntnis, ist kein Freund von Exposés. Sie rauben ihm nur die Zeit und spiegeln seine späteren Bücher kaum. Das folgende soll nur kurz den Grundgedanken zeigen sowie – absolut ungegliedert und bruchstückhaft – eine Reihe der wichtigeren Themen.

*Standpunkt des Verfassers:* Er ist weder Faschist noch Kommunist, fühlt sich aber jenem Humanismus, der von der Antike über die Aufklärung bis heute das wertvollste Gut europäischer Geistesgeschichte ausmacht, ebenso verbunden wie den Erniedrigten und Beleidigten aller Völker, Rassen und Zeiten.“

Das in der Tat „absolut ungegliederte und bruchstückhafte“ Exposé schließt mit dem Satz: „Ich möchte das Werk zu einer der größten Anklagen machen, die je ein Mensch gegen die Geschichte des Menschen erhoben hat.“

Die Schwächen des unordentlichen Entwurfs standen seiner Realisierung zunächst im Wege. Der Autor drängte und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

drohte ein bißchen. Ich schrieb beschwichtigend nach Haßfurt: „Ich kann Ihre Ungeduld sehr gut verstehen. Wir Lektoren leiden selber oft unter der Zähflüssigkeit, mit welcher der Entscheidungsprozeß über ein Buch bei uns sich dahinwälzt.“

Endlich, am 22. Juni 1970, die frohe Botschaft:

„Lieber Herr Deschner“, schrieb ich. „Zum Glück gehört Ihr Buchprojekt mit dem hinreißenden Titel *Kriminalgeschichte des Christentums* nicht zu den Problemen, wie sich schließlich herausgestellt hat. Der Verlag will also wirklich Ernst machen und dieses Buch veröffentlichen. Ich darf jetzt in Stichworten zusammenfassen, wie ein Vertrag zwischen Ihnen und uns über Ihr Werk *Kriminalgeschichte des Christentums* aussähe. Umfang: 320 bis 350 Druckseiten; darin enthalten 40 bis 50 Seiten Quellenanhang. Der Quellenanhang wird exakte Belege liefern für die Ausführungen im Text. Der Haupttext soll von Anmerkungen, Fußnoten und dergleichen weitgehend befreit werden und eine unbehinderte zügige Lektüre darstellen. Hier soll der Stil bei aller Sachlichkeit eher kritisch pointiert sein. Die Garantie für historische Korrektheit der Darstellung wird vom Autor getragen. Der Verlag kann sich nicht verpflichten, die zahlreichen und schwer zugänglichen Quellenschriften im Rahmen einer Zitatkontrolle nachzuprüfen.

Ablieferungstermin: Der Autor liefert das vollständige Manuskript des Textteils und des Quellenanhangs bis Ende Juni 1972 in zweifacher Ausfertigung als maschinenschriftliches Manuskript ohne umfangreiche handschriftliche Korrekturen an den Verlag ab. Dieser Ablieferungstermin bedeutet, daß als Erscheinungsaufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

termin für das Werk nicht mehr der Herbst 1972, sondern erst das Frühjahr 1973 in Frage kommt.

Der Verlag geht zunächst einmal von einer Erstauflage in Höhe von 6000 Exemplaren aus bei einem geschätzten Ladenpreis von DM 20,

Ich darf Ihnen versichern, daß – von mir einmal ganz abgesehen – Herr Ledig-Rowohlt froh wäre, Sie, lieber Herr Deschner, als Autor zu gewinnen. Bitte denken Sie doch daran, mit einer Zeile anzudeuten, ob wir schon jetzt Ihren glänzenden Titel *Kriminalgeschichte des Christentums* schützen lassen sollen.“

Am Schluß die persönliche Bemerkung:

„Von meiner Schwester darf ich Ihnen allerherzlichste Grüße ausrichten. Sie hat mir das noch auf dem Flugplatz ans Herz gelegt, ehe sie nach Indien aufbrach.“

Eine Woche später, am 29. Juni 1970, schrieb mir Deschner:

„Um es kurz zu machen: Ich akzeptiere alles. Nur der geringe Vorschuß enttäuscht mich. (Anderwärts hätte ich wesentlich mehr bekommen können!) Doch hoffe ich, letzten Endes bei Ihnen besser zu fahren. Eine einzige Änderung erbitte ich. Da ich von der Hand in den Mund lebe, reicht der Vorschuß nicht für eine Minimal-Existenz meiner Familie während der Niederschrift. Ich muß also die eine oder andere kleine Nebenarbeit dazu machen und werde folglich etwas länger für die *Kriminalgeschichte* brauchen als ich es Ihnen zusagen konnte. Da Sie aber ohnedies das Buch erst im Frühjahr 1973 bringen wollen, spricht sicher nichts gegen eine Ablieferung Ende 1972. Das wärs.“

Anschließend geht es in Deschners Brief um organisatorische Einzelheiten, darunter der Wunsch des Autors: „Baldiges Schützen des Titels“.

Zum Schluß die für Deschner sehr typischen Sätze: „Daß Ihr Fräulein Schwester noch auf dem Flugplatz Zeit fand, an mich zu denken, rührt mich. Ich bitte, sie herzlichst zu grüßen. Immer wieder einmal tritt ihr so anderes Leben vor mich, die Tatsache, daß sie mit den Christen das Gute erstrebt, ich gegen sie – und daß sie heilt und hilft, wo ich (hoffentlich!) Wunden schlage. Das darf man allerdings gewissen Christen nicht sagen!“

Es kam, natürlich, alles ganz anders. Deschner mußte, wie angekündigt, „die eine oder andere kleine Nebenarbeit machen“ und folglich „etwas länger für die Kriminalgeschichte brauchen“.

Etwas länger als 16 Jahre hat es gedauert, bis endlich die „Kriminalgeschichte des Christentums“ erscheinen konnte. Im Verlagsvertrag von 1970 ging es um einen einzigen, noch dazu schlanken Band von höchstens 350 Seiten – was für Deschner ein geradezu magersüchtiger Umfang gewesen wäre – mit einem Ladenpreis von 20 Mark und einer Auflagekalkulation von nur 6000 Exemplaren zunächst.

Wie jedermann weiß, bewegt sich das Autorenhonorar bei relativ niedriger Auflageerwartung in der Gegend von 10 Prozent vom Ladenpreis. Rowohlts Vorschuß war auch in diesem Falle großzügig, deutlich oberhalb der buchhalterischen Proportionen, jedenfalls mehr als der gesamte Honoraranteil der veranschlagten Auflage. Und das, als uns noch keine Zeile des Manuskripts vorlag! Kaufmännisch ein beachtliches Risiko. Nein, eigentlich ein Wahnsinn – rein kaufmännisch gesehen.

Und trotzdem – der Vorschuß konnte die Familie Deschner unmöglich zweieinhalb Jahre über Wasser halten (von Mitte 1970 bis zum versprochenen Manuskriptabgabetermin im Dezember 1972).

Was Deschner in seinem Brief vom 29.6.1970 in das herrliche Understatement kleidet „die eine oder andere kleine Nebenarbeit“ zum Brotverdienen, das wurde – ich beschränke mich auf seine Buchveröffentlichungen – im Laufe der Jahre ein stattlicher Stapel von zumeist voluminösen Bänden:

1970 1. „Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin“, Kindler Verlag, 200 Seiten

1970 2. „Kirche und Krieg. Der kirchliche Weg zum Ewigen Leben“, Hans E. Günther Verlag, 540 Seiten

1971 1. „Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen“, Kindler Verlag, 330 Seiten (später mehrfach neu unter dem Titel „Der gefälschte Glaube“)

1971 2. „Das Christentum im Urteil seiner Gegner“, Band 2, Limes Verlag, 290 Seiten (inzwischen auch als Taschenbuch bei Ullstein)

1974 1. „Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums“, Econ Verlag, 490 Seiten

1974 2. „Kirche des Un-Heils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen“, Wilhelm Heyne Verlag, 127 Seiten

1977 „Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin“, Kiepenhauer & Witsch, 205 Seiten

1981 „Ein Papst reist zum Tatort. Eine Flugschrift“, Hoffmann und Campe Verlag, 24 Seiten

1982 „Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege“, Band 1, 658 Seiten, und im folgenden Jahr

1983 Band 2, 673 Seiten. Beide Bände bei Kiepenhauer & Witsch

1985 „Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen“, Lenos Verlag, 108 Seiten (2. Auflage 1989)

1986 „Die beleidigte Kirche. Oder: Wer stört den öffentlichen Frieden?“, Ahriman Verlag, 62 Seiten

Und damit sind wir im Jahre 1986, in dem – 16 Jahre nach Vertragsabschluß – endlich die „Kriminalgeschichte des Christentums“ erschien. Zur Zeit der Konzeption war Deschner Mitte vierzig gewesen, bei Erscheinen war er 62. Was für ein langer Atem! Wie ein Baum wuchs dieses Projekt. Ein- bis zweimal jährlich schaute ich in Haßfurt herein. Deschners Materialsammlungen und Entwürfe über zwei Jahrtausende christlicher Crimina füllten langsam einen ganzen Archivschrank: mehr als 25 000 Blätter waren es bis 1986 geworden.

Der vertragliche Manuskriptablieferungstermin „Ende 1972“ verstrich, das Jahr 1973 verstrich und noch viele weitere Jahre. Bald verschwand die „Kriminalgeschichte des Christentums“ auch aus den Kandidatenlisten für Rowohlts Frühjahrs- und Herbstprogramme und ruhte als verblässende Hoffnung im Fundus vager Projekte. Irgendwann mochte niemand mehr in Reinbek an die Realisierung glauben. Und auch ich, inzwischen mit Karlheinz Deschner befreundet, konnte mich der Zweifel am Gelingen des Werkes nicht mehr erwehren.

Dieses Werk nahm von Jahr zu Jahr gewaltigere Proportionen an. Deschner ist ja kein Buchproduzent, der sein einmal gefaßtes Konzept rationell abwickelt. Deschner ist – bei all seiner Zähigkeit, ja Sturheit – immer auch ein Literat, ein Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Künstler. Seine Kreativität bringt fortwährendes Wachstum hervor. Aus dem einen Band von höchstens 350 Seiten des Jahres 1970 wurden bald zwei: von Konstantin d.Gr. bis zum Hochmittelalter und vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Dann drei: von den Anfängen bis zu Karl d.Gr., von Kaiser Karl bis Martin Luther und von Luther bis heute. Ende der 70er Jahre diskutierten Autor und Lektor über 6 Bände: ein Band Antike, zwei Bände Mittelalter, drei Bände Neuzeit. Rowohlts Vertriebs- und Finanzchef schüttelte den Kopf und glaubte kein Wort mehr. „Daraus wird doch nie etwas. Lassen Sie uns die ganze utopische Sache absetzen, die gezahlten Vorschüsse [es gab inzwischen mehrere] gehen à fonds perdu und damit basta. Der Mann geht auf die Sechzig zu und will immer noch sechs oder sieben oder neun dicke Bände schreiben. Daran glauben Sie doch selber nicht.“ Dochdoch, behauptete ich dann tapfer.

Das Anschwellen eines Projekts ist ja auch sonst schon vorgekommen, und zwar in allen Literaturgattungen, sogar im strengen Feld der Lexikographie. Denken Sie nur an die große französische „Encyclopédie“ oder an das Grimmsche Wörterbuch der deutschen Sprache. Oder nehmen wir Dölgers „Reallexikon für Antike und Christentum“, das ursprünglich vier Bände umfassen sollte, von dem aber heute bereits 15 Bände vollständig vorliegen und die jüngste Lieferung erst bis zum Buchstaben H, Stichwort „Honorar“, reicht. Mit solchen hinkenden Vergleichen habe ich mich damals getröstet. Den Autor zu trösten fehlten mir die Mittel.

Deschners wirtschaftliche Lage – allzeit prekär, meist miserabel – wurde immer bedrückender. Noch mehr zu arbeiten war

undenkbar. Der Herzinfarkt 1967, also mit nur 43 Jahren, war ein todernstes Memento gewesen. Anfang 1976 stellte Deschner einen Antrag auf Gewährung eines Forschungsstipendiums bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, um die Arbeit an der „Kriminalgeschichte des Christentums“ fortsetzen zu können. Unter Punkt 4 heißt es: „Seit 1970 habe ich nebenbei, seit 1973 fast ausschließlich an dem Projekt gearbeitet. Bis zum Abschluß beider Bände benötige ich noch etwa vier Jahre. – Schon ein einjähriges Stipendium wäre für mich eine große Hilfe.“

Der eine Befürworter schrieb in seiner Stellungnahme:

„Die Fragestellung ist originell: In welchem Verhältnis steht das Christentum seinem geistigen Gehalt nach zu den jeweiligen juristischen, aber auch allgemein ethischen Konzeptionen jener Epoche? Hätte man vielleicht zunächst Bedenken, daß auch in einem mehrbändigen Werk für einen Einzelnen dieser Vorsatz zu groß sein könnte, habe ich bei Deschner diese Bedenken nicht, vorausgesetzt, daß ihm die Möglichkeit gegeben wird, mehrere Jahre an diesem Projekt zu arbeiten. Nur dann, wenn ihm Zeit und auch Mittel dafür bleiben, Quellen und Material ohne Einschränkung zu sichten, ist das Vorhaben sinnvoll. Sollte dies aber der Fall sein, halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß Deschner etwas in der Forschung Neues und Einmaliges schafft, nämlich eine sachliche, unbestechliche Konfrontation von geistiger Substanz des Christentums mit den Verhältnissen der jeweiligen Zeit und der konkret geschichtlichen Menschen. Unter diesen Umständen würde ich es begrüßen, wenn man Deschner die Möglichkeit gäbe, dieses Werk, von dem

der erste Band bereits im Rohbau vorliegt, wirklich zu Ende zu führen.“

Der andere Befürworter schrieb:

„Daß Deschner sein umfangreiches Werk bisher ohne jede institutionelle Stützung in unermüdlicher privater Forschung – ganz auf sich selbst gestellt – geschaffen hat, verdient größte Bewunderung. Er hätte längst eine Förderung durch Institutionen, die dazu in der Lage sind, verdient, aber das hat sich, wohl dank der Tatsache, daß er in keiner Universität verankert ist, offenbar bisher als zu schwierig erwiesen. An sich würde Deschner in eine theologische Fakultät oder ein theologisches Forschungsinstitut gehören, wo er bessere Arbeitsmöglichkeiten finden würde, aber solange solche Einrichtungen kirchengebunden sind, ist kaum daran zu denken, daß sie einen unabhängigen Forscher dieses Schlages fördern.

Was sein jetziges Projekt – eine Kriminalgeschichte des Christentums – angeht, so darf man angesichts der dazu vorhandenen Vorarbeiten und der bisherigen Leistungen des Autors mit Sicherheit erwarten, daß es zu einem nicht nur religions- und kirchengeschichtlich, sondern auch geistesgeschichtlich und allgemein-geschichtlich sehr interessanten Werk führen wird. Wie das Exposé des Antragstellers deutlich macht, handelt es sich keineswegs um ein Projekt, das sich auf die Erforschung krimineller Tatbestände im engeren Sinne beschränkt, wie das durch den Titel suggeriert werden könnte, sondern um eine Untersuchung zentraler Tendenzen der Geschichte des Christentums. Ein solches Unternehmen ist schon deshalb wünschenswert, weil die von Deschner ins Auge gefaßten Zusammenhänge Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

heute im allgemeinen zu wenig beachtet werden. Seiner Forschungsarbeit kommt eine Korrekturfunktion zu, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Man wird heute kaum jemanden finden, der bereit ist, seine ganze Zeit einem solchen Projekt zu widmen, zumal innerhalb des universitären Forschungsbetriebs an solche Problemstellungen kaum zu denken ist. Ich möchte daher den Antrag Deschners mit besonderem Nachdruck unterstützen und für ein nach Möglichkeit mehr als einjähriges Stipendium plädieren.“

Die DFG hat Deschners Antrag natürlich abgelehnt. Die Namen der beiden zitierten Befürworter brauche ich wohl nicht zu kommentieren. Es handelt sich um Carl Schneider, Speyer, und um Hans Albert, Mannheim.

Deschner lebte fast immer hart am Rande der Pleite. Er mußte Schulden machen und hatte wenigstens bei seinen Gläubigern Glück: Sie blieben geduldig. Und außerdem fanden sich in der höchsten Bedrängnis immer wieder private Wohltäter, die der Familie auf mancherlei Weise halfen: durch Geldgeschenke, durch Nahrungsspenden, durch einen kostenlosen Erholungsurlaub, durch Überlassung eines tüchtigen Gebrauchtwagens. Auffälligerweise waren es nicht Institutionen, Firmen, Stiftungen, die ihn gesponsert hätten, sondern stets Einzelpersonen, die Deschners Arbeit bewunderten und ihr Scherflein dazu beitragen wollten, daß der Einzelkämpfer weitermachen konnte. Vor allem ein Name muß hier herausgestellt werden: Alfred Schwarz aus Luzern. Ohne seine Freundschaft und Großherzigkeit wäre die „Kriminalgeschichte des Christentums“ wohl nie erschienen. Sein stilles Mäzenatentum war kein einmaliger Gnadenakt.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Den ersten Band hat Fredy Schwarz noch lesen können, den zweiten nicht mehr erlebt.

In unserer verwalteten Welt mutet es nostalgisch an, daß es das noch gibt, den persönlichen Freund und Förderer, den Mäzen, den Gönner. Für Karlheinz Deschner haben sich immer wieder solche noblen Nothelfer eingesetzt, und es gibt sie heute noch. Nach dem Tod von Alfred Schwarz meldete sich spontan der deutsche Unternehmer Herbert Steffen bei Deschner: „Ich bin Ihr neuer Mäzen.“

Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt. Im März 1986 bekam ich den größeren Teil des Manuskripts von Band 1 der „Kriminalgeschichte des Christentums“ auf den Tisch. Es war ein – wie soll ich es sagen? – ein reichlich künstlerisches Produkt, eine Riesencollage. Unsere Kalkulatorin zählte einen ganzen Achtstundentag lang die Anschläge auf den zusammengestoppelten und zusammengepappten Blättern aus. Am Ende kam sie auf 500 Druckseiten. Und es fehlten noch: die Titellei, die Einleitung, die Anmerkungen, das Abkürzungsverzeichnis, die Literaturliste, das Register. Alles zusammen bestimmt 200 bis 300 Seiten, die noch fehlten. Ein Debakel! Wir konnten doch unmöglich einen Wälzer von 800 Seiten für mindestens 65 Mark herausbringen. Wie viele Käufer würden sich wohl für solch ein Mega-Buch erwärmen? Nervosität auf beiden Seiten, beim Verlag und beim Autor. Schweren Herzens und schlechten Gewissens fanden wir uns mit einer Notlösung ab: Band 1 bekommt nur noch die „Einleitung zum Gesamtwerk“ vorangestellt, der gesamte Anhang wandert ans Ende von Band 2. Eine schlechte Lösung. Wir haben dafür auch Prügel bezogen. Ich mußte in Dutzenden von Briefen und Te-

lefonaten etwas wenn nicht verteidigen, so doch erklären, was weder der Autor noch ich selbst gut fand. Aber welche bessere Lösung hätte es gegeben?

Zu Beginn der achtziger Jahre hatte Deschners Ruhmesstern an Leuchtkraft verloren. Seine größten Bucherfolge lagen lange zurück. Ich bin 1986 von Lektoratskollegen und Rezensenten gefragt worden: „Deschner? Ja lebt der denn noch?“ Da war es eine glänzende Idee unseres damaligen Werbeleiters Michael Berent, eine kleine Broschüre über Leben, Werk und Resonanz des Gelehrten und Schriftstellers Karlheinz Deschner zu produzieren, die kostenlos verteilt werden und für Deschnerleser von bleibendem Wert sein sollte. Ein sehr aufwendiges Werbemittel. Alfred Schwarz, der Mäzen aus Luzern, gab eine Anschubfinanzierung, so daß Rowohlt sich nicht lumpen lassen konnte und den Löwenanteil trug: 25 000 Exemplare dieses „Prospekts“ wurden aufgelegt, der sogar noch eine zweite Auflage erlebte. Bei Erscheinen von Band 2 und 3 sind wir ebenso verfahren und sind damit gut gefahren. Karlheinz Deschner ist seitdem wieder präsent mit seinem ganzen schriftstellerischen und historiographischen Werk. Von den ersten drei Bänden der „Kriminalgeschichte des Christentums“ hat der Rowohlt Verlag bisher insgesamt 134.000 Exemplare verkauft, die meisten natürlich vom ersten, am 26.9.1986 erschienenen Band, nämlich 62.000. Am wenigsten naturgemäß vom jüngsten, dem dritten Band, der am 2.10.1990 herauskam und bisher 30.000mal verkauft worden ist. Bisher.

Die an sich erfreuliche Deschner-Konjunktur brachte es mit sich, daß dieser unendlich zielstrebige Arbeiter viel zu oft von der „Kriminalgeschichte“ abgelenkt

wird. Andere Verlage bringen laufend neue Bücher von ihm und über ihn, z. B. „Sie Oberteufel!“ und „Der Moloch“ in diesem Jahr. Das Fernsehen, der Rundfunk, die Presse locken ihn aus seiner Haßfurter Werkstatt heraus, und pro Jahr hält er durchschnittlich vierzig öffentliche Vorträge zwischen Kiel und Klagenfurt. Das Presseecho auf die „Kriminalgeschichte des Christentums“ nahm von Band zu Band zu. Das meiste war respektvoll, einiges begeistert. Natürlich gab es auch Polemik, leider sogar gehässige Verunglimpfungen *ad hominem*. Sachliche, konkrete Auseinandersetzung auf wissenschaftlicher Basis gab es bisher kaum. Eine Ausnahme war die Rezension von Georg Denzler in der FAZ vom 14.2.1991. Ich habe Denzlers Beispiele für angeblich irreführende Quellenangaben akribisch nachgeprüft. Seine Aussetzungen fand ich – ich weiß, was ich damit sage – allesamt nicht stichhaltig. Mein viel zu langer Leserbrief an die FAZ wurde zurückgewiesen. „Im übrigen drucken wir auch Briefe Dritter zu Rezensionen so gut wie nie“, lautete das Prinzip der Frankfurter Allgemeinen.

Vielleicht finde ich ja irgendwann ein Eckchen, wo ich meine Kritik der Kritik Denzlers veröffentlichen kann. Deschners Lebenselement ist nun einmal Kritik. Fast alles, was er schrieb und schreibt, ist Streitschrift. Man könnte ihn einen „Streitschriftsteller“ nennen. Ein Buch wie dieses ist genau das, was ein Mann wie Deschner verdient. Er will beim Wort genommen werden. Einer, der es getan hat, Norbert Ahrens, sagte bei einer Diskussion mit Deschner im Sender Freies Berlin: „Wenn man Ihre Veröffentlichungen liest, ich meine jetzt speziell die kirchen- und religionskritischen, dann Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*kann man, wenn man redlich ist, nicht anders als zu dem Schluß kommen, daß Sie eigentlich jemand sind, der Kirche und Religion viel, viel ernster nimmt als die meisten der getauften Christen – Priester, Prälaten, Bischöfe eingeschlossen.“*

*Ich höre auf mit einem Wort des Stifters der christlichen Religion, das sich als Motto für dieses Buch eignet: „Den Geist dämpft nicht..., prüfet aber alles, und das Gute behaltet.“ (Paulus in seinem ersten Brief an die Thessalonicher 5, 19 ff).*

*Hermann Gieselbusch war von 1968 bis 2001 Leitender Lektor Sachbuch im Rowohlt-Verlag, betreut aber weiterhin Deschners Kriminalgeschichte des Christentums.*

*Der Beitrag ist entnommen dem Band „Kriminalisierung des Christentums? Karlheinz Deschners Kirchengeschichte auf dem Prüfstand“, herausgegeben von Hans Reinhard Seeliger. Freiburg – Basel – Wien: Herder Verlag Sonderdruck 1993, Seite 19-31*

Hans Wollschläger (Königsberg i.B.)

## Leitfaden a priori

### Karlheinz Deschners Kriminalgeschichte des Christentums

---

Es ist ein Kreuz mit der Geschichte. Seit Olim wird sie aufgezeichnet, seit Cicero soll sie uns das Leben belehren, seit es die Ton- und Bildermedien gibt, kommt sie uns tagtäglich aus allen Landen frisch auf den Tisch, zum Greifen nahe: – was wird von ihr begriffen? Nicht viel mehr jedenfalls als einst und ehemals, in den vergleichsweise unterbelichteten Zeiten, so scheint es, denn sie selber ist nicht anders geworden und hat sich als Lebenslehrerin gegen sich selbst ersichtlich nicht bewährt. Immer noch dreht sich ihr *Semper-idem* im selben engen Zirkel; immer noch reißt sie die menschlichen Tat-Kräfte mit »Ideen« hin, deren einzige sichere Konsequenz von altersher Ruinen waren; immer neu noch kommt sie ihnen mit Kausal-Notwendigkeiten, deren einzige tod-sichere Folge Leichenberge sind; und über allem zieht, als ihr veritables Wappentier, der Pleitegeier der Vernunft seine gleichbleibenden Kreise. Nun ist das die biologische Not des Menschen selber, und ihre Linderung schreitet allenfalls in biologischen Epochen fort, nicht in geschichtlichen. Aber ein gewisser Lernprozeß wäre ja auch da nicht utopisch zu erhoffen, wo die Herrschaft des Stammhirns und seiner primordialen Antriebe ungebrochen mächtig geblieben ist, zumal ein Lernen aus unablässig identisch sich wiederholenden Vorgängen, aus denen sogar die Küchenschabe lernt –: ist unsere Wahrnehmung vielleicht nicht gut versorgt, ist sie, bei doch inzwischen leidlicher Ausrüstung, in deren Anwendung »gestört«? So also sehe Weltgeschichte aus der Nähe aus,

notierte sich Robert Musil nach dem ersten Weltkrieg: »Man sieht nichts.« Nichts – das hieß: eben Ruinen und Leichenberge nur; nichts – das meinte: nichts von grandioser Notwendigkeit, nichts von einer, sei's auch nur kümmerlichen, welt-historischen Idee. Es scheint zweierlei zu sein, was erlebt – und was dem Erlebten dann nachgesagt wird, posthum, wenn es bücherreif geworden ist –: sind unsere Informationen über den vitiosen *Semper-idem*-Kreis vielleicht generell schlecht assortiert? Wir haben eine reiche Geschichtsschreibung – für die älteren wie für die neueren Zeiten; sie hat selber ihre Geschichte, und ihre Tradition hat sogar eine ganze Philosophie ausgebildet –: läge die *Crux* der vergeblichen Lehre bei ihr? Zumindest auf sie trifft zu, was sich aus dem endlosen politischen Fortsetzungsroman als allgemeiner Verdacht aufdrängt: daß die Lebenslehrerin Geschichte immer auffallend ungelehrte Schüler hatte. Die Zeiten ändern sich, doch sie mit ihnen nicht; sie sind sitzen geblieben, wo sie immer saßen. Das Phänomen ist um so erstaunlicher, als es am Fleiß nicht liegt; es hat mit dem »Betragen« zu tun, mit dem Charakter, und tatsächlich bezeichnet »der Historiker« eine *Gemein-Konstitution*, die nicht nur die verschiedensten Persönlichkeiten einbindet, sondern auch die verschiedensten Erlebnisepochen unerschütterlich übergreift, und das mit einer derart zwanghaften Verbindlichkeit, daß niemand, der sich ihr nicht assimiliert, auf zünftigen Applaus rechnen kann. Ihr Zentrum ist der herrenmoralische Blick auf Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

die Taten – in einem Maß, das die Grenze zur Komplizenschaft mit den Tätern, zur »Beihilfe nach der Tat« nur allzu oft überwallt. Was einst Heroenkult war, später Hofberichterstattung, bestimmt noch immer den Blick auf die tollen Gesellen, die »Geschichte machen«, nur daß sie heute nüchterner »große Staatsmänner« heißen: sie sind's, die die Themen stellen, und nicht ihre Opfer; Geschichte ist Tat, nicht Erleidnis; und noch im Methodischen offenbart sich, was sich aus solcher, längst unbewußt ablaufender Objektbesetzung als Ideal der »Objektivität« herausgebildet hat –: tausend Landserbriefe nicht brächten, wo »Dokumente« gewichtet werden, die Waagschale zum Sinken, in deren Gegenüber eine Staatsurkunde zu haben ist, sei sie zehnmal auch so windig und falsch wie die Konstantinische Schenkung oder die Pseudoisidorischen Dekretalien. Das Thema ist endlos; aber je mehr es zu differenzieren wäre, desto mehr spitzt es sich auf die Frage zu, was denn, was anderes denn »die Geschichte« sei, was an ihr lehrreich werden müsse – und warum für den Lernbereiten jener Ausschnitt, der im Dort-und-eben selbst erlebt wurde, sich hier und jetzt auf einmal, in den Gebrauchsanweisungen der Geschichtsbücher, so sonderbar ausnimmt, als sei er aus dem Japanischen rückübersetzt.

Der Geschichtsbegriff der Historiker ist freilich von entmutigender Autorität, und er kommt mit aller gewichtigen Alterswürde daher. Er stammt, so sehr er auch inzwischen skeptisch diskutiert worden ist, durchweg aus dem Neunzehnten Jahrhundert, ganz wie auch die großen, durchaus großartigen Forschungsleistungen dort erbracht wurden. Humanismus und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

klärung hatten den Aufbruch aus dem religiösen Patentverständnis vom Heilsplan Gottes, das anderthalb Jahrtausende – gegen allen Augenschein, nicht gesehen und doch geglaubt – die Vorstellung beherrschte und das antike Erbe der Historiographie auf heillose Dürftigkeit herunterkommen ließ, nur unvollkommen eingeleitet. Blickte Kant immerhin, auf der Suche nach der »Idee einer Weltgeschichte, die gewissermaßen ihren Leitfaden a priori hat«, säkular nüchtern auf einen »Plan der Natur, der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung abziele«, so hob dieser Plan in der idealistischen Philosophie nach ihm wieder in die Wolken ab –: für Fichte, der dort dem »fortlaufenden Faden des Weltplanes« nachspürte, bedurfte der Geschichtsphilosoph »zu seinem Geschäfte durchaus keiner Erfahrung«, und Schelling, geringschätzig gegen subjektive Faktizisten wie Polybios und Tacitus, verurteilte die empirischen Tatsachen dazu, lediglich »als Werkzeuge und Mittel einer höheren Notwendigkeit« betrachtet und gebraucht zu werden; entsprechend zeigte sich ihm »die Geschichte« als »der große Spiegel des Weltgeistes« und »das ewige Gedicht des göttlichen Verstandes«. Bei Schlegel erschien »der Genius des Zeitalters« als Dichter dieses Gedichts: Ahnherr jenes »Zeitgeists«, den die Historiker noch heute habituell als Büber ihrer Lücken auftreten lassen, wenn ihnen der erhabene Leitfaden zu reißen droht; für Novalis, den »Liebhaber des Schicksals«, war schließlich »die ganze Geschichte ein Evangelium –: ist sie nicht so gut wie unendlich liebenswert und weissagend?« Sie ist, derart ins Theoretische eleviert, vor allem auch höchst praktisch herrschaftserhaltend: stieß Schelling folgerichtig auf

den »Staat als Kunstwerk«, so Hegel auf den »Staat als die Wirklichkeit der sittlichen Idee«. Hegel immerhin hatte, anders als seine in relativer Unschuld noch relativ datenarm philosophierenden Kollegen, den akuten Blick auf die »geschichtlichen Tatsachen« und wußte, daß »das Feld der Schicksale der Völker, deren Umwälzungen, deren Interessen, Zustände und Verwicklungen ein anderes ist als das moralische«, nämlich »Trümmerstätte« und »Schlachtbank«, »nicht der Boden für das Glück«; aber er saß zugleich wie gebannt vor den Urhebern dieser Tat-Sachen, den »heroischen, welthistorischen Individuen«, den »Geschäftsführern des Weltgeistes«, und ihre Firma »Geschichte« hieß ihm zwanghaft berauschend »der absolute, vernünftige Endzweck der Welt ... dem alle Opfer auf dem weiten Altar der Erde und in dem Verlauf der langen Zeit gebracht« werden, »die Entfaltung Gottes in einem besonderen, bestimmten Element«, »das wirkliche Werden des Geistes«, am Ende »das Bewußtsein des Geistes von seiner Freiheit und eben damit die Wirklichkeit seiner Freiheit«, und die Beschreibung dieser Freiheit »die Auslegung des Geistes in der Zeit«, »die Darstellung des göttlichen, absoluten Prozesses des Geistes«: – ein hochabstraktes Gemälde, das sich zur empirischen, durchaus ungeistigen Wirklichkeit verhält wie Schlachtenmalerei zur Schlacht. Dies alles läßt sich, in gravitatischen Stunden, natürlich sehr philosophiehistorisch abhandeln (auch gerechter, zugegeben, als es hier im flüchtigen Anriß geschehen kann, und mit dem Andererseits-Respekt, den das heutige Evolutions-Verständnis ihm schuldet); in weniger abgehobenen Momenten aber, denen nämlich, wo die Bomben durchs Dach kommen und der Tod in allen Zei-

tungen mit dem eisernen Kreuz inseriert, kann der ganze Wörterrausch auch einfach verrückt erscheinen, dem Tollhaus entsprungen, und der Kontrast jenes Zweierlei tritt grell hervor. Die Geschichte, wie sie »geschrieben steht«, so lehrt er zuletzt, wird nicht von Menschen, sondern nur von Historikern erlebt –: sie ist »Literatur«, und keine sehr realistische; ihre »Objektivität« ist ein eher romantischer Begriff, der mit der Abwesenheit aller psychologischen Kategorien Hand in Hand geht, – so romantisch, daß sie damit nicht selten ins bloße Erbauungsschrifttum abgeleitet, nur noch geeignet, in Wissenschafts-Tempeln auszuliegen, wo andere Objekte sie zur Selbstbestätigung mitnehmen; erfahrungserklärend für »Leser«, Lernende ist sie nicht geschrieben. Von allen Philosophen des Neunzehnten Jahrhunderts hat sie sich eigentlich nur Schopenhauer, der das »Mitleid« als Essenz des Lebens gegen das Leben postulierte, wieder bodenfest dargestellt, als »nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit«, sein Inhalt »dasselbe, immer anders«; von allen Historikern war es nur Jakob Burckhardt, dessen Grunddenken es mit den Opfern und Kostenträgern hielt, gegen das »freche (hegelsche) Anticipiren eines Weltplans«, und der Geschichte nicht im »hochgeschraubten Hegelschen Dialekt« schreiben wollte, sondern in der »Sprache, die das Herz spricht« –: beide sind, Lesern ehrwürdig, akademisch Außenseiter geblieben, beide von ihren Zünften in den rein historischen Respekt exiliert. Dasselbe, immer anders –: die teleologische Tradition ist, wie auch »immer anders« kostümiert, die elementare Determinante der Geschichtsschreibung bis heute, und wer jene ausdefinieren könnte, hätte diese mit ihrem ganzen Zu-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

stand in der Hand. Nun ist den Historikern der Gegenwart sicher nicht vorzuwerfen, daß sie auf ihre Tätigkeit noch explizit die Hostie nähmen wie ihre mittelalterlichen Vorgänger: der schöne Glaube, daß »die göttliche Vorsehung den Begebenheiten der Welt vorsteht«, Hegel nochmals, hat auch bei ihnen nur noch wenige Chancen. Trotzdem ist die Herkunft daraus auffallend unverarbeitet geblieben: ihre Darstellungen von Kausalität und Notwendigkeit enthalten noch immer im diffusen Hintergrund die metaphysische Devotion, ja der ganze Begriff der »Objektivität« selbst stammt von ihm ab, und seine Derivate bestimmen die Lehre folgenreich noch bis in ihre bescheidensten Endausläufer: die Abbiaturen der Schulbücher, in denen die menschenfressenden Bandenkämpfe der »Familien« im Mittelalter bequem in irgendeiner »Reichsidee« unterkommen, – wie das Nachrichtenwesen des Tages (»News« auf Neudeutsch, obwohl es selber gar nichts Neues ist), für das noch der erwiesene Gangster ein distanzierter »Staatschef« bleibt, – wie allgemein das Ansehen der Politiker überhaupt, die, statt souverän als Volksangestellte betrachtet zu werden, allesamt noch vom einstigen Gottesgnadentum profitieren. Außer dem Rechtswesen, bleibt zu sagen, für das – überrumpelt nur einmal vom Ausnahme-Handstreich des Nürnberger Prozesses – das gewöhnliche Geschichte-Machen immer noch nicht justiziabel geworden ist, hat keine Einrichtung der Gesellschaft ihren heutigen Grundbesitz so wenig erworben, so eklatant nur ererbt wie die Historiographie; wo man nicht ängstlich wird vor soviel Aufgehäuften – sollte man nicht zumindest neugierig werden, wann und wie und wo es sich akkumuliert hat – und was es zuhäuft?

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Es ist ein Kreuz mit der Geschichte – besonders mit jener, die mit dem Kreuz selber zu tun hat. Denn »das Christentum«, das im Über-Ich der Geschichtsschreibung als Mutter-Macht so ersichtlich verdrängt ist, daß der Wiederkehrdruck eine ganze Symptomatik ausgebildet hat, ist von ihr aus der Geschichte selbst verdrängt worden – qualitativ wie auch quantitativ. Sie hat es als Feld-Zeichen auf ihrer gesamten Charakteristik – in einem Maß, dessen Diesseits unter allen Jenseits-Religionen nur noch der Sozialismus einzuholen versucht hat –: sie ist die seine, von ihm bewirkt und von ihm erst zu dem gemacht, was sie ist. Man muß so weit ausholen, so weit aufs Grundsätzliche kommen, um absehen zu können, was Karlheinz Deschners riesige Unternehmung einer »Kriminalgeschichte des Christentums« sich eigentlich zum Ziel gesetzt hat: nicht nur – wofür sein Name längst als Begriff steht – Entlarvung und Revision der speziellen, speziell verheuchelten und kuriosen Kirchengeschichterei, die sich vorzugsweise als Wegbeschreibung einer zweitausendjährigen, nur gelegentlich von politischen Komplikationen behinderten, Missionsunternehmung versteht. Denn das ist längst bekannt –: so sehr die Kirche ihr Selbstverständnis beim Renommierbegriff »Abendland« sofort der Politik an die Seite stellt, so wenig läßt sie sich dort sehen, wenn es um die Taten-Details geht, um die Unzahl von Untaten, die es politgeschichtlich, hinter der Fassade von Burgen und Domen, definieren. Ihre Historiker haben ihr bei diesem Geschäft immer geholfen, sie bei ihren Auftritten nach Kräften mit ideellen Titeln verummummt und ihr selbst für jenes Ziel extrem, das ihnen bei ihren weltlichen Heroen einwandfrei irrsinnsverdächtig ist,

die volle Normalität bescheinigt, nämlich das »Weltherrschaftsstreben«, war es bei ihr doch einwandfrei aus dem göttlichen Missionsbefehl abgeleitet. »Reaktion des Geistes gegen die vorhandene Wirklichkeit« hieß ergo, verummend, die »Kirchenpolitik« des frühen Mittelalters denn wieder bei Hegel; »alles nur Menschenwerk«, hatte dagegen, vergleichsweise naiv und nicht einmal besonders unterrichtet, Friedrich der Große geurteilt, in seiner Vorrede zu Fleury's Kirchengeschichte 1766, und das Erlösungsunternehmen des Stifters selbst als gescheitert und verfehlt angesehen: die Welt sei »so verderbt geblieben, wie sie vor seiner Ankunft war... Wenn die Religion wahr ist, so reicht ihre Evidenz zur Überzeugung hin. Ist sie aber falsch, so muß man freilich verfolgen, um die Menschen zu ihr zu bekehren.« Mission, Bekehrung als Verfolgung: in der Tat ein Menschenwerk besonderer Art – mit einer Wirklichkeit, die ihr Vorhandensein eben durch seine Aktionen erst gewann: ein perverses buchstäblich, ein so verderbtes und falsches, daß die gesamte Weltgeschichte ihm nichts Vergleichbares an die Seite stellen kann. Und das wirkliche Ziel von Deschners auf 10 dicke Bände geplantem Werk, nach 10 Jahren bei Band 5 angelangt, ist eben dies: diese Perversion, dieses von den Historikern verkehrte Ursache-Wirkung-Bündnis ans Licht zu ziehen und zur Erkenntnis zu bringen; sie überlagert noch die andere, die der jesuanischen Lehre im Phänomen »Kirche« selbst. Deschner schreibt nicht einfach Kirchengeschichte, etwas Spezielles also, beliebig, sogar kulturgeschichtlich zu Sonderndes; er schreibt als Kirchengeschichte die ganze Geschichte neu – und gibt sie in eben dieser Identität als die Kriminalgeschichte zu erkennen,

die sie war. Das geht der gesamten Vertuschungs-Historiographie mitten ins Gesicht, und nur folgerichtig geschieht es mit allen dort verpönten Mitteln: urteilend, wertend – nämlich »moralisch« wertend, nämlich aus der Sicht der Opfer urteilend, die das alles erdulden mußten: eine Greuel-Chronik ohne Wenn und Aber. »Differenzierung« verlangt da habituell die Zunft-Kritik, um aus dem Blutsumpf in irgend eine »Idee« abheben zu können; nichtsda: sie brächte, aus der Nähe der Erduldenden gesehen, keine Differenz. Diese Nähe, an der er unerbittlich festhält, ist Deschners Prinzip – und seine ihm nicht entreißbare Legitimation. Es geht im 5. Band um das 9. und 10. Jahrhundert, also vor allem um das, was zunft-hochsprachlich »das fränkische Universalreich« heißt: einen Riesenraum zusammengeraubter Gebiete, gärend immerzu, unregierbar; die Kaiser, Sippschaft Karls »des Großen«, seit Ludwig »dem Frommen« Imperatores mit dem Selbstverständnis als Fortsetzer des römischen Ostreichs, Augusti mit dem Selbstverständnis als »Mehrer des Reichs«, nur blinde Macht- und Besitzgieriger allesamt, einander um Macht und Besitz »bis aufs Blut« bekämpfend, eine Bruder- und Vetternschaft primitiver Gewaltmenschen, Analphabeten alle; Bildung nur noch bei verschwindend einzelnen Individuen in den Klöstern, Kulturproduktion nahe Null; »das Volk« eine unendlich elend dahinvegetierende Masse, von elementarer Not bedrückt, von der Herrschicht als Kraft nur vergeudet, nichtexistent als Mitmenschheit, eine cartesianische Maschinerie von Arbeitstieren; – und über allem die »geistliche Macht« des Bindens und Lösens im aberwitzigsten Sinn: die alleslenkende »Mutter Kirche« mit ihrer eigenen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

nen, unersättlichen, jeden Inbegriff von »Vermögen« einschlingenden Habesucht... Kriminalgeschichte wahrlich: was schulbüchern auf »kriegerische Auseinandersetzungen« eintrocknet, auf »machtpolitische Spannungen«, »Ringens um die Vormachtstellung«, »Grenzsicherung«, »Befriedung« gar, wacht in Deschners Darstellung buchstäblich wieder »zum Leben« auf: Gangsterkämpfe sind's, und das Familientreffen all der Kronen- und Mitraträger, das er aus den Primärquellen einberuft, ist von einer Art, daß am Ende »das Abendland« anmutet wie ein riesiges, aus aller ethischen Fassung geratenes Chicago. Ist das endlich »die Wahrheit«? Wer sich an der Widerlegung versuchen wollte, müßte zumindest viele Haken schlagen: Deschner läßt ihm in seiner erdrückenden Fakten-Phalanx keine Lücke, durch die zu entschlüpfen wäre, und kein einziges »Jahr der göttlichen Menschwerdung« – so die ewiggleiche Daten-Skandierung der geistlichen Chronisten –, das nicht zum Bersten gefüllt wäre von abgesegneten Greueln, durchjauchzt, durchschworen, durchmordet vom »Namen Gottes«. Er tut das mit Ingrimme – und mit jener mitleidenden Ironie, die schon Schopenhauer als eigentlichen »Stil« für die Geschichtsschreibung empfahl und zu der unweigerlich gelangen muß, wer als Wanderer durch die Urwälder von zweihundert, am Ende zweitausend Jahren Urkunden den Kontrast zwischen Redensarten und Tatenarten im Christentum erblickt hat; mit Hohn und Verachtung läßt er die Zeugnisse aufeinanderprallen: die faktendürre Wortkargheit der Annalisten mit dem ölig-öden Schwall der pfäffischen Rede und schließlich mit den abgestorbenen Sprachregelungsritualen der Historiker. Das ergibt, als Selbstdarstellung der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Geschichte, eine mitunter schrille, provozierend atonale Komposition, eine ganz eigenartige Polyphonie der Heuchelei, deren unerschöpflich monotoner Zungenschlag die Frage weckt, ob er nicht – Deschner bejaht es – spezifisch »christlich« sei, allein aus dem exotischen »Wahrheits«-Verständnis der christlichen Kirche zu erklären; eine vergleichende weltgeschichtliche Stil-Untersuchung würde möglicherweise Überraschungen bringen. Ödnis geradezu breitet sich manchmal daraus aus; man wird der Greuel und ihrer psalmodierenden Tonsprache so müde, wie die Menschheit ihrer längst hätte werden müssen: »dasselbe, immer anders« – ein unerschöpfliches Kaleidoskop aus Scherben, die zu nichts anderem taugen als dazu, in immer neuen Mustern »den Menschen als reißendes Tier zu zeichnen« (Jacob Burckhardt). Aber es stellt, dieses Kaleidoskop, auch im gemusterten Chaos, aus der Nähe besehen, nur das Chaos wieder her, das die Geschichte dort immer ist – und hier, beim dürftigen Nachrichtenwesen der Zeit, einzig sein konnte. Differenzierung gibt es in ihm nur als Lüge; für ein wahres Geschichtsverständnis ist keine andere legitim als die zwischen Tätern und Opfern. Sie jedenfalls fehlt bei Deschner keinen Augenblick, ist das Kriterium seiner Arbeit. Sicher, es geht bei diesem detailliert chaotischen Zirkeltanz der Stunden und Tage und Jahre auch im Text oft wüst zu und manchmal leer; einem Autor, der dieses öde wie Techno-Musik sich repetierende Semper-idem als Roman vorlegte, wäre die Bezeichnung unendlicher Einfallslosigkeit und Langeweile sicher. Nicht immer auch, darf man sagen, vermag Deschner die große, Zeit raffende Stilgeste seiner Einleitung zum Gesamtwerk zu

halten; aber er gewinnt sie zwischendurch immer wieder zurück, und dann überwältigt er auch literarisch mühelos seine Gegner mit jener Autorität, die einzig aus großer Menschlichkeit kommt. Sie ist sein Leitfaden a priori, einer der ihn mit seinen Figuren wie mit seinen Lesern verbindet –: diese beiden will er zusammenbringen, wie gleichzeitig Lebende einander konfrontieren, zu Liebe wie zu Haß. »Ich schreibe >aus Feindschaft<«, stand schon in der Einleitung: »Denn die Geschichte derer, die ich beschreibe, hat mich zu ihrem Feind gemacht.« Diese Feindschaft erläutert und korrigiert zugleich das goethesche »Beste, das wir von der Geschichte haben«, nämlich den »Enthusiasmus, den sie erregt« –: zu ihr als zu ihm will er den Leser verleiten, ja aufwiegeln; er will mit dem Leben, das war, noch einmal das Leben, das ist, wahrhaft erregen; das ganze Werk ist ad spectatores geschrieben und noch im monomanisch Monologischen eigentlich ein Dialog. »Emotionen« sagen die Historiker, die sich davon emanzipiert haben, und spreizen die weihwässrigen Finger; sie treffen das Richtige in jedem Sinn – und sich selber mitten ins steinerne Herz.

Das Kreuz mit dem Kreuz –: es ist ja die Frage, ob das Christentum selbst sich wünschen sollte, daß nur noch akademisch von ihm geredet werde. Die Geschichte, von der nur noch so geredet wird, könnte abschreckend zeigen, wohin es geriete. Daß beide, untrennbar verbunden, in den Orkus geraten mögen, irgendwann, ist Deschners Wunsch und Ziel, Aufklärung sein Instrument. »Man muß die Geschichte kennen, um sie verachten zu können«, sagt die Einleitung. »Das Beste an ihr ist, daß sie vorübergeht.« So einfach, sehr wuch-

tig; und von anderer Stelle tritt der andere Satz hinzu, mit dem der Autor sich und seiner Arbeit den umfassenden Quellenvermerk annotiert: »Licht ist meine Lieblingsfarbe.« In diesem vielberufenen und oft unnützlich geführten Licht – französisch heißt es Les Lumières – ist zu sehen, was das wirklich ist, was irgendwann vorübergehen und in den Abgrund soll, – was »die Geschichte« abgründig wirklich ist: »Trümmerstätte« und »Schlachtbank«, ja, Ruinen und Leichenberge: erlebte Leiden, und nichts sonst. Keine »Ideen«, keine ehernen Notwendigkeiten »des Geistes«: erlebte Leiden, und nichts sonst. Gegen sie lehrt er die Emotion »Wahrheit«, anrührend utopisch und doch zum Greifen nahe bringend; er zwingt zum begreifenden Lernen. Daß die abendländische Geschichte Kirchengeschichte sei, ist seine eine These; daß dieses zweieinige Unikat falsch beschrieben sei, die andere. Lernen müssen so von ihm vor allem die Historiker, die durch ihn fehlbar gewordenen Lehrer, von denen er die Materialien hat und gegen die er sie kehrt; sie müssen von ihm lernen, damit ihre Leser, die gegenwärtig und künftig Erlebenden, endlich zu lernen lernen. Was? Nicht die Fakten allein, den wahren oder verlogenen Tüddelkram der Geschichte; den haben sie buchhalterisch korrekt immer verwaltet. Sondern: das wahre – und verlogene – Gesicht der Konstitution Geschichte, zu der diese Moleküle sich zusammenschließen. »Es leben unstreitig in Deutschland ein Dutzend Menschen, welche überhaupt nur archivalisches Anhäufen von Einzelfacten als wissenschaftlichen Fortschritt gelten lassen«, schrieb einst Jacob Burckhardt, und er meinte die, bis heute autoritäre, Ranke-Schule; »wer aber Leben darstellt und Ideen hat, geht diesen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Herren gelegentlich zu ihrem großen Erstaunen über die Köpfe hinweg.« Deschner geht über weit mehr als ein Dutzend Köpfe hinweg, und die saturierte und glattrasierte Unberührtheit, mit der auf Kathedern von Katastrophen geredet wird, steht unter und hinter ihm gar nicht mehr gut da. Vor dem Weltgericht, das nach Schillers griffigem Ausdruck die Weltgeschichte ist, haben die Historiker sich lange genug als selbsternannte Pflichtverteidiger aufgeführt; jetzt sind sie »zu ihrem großen Erstaunen« mit einemmal auf die Anklagebank geraten, der Beihilfe auch zu dem Skandal bezichtigt, daß die Täter neben ihnen, denen sie nach der Tat die Epochen schöngeschrieben und freigebig das Attribut »der Große« zugeteilt haben, wenn die Quantität der von ihnen hinterlassenen Leichenberge und Ruinen besonders eindrucksvoll war, im tätigen Leben selbst immer durch das davonkommen, was absurderweise »Völkerrecht« heißt. Sie müssen, diese Verteidiger und Beihelfer, nach Deschners Beweisaufnahme viel tun, um selber davonzukommen –: sie müssen ihr Pantheon, das gegenständliche wie das ideelle, endlich entmythologisieren; sie müssen sich andere Helden suchen als die krachenden »welthistorischen Individuen«, nicht nur auch wenn, sondern weil die die einzigen waren, die aus den endlosen Methoden-katalogen der Machtausübung und Unterdrückung bisher lernen konnten; sie müssen sich den wahren menschlichen Schicksalen zu widmen verstehen, jenen, die in den von ihnen besungenen Heroentaten nur am Rande vorkommen und nur in Zehntausender-Einheiten: ihr Fach muß, in diesem Sinne nur alias, eine Sozialwissenschaft werden – den Nebenfächern endlich hinterher, die es längst wurden.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Sie müssen schließlich, die Historiker, alles umfassend gesagt, ihren Wortschatz erweitern, um für all diese Aufgaben überhaupt benennungsfähig zu werden –: kein besserer Lehrer als Deschner wäre hier für sie zu finden. Vielleicht ist seine Kriminalgeschichte, als ein einziges gewaltiges Pamphlet mit mehrfacher Zielrichtung, nicht das Ideal selbst, zu dem die Geschichtsschreibung gelangen muß; ganz fraglos aber ist es der ideale Anstoß auf dem Weg zu ihm hin. Er muß betreten werden –: daß der »Historikerstreit«, die Antwort auf den letzten plumpen Versuch der Zunft, mit dem Schreibtischlineal das aus der Nähe Erlebte einzuebnet, immerhin ein Streit wurde, zeigt die Empfänglichkeit –, daß aus dem Soldaten-sind-Mörder-Streit ein Streit wurde, die Notwendigkeit an. Einstweilen finden die Betroffenen den Provokateur Deschner »unseriös« und tauchen mit erbitterter Miene aus ihren Papierbergen auf, um auf ihre noch aus Kaisers-Königs-Edelmans Zeiten stammenden Redensarten zu pochen; das wird sich, mit Gewißheit und Notwendigkeit, geben. Zu den Entgeisterungen unserer Zeit gehört, daß es auch mit dem so geschichtreichen Geist der Geschichtsschreibung ein Ende nehme – damit es mit »der Geschichte« selbst ein Ende nimmt. Sie muß, die endlos alte, nicht nur vorübergehen, sondern vorübergegangen sein. Denn die Politik, die das Schicksal ist, läßt sie als Zukunft nicht mehr zu –: sie greift inzwischen, nach der aberwitzigen Expansion ihrer Mittel-Quantitäten, nicht mehr nur in die Schicksale von Familien, Stämmen, Völkern ein, sondern in das gesamte Kontinuum der Lebenssysteme, und kein Sandkorn bliebe unberührt, wenn sich das Semper-idem zu einer neuen Wiederho-

lung anschickte. Es wäre seine letzte, alle Möglichkeiten des Schreibens, Lesens, Lernens überhaupt beendend.

Karlheinz Deschner hat sein Aufklärungswerk »Kriminalgeschichte des Christentums« vor zehn Jahren begonnen und ist damit auf der Hälfte angelangt. Er muß, heute 73, sehr alt werden, um es zu schaffen. Daß er's werde und schaffe, ist den Geschichtsschreibern dringlich zu gönnen, uns Geschichtslesern zu wünschen.

*Zum Autor: Bio-bibliographische Notiz  
Geboren 1935, lebt in Königsberg i.B.  
Schriftsteller, Prosa und Essay. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen, u. a. Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, Deutscher Sprachpreis, Arno-Schmidt-Preis, Bayerischer Staatspreis; Dr. phil. h.c. Tätigkeiten als Regisseur, Psychoanalytiker. Veröffentlichungen u. a.: Karl May – Grundriß eines gebrochenen Lebens; Herzgewächse oder Der Fall Adams; »Tiere sehen dich an« oder Das Potential Mengele; Die Bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem; In diesen geistfernen Zeiten; Wiedersehen mit Dr. F. Zahlreiche Übersetzungen, u. a. von Werken von Edgar A. Poe, William Faulkner, Oscar Wilde, Raymond Chandler, James Joyce. Herausgaben u. a.: Friedrich Rückert, Werke (historisch-kritische Ausgabe).*

*Der vorliegende Text wurde 1997 nach dem Erscheinen des 5. Bandes der Kriminalgeschichte für den Deutschlandfunk geschrieben und dort gesendet.*

Johannes Neumann (Tübingen)

## „Die hasserfüllten Augen des Herrn Deschner“ Zur Weigerung über Kritik auch nur nachzudenken

---

Jeder Mensch empfindet Kritik als unangenehm, oft als verletzend, fast immer als ungerecht. Niemand wird sich alle Kritik einfach „anziehen“. Moderne, demokratische Institutionen pflegen in ihrem Binnenraum kritischen Umgang miteinander, um gegenseitig lernen zu können. In anderen gilt Kritik – vornehmlich gegen Ranghöhere – als *crimen laesae maiestatis*, dem die Strafe auf dem Fuße folgt. In solch’ totalitären Institutionen ist Kritik an den Führern nicht nur besonders begründungspflichtig, sondern schlicht unerlaubt, ja unanständig, wenn nicht gar kriminell. Folglich ist es auch undenkbar, dass der „Chef“ einer solchen Organisation für irgendeine seiner Taten zur Rechenschaft gezogen werden könnte. So bestimmt auch das „revidierte“ Gesetzbuch der Katholischen Kirche von 1983 in c. 1404, dass der Papst von niemandem gerichtet werden kann. Genauer gesagt, „der *Heilige Stuhl* kann von niemandem gerichtet werden.“ Diese Immunität umfasst also nicht nur die Person des Papstes sondern alle, die an seiner „Höchstgewalt“ unmittelbar teilhaben. Folglich *kann* die katholische Kirche, die „*catholica*“, gar *niemals* ein Unrecht begehen. Lässt sich die Tatsache, dass solche Verbrechen tatsächlich geschehen sind, nicht leugnen, wie etwa die Ermordung der Bewohner von Jerusalem (1098), die man doch eigentlich „befreien“ wollte, oder jene – meist christlichen – Bewohner von Konstantinopel im IV. Kreuzzug (1204) oder der Einwohner der Stadt Béziers (22.06.1209) in den Albigenserkriegen

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

oder die unzähligen Judenpogrome, dann waren das zeitbedingte Auswüchse, die nichts mit der Kirche zu tun haben.

Wenn nun doch – von KHD und anderen – nachgewiesen wird, dass im Namen der Kirche Verbrechen begangen worden sind, dann wird von den Apologeten sofort eingewandt, dass die – nicht zu leugnenden – Taten keineswegs von *der* Kirche begangen worden seien, sondern vom ungebildeten Volk, von machtgierigen Fürsten oder von „Ungläubigen“. Denn ein Heiliger begeht keine Verbrechen. Die Kirche aber ist – wie der Papst – die Heiligkeit schlechthin. Wenn also Verbrechen nicht mehr vertuscht werden können, dann waren irregeleitete, vom *Zeitgeist* verführte Personen die Täter.

Deshalb ist nach katholischer Auffassung schon der Titel von Deschners Forschungsvorhaben „Kriminalgeschichte des Christentums“ absurd, da die Kirche niemals Verbrechen begehen könne. *Ricarda Hinz* und *Jacques Tilly* haben ein aufschlussreiches virtuelles Streitgespräch inszeniert zwischen Deschners Freunden einerseits und seinen theologischen Gegnern andererseits. Dieses Video trägt als Titel den Ausspruch eines Gegners, der von „den hasserfüllten Augen des Herrn Deschner“ redet. Dieser Kommentar ist bezeichnend, denn in ihm wird nicht gesagt, an dieser und jener Stelle irrt der Autor, sondern der Kommentator weicht in Unbeweisbare aus.

Es gibt das sicher – wenn auch recht selten –, dass aus dem Auge eines Menschen der pure Hass lodert. Aber das ist nur in der direkten Auseinandersetzung zu erkennen, nicht aber vermittelt eines Mediums. Wer wirklich in KHDs Augen geschaut hat, wird daraus Vielerlei herauslesen können: Traurigkeit und Nachdenklichkeit, ein In-sich-gekehrt-Sein und vielleicht Müdigkeit oder Enttäuschung, nur nicht Hass, wohl aber Zorn. Gleichwohl ist dieser Vorwurf symptomatisch: Wer der reinen, unschuldigen heiligen Kirche Verbrechen nachweist, der tut das nicht, um der Wahrheit willen, vielmehr weil er hasst!

Die nächste Stufe der Diskreditierung ist die Unterstellung, er verfälsche die Geschichte oder gar, er kenne sie nicht und sei zu undifferenziert. Dabei ist es keinem seiner Kritiker bisher gelungen, ihm gravierende Fehlinterpretationen oder gar tatsächliche Fehler nachzuweisen. Der Kirchenhistoriker Erich Bayreuther hat ihm vielmehr in den „Pastoralblättern“ attestiert, „die entscheidenden Tatsachen aus seiner ‚Skandalchronik‘ bleiben ... hieb- und stichfest.“ Also werden die schmachvollen Fakten von der christlichen Apologetik damit abgetan, dass ihm unterstellt wird, das, was er schildere, habe mit der „Kirche nichts zu tun, es sei ein Phantom“. So einfach ist das! Oder man wirft ihm vor, er wühle im Schlamm. Ja, wo soll er sonst wühlen, wenn nichts anderes da ist? Schließlich wird ihm vorgeworfen, er arbeite „ahistorisch“, reihe ohne Rücksicht auf die Zeitumstände und die den damaligen Menschen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, Skandal an Skandal. Obwohl alle Einzelheiten unbestreitbar sind, sei gleichwohl, so die kirchlichen Kriti-

ker, das Ganze falsch. „Denken sei nicht seine Stärke“, schreiben jene, die sich nicht ihres Verstandes bedienen. Vielleicht, weil sie keinen haben? Und er sei verbissen und humorlos, ein gefühlloser Rationalist. Und sie merken noch nicht einmal, wie sehr sie ihm mit diesen Vorwürfen bestätigen: *Wir die Guten, er der Böse.*

Oder es wird pathetisch auf die großen kulturellen Leistungen *des* Christentums verwiesen. Dann werden die individuellen kulturellen Leistungen von begabten Menschen einer bestimmten Zeit, in der es nichts anderes gab als die kirchliche Sicht der Dinge, *der* Kirche zu Gute gerechnet, während im Falle der Verbrechen in Christi Namen die Täter allein dafür haftbar gemacht und aus der *Communio Sanctorum* ausgegrenzt werden. Auf diese Weise bleibt die Kirche rein.

Und was die alles überragenden kulturellen Leistungen des Christentums anlangt, so darf nicht vergessen werden, dass wohl nie Okkupanten die Kultur der Unterlegenen so gründlich ausgelöscht haben wie die Christen. Kaum waren sie als eigene Gruppe anerkannt, verfolgten sie gnadenlos alles Vor- und Nichtchristliche. Europa wüsste kaum etwas von den Schätzen der griechisch-römischen Philosophie, wären sie nicht von den *islamischen* Gelehrten – vor allem aus Ägypten und aus Al-Andalus (vom 8. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts) – tradiert und gepflegt worden. Die architektonischen Glanzstücke u.a. von Sevilla, Córdoba und Granada zeugen von einer kulturellen, wirtschaftlichen und sozialtechnischen Hochblüte. Aller Vernichtungswut der Reconquista und der Kreuzzüge zum Trotz sind – wenigstens einige – der steinernen Zeugnisse erhalten geblieben.

Unsere geistigen und kulturellen Wurzeln liegen also *weit vor* dem Christentum. Das versuchen die christlichen, die alten wie die modernen Geschichtsklitterer immer vergessen zu machen. Ohne die Kulturen von Babylon und Ägypten, ja ohne die alten asiatischen Kulturen gäbe es kein Christentum und ebenso wenig einen Humanismus.

Das Neue und ganz Andere des Judentums und des Christentums sei jedoch, so wird argumentiert, dass sie Offenbarungsreligionen sind, also auf Gottes Offenbarung selber gründen. Darum seien viele Fragen gar nicht verhandelbar. Als ob die alten Religionen sich nicht auch auf „Offenbarungen“ der Göttinnen und Götter beriefen! Weil sie jedoch – per definitionem – „heidnisch“ waren, galten bzw. gelten sie als Trugbilder und Lügen, als Fallstricke des Teufels. Daher war es notwendig, nicht nur ihre Schriften, sondern auch ihre menschlichen Tradenden zu vernichten. Wie *Hypatia* (ca. 370-415 n. Zw.): Sie gilt als die bedeutendste Frau in der Wissenschaftsgeschichte des Abendlandes. Gleichwohl ist von ihr, die vom christlichen Pöbel erschlagen wurde, kein Bildnis überliefert. Hierin erweist sich die Macht religiöser self-fullfilling-prophecy: „Sie seien aus dem Buch des Lebens getilgt und nicht bei den Gerechten verzeichnet“ (Ps 69, 29). Weil ihm sein Glaube sagt, er sei schuldig, fühlt sich der Mensch auch so und erfüllt damit schließlich sein Schicksal.

Jene, die nicht den geoffenbarten, also „wahren“ Glauben bekennen, sind latent stets Gegenstand der Missionierung. Sie sind bestenfalls auf der Suche nach dem Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

„wahren“ Menschsein und stets in der Position der Unvollkommenen und zu Belehrenden. Weil sie keinen Glauben an Gott haben, sind sie sittlich haltlos. So können solche, die sich für gläubig halten, die „Ungläubigen“ für alles Schlechte in der Welt verantwortlich machen.

Wenn angesichts der christlichen Untaten die christlichen Apologeten die Zeitbedingtheit kirchlichen Handelns ins Feld führen, merken sie nicht, wie sehr sie damit den umfassenden und absoluten Wahrheitsanspruch ihres Glaubens diskreditieren. Wenn die christliche Lehre und Moral den „Zeitgeist“ nicht spirituell zu domestizieren vermag, ist daraus zu folgern, dass es keine überzeitliche und universale, verbindliche christliche Richtschnur für sittliches Handeln gibt. Dann aber bleibt alles Handeln in der Geschichte auch für Christen zeit- und situationsabhängig! Wenn die Apologeten die europaweite Ketzerverfolgungen und Hexenverbrennungen als eine „Volkskrankheit“ bezeichnen, an der die Kirche selbstverständlich keine Schuld hat, überschweigen sie zynisch, dass die Brandstifter Päpste und Ordensleute waren – um nur ganz wenige Namen zu nennen: Innocenz III. (1209 Aufruf zum Ketzerkreuzzug); Innocenz IV. (Zuspitzung der Zwei-Schwerter-Theorie); Innocenz VIII. (Summis desiderantes affectibus von 1484 = Institutionalisierung der Hexenverfolgung); die Ordensleute H. Institoris und J. Sprenger sind die Verfasser des berühmten Hexenhammers von 1487, nach dessen Vorgaben tausende von Opfern im Namen der Kirche und zum Ruhme Gottes zu Tode gequält wurden. Die Apologeten behaupten, die „Leute“ hätten von den Klerikern ein rasches und hartes Vorgehen gegen

diese Verführer ihres Seelenheiles verlangt. Der katholische „Rechts“-Historiker F. Merzbacher behauptet gar: „der fanatische Zeitgeist nahm schließlich schnell epidemische Ausmaße an“ (LThK V, 316 ff.). Einfach so, ohne Ursache, kam dieser unheilvolle „Zeitgeist“ auf? Gab es keine Brandstifter?

„Ketzerkataloge“ gehören zur ältesten christlichen Literatur. Bereits etwa Mitte des 2. Jahrhunderts verfasste der heilige Justinus einen der wohl ersten Kataloge der Ketzereien. Denn man musste ja wissen, wen und was man zu verbrennen hatte. Einer der großen „Ketzerriecher“ ist Epiphanius von Salamis (geb. ca. 315). Er sieht überall die „hasserfüllten Augen“ der Ketzer. Er hat unermessliche Zwiebräute unter den christlichen Theologen des frühen 4. Jahrhunderts erzeugt und ist mitverantwortlich für die Ermordung aller, die als „Ungläubige“ oder Häretiker qualifiziert wurden und für die Vernichtung ihrer Schriften. „Ketzerkataloge“ gehören – neben „erbaulichen“ Wundergeschichten – zu den ältesten christlichen „literarischen“ Zeugnissen.

Weil es um das Heil des ganzen Imperiums ging, forderte bereits Firmicus Maternus (Mitte des 4. Jahrhunderts) den „allerfrömmsten Kaiser“ auf, gegen die Nichtchristen wegen ihrer Staatsgefährlichkeit vorzugehen und ihre Tempel niederzubrennen, ihr Eigentum zu konfiszieren und sie auch gegen ihren Willen zum Eintritt in die Kirche zu zwingen oder zu bestrafen (De errore profanarum religionum 28-29). Kein Wunder, dass bei so viel Sorge um das Heil der Welt im Jahr 385 Priscillian und seine Gefährten in Trier vom kaiserlichen Gericht wegen Ketzerei verurteilt und hingerichtet wurden, obwohl wir nicht einmal andeutungsweise

wissen, wessen man sie beschuldigte (vgl. P. Stockmeier, Das Schwert im Dienste der Kirche, 1967, 415-428).

Verleumdungen dieser Art haben in der Kirche Tradition. Sie blühen auch heute noch: So als am 08.09.2003 in Aachen Kardinal Meisner anlässlich der „Humanistischen Friedenskonferenz“ – aus purer Sorge um das Wohl des christlichen Abendlandes – glaubte feststellen zu dürfen: „Wenn ... die humanistischen Werte und Ideen Europas auf sich selbst gestellt sind und nicht mehr um diesen gemeinsamen Bezugspunkt [Gott] ... wissen, dann ist dies nicht einfach nur bedauerlich, sondern höchst gefährlich. Sie scheiden dann nämlich gleichsam *auf natürliche Weise giftige Stoffe aus*, die langsam das lebendige Gewebe *unseres christlichen Abendlandes verseuchen*, vergiften und schließlich zerstören, so dass die abendländische Gesellschaft kollabieren muss. Die Entkopplung der Werte ... von Gott ist nicht eine neutrale Erscheinung, sondern eine Bedrohung. Unsere europäische Gegenwart trägt darum auf vielfältige Weise solche Todeskeime in sich, die den gesunden Organismus vergiften, ja zum Kollabieren kommen lassen.“ – Sicherlich finden sich auch heute wieder servile Politiker, die im fehlenden Glauben an den christlichen Gott die Vorstufe des Terrorismus sehen und sich die christliche Chemie dieses Kardinals zu eigen machen. Und den Anfängen muss man bekanntlich wehren! (Kardinal Meisner wird zitiert nach „Pressemitteilung der Freien Humanisten Niedersachsens“ vom 20.09.2003.)

Ganz in diesem Tenor hatte der damalige CDU-Abgeordnete Martin Hohmann zum Tag der Deutschen Einheit am 03. 10. 2003 seine fragwürdigen Äußerungen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

über die Juden mit der Feststellung geschlossen: „Daher sind weder die „Deutschen“ noch die „Juden“ ein „Tätervolk“. Mit vollem Recht könne man sagen: „Die Gottlosen mit ihren gottlosen Ideologien, sie waren das Tätervolk des letzten blutigen Jahrhunderts.“ Nun wissen wir erneut: Die „Gottlosen“ sind an allem schuld! Und das Schlimmste: Über diesen letzten Satz der schlimmen Hohmann-Sätze hat sich kaum jemand aufgeregt. So gewohnt ist diese Metapher!

Wenn den Kritikern keine besseren Argumente gegen Deschner mehr einfallen, dann beklagt man seine „Humorlosigkeit“. Er kann offenbar über die Ermordung Hundertausender im Namen der göttlichen Barmherzigkeit nicht richtig heiter lachen! So ein verklemmter Kerl!

Man wird es kaum glauben: Dieser „große Hasser“ schrieb ein Loblied auf einen Papst, nämlich Papst Johannes XXIII. (1958-1963). Er kennt und benennt durchaus die aus katholischer Sozialisation stammende Borniertheit auch dieses Papstes, aber er anerkennt geradezu liebe- und ehrfurchtsvoll, dass jede Religion davon lebe, „dass ein Teil ihrer Diener mehr taugt als sie. Und manchmal, selten genug, taugt sogar ein Papst mehr als das Papsttum“ (Opus Diaboli, S. 170 -172). Obwohl dieser Mann keineswegs ein „Abweichler“ weder war noch sein wollte, wurde er von manchen als ein „Unglücksfall“, ja als dem „heiligen Wahnsinn“ verfallen, dargestellt. Der „hassende Deschner“ geht also mit „menschlichen“ Christen nachsichtiger um, als die Orthodoxen mit ihren Glaubensgenossen.

Wenn die Kirche eine terroristische Ver-  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

einigung wie jede andere wäre, hätte sich Karlheinz Deschner vielleicht auf seine literarischen Arbeiten, die ja von souveräner Beherrschung der Sprache zeugen, beschränkt. Was jedoch einen redlichen Menschen wie ihn in Rage versetzt, ist die Diskrepanz zwischen dem hehren Anspruch, mit dem die Kirche und ihre Potentaten von Anbeginn an aufgetreten sind und auftreten, und dem konkreten Handeln in der Zeit. Der Widerspruch zwischen frommen Augenaufschlag und brutaler Machtdurchsetzung kann krasser nicht sein. Gegenüber dieser traditionellen Heuchelei ist Zorn eine durchaus angemessene Reaktion.

Diese Empörung dürfte es sein, die Karlheinz Deschner veranlasst, sich seit nunmehr fünf Jahrzehnten mit der Geschichte des Christentums abzuplagen. Er geißelt nicht nur die Machtgier der Kirchenherrscher und die Verderbtheit der christlichen Lehre, sondern sieht, dass – heute wieder mehr noch als gestern – die Kirchen diejenigen Institutionen sind, die unsere Gesellschaften geprägt und zur Heuchelei erzogen haben. Deshalb genießen sie unreflektiert hohes soziales Ansehen; ihnen wird geglaubt; weil sie als selbstverständliches Traditionsgut zum individuellen wie gesellschaftlichen Alltag gehören. Wenn sie sich für den „Sinn des Lebens“, den „Lebensschutz“ und „soziale Gerechtigkeit“ echauffieren und göttliche Verheißung für sich in Anspruch nehmen, wachsen ob dieser Doppelzüngigkeiten bei Deschner Zorn und Wut, aber das ist etwas anderes als Hass.

Klaus W. Vowe (Bochum)

„...*es ist ein Leben, ob man weint oder lacht...*“ :  
Von der schönen Literatur des Karlheinz Deschner<sup>1</sup>

---

Das liberale bundesdeutsche Feuilleton, wenn es ihn denn zur Kenntnis nimmt, hat Karlheinz Deschner in eine halbwegs komfortable Nische entsorgt, in der er seiner Obsession frönen darf; man hört die Granden raunen: Geradezu manisch wie Nero verfolge Deschner das Christentum, aber liberal wie der Kulturbetrieb nun mal sei in der BRD, dürfe so einer auch die Geschichte des Christentums als Kriminalgeschichte abfassen.<sup>2</sup> Keineswegs – und das ist ja auch das Wesen dieser Liberalität – möchte man jedoch aus dieser Geschichte politische oder weltanschauliche Konsequenzen in der Öffentlichkeit ziehen. Man weiß eben aufgeklärt Bescheid wie jener altkluge Leser der Rezension Horst Herrmanns von Deschners „Kriminalgeschichte des Christentums“ Band 1 und 2 im SPIEGEL 4/1989:

*Deschner hat mit seinem Christentum-Krimi bereits vorhandenes Material mit viel Fleiß in eine mühelose überschaubare Form gebracht. Für den, der seine eigene Aufklärung betreibt, ist nichts Neues dabei. Warum er dafür einen literarischen Preis wie den nach Arno Schmidt benannten erhält, ist mir nicht klar.<sup>3</sup>*

Schön, daß es für diesen SPIEGEL-Leser aus Garmisch-Partenkirchen überhaupt noch Dinge auf der Welt gibt, die ihm nicht klar sind. Aber er spricht doch ein Problem an, das uns unserem Thema vielleicht näherbringt. Deschner ist nämlich in der Tat kein handelsüblicher Literat.

Zwar gehört er, der seit 1956 publiziert, mit einer imponierenden Liste von Veröffentlichungen schon quantitativ zur Spitzengruppe in der *tour de literature*.<sup>4</sup> Aber was in Garmisch-Partenkirchen als Literatur – Lyrik, Dramatik, Epik vielleicht? – gilt: In diesen Bereichen hat Karlheinz Deschner tatsächlich nicht so viel anzubieten. Denn seine Beiträge zur ästhetischen Erkenntnis und Aneignung der Welt etwa über die Form des Romans beschränken sich auf zwei – wenn auch hoch veritable Beispiele.<sup>5</sup>

***Die „Kriminalgeschichte des Christentums“ – Geschichtsschreibung als künstlerische Vergegenwärtigung***

Wer Deschners *Kriminalgeschichte des Christentums* liest, bewegt sich keineswegs in der Ablage eines staubtrockenen Kirchen-Archivs oder im Kolportage-Abteil von *Die Päpstin*; in Deschners Werk werden vielmehr Täter und Opfer lebendig, für unsere Zeit wirksam – die Verbrecher sitzen auf der Anklagebank eines imaginären Weltgerichts, und der Chefankläger ist nicht etwa in roter rechthaberischer Robe Karlheinz Deschner, sondern durch die große Kunst der Vergegenwärtigung fremder vergangener Zeiten ist es der Leser, der zum Zeitgenossen wird, zum Opfer, zum Zeugen, zum Ankläger; es sei für diesen Zusammenhang gestattet, relativ willkürlich aus dem 2002 erschienenen Band 7 der *Kriminalgeschichte des Christentums* einen Auszug aus dem 2. Kapitel „Innozenz III. (1198-1216) – der mächtigste Papst der Geschichte“ Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

vorzustellen:

*Bestechung und Betrug als Handwerkszeug*

*Nur drei Monate nach dem Hingang Heinrichs VI., noch am Todestag Coelestins III., am 8. Januar 1198 wurde Lothar von Segni, Sproß eines alten Langobardengeschlechts (und über die Mutter Claricia Scotta auch mit der römischen Aristokratie verwandt), als jüngster Kardinal zum Papst gewählt, wobei er, wie üblich, tränenreich bat, ihn mit dieser Bürde zu verschonen. Er mußte erst noch zum Priester, zum Bischof geweiht werden, ehe man ihn am 22. Februar krönte – und wurde, sagt Ranke, der eigentliche Nachfolger Heinrichs VI.*

*Als der reiche Grafensohn, klein, doch gutaussehend, als Innozenz III. (1198-1216) zu regieren begann, war er erst 37 Jahre alt – „owe der babest ist zu junc“, rief Deutschlands größter Lyriker des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, der Innozenz auch einen Wolf statt einen Hirten nennt, „hilf herre diner kristenheit“.*

*Lotario di Segni hatte erst in Bologna bei dem berühmten Dekretisten Huguccio von Pisa Kanonistik, dann in Paris bei Pierre de Corbeill, später von ihm gleich zum Bischof und Erzbischof ernannt, Theologie studiert. Ihn selbst erhob sein Onkel Clemens III. 1190 zum Kardinal. Doch dessen Nachfolger Coelestin III. förderte ihn nicht wegen einer Familienfeindschaft. Seine Fähigkeiten aber machten Innozenz zu einem der mächtigsten, wenn nicht zum mächtigsten der Päpste überhaupt, zum „verus imperator“ (Gervasius von Tilbury) der Christenheit. Er war in der*

*Tat der geborene Herrscher, was freilich schon fragwürdige Züge genug impliziert, doch prekärer noch wird bei der Aktivierung solcher Talente als Priesterkönig, bei ihrem Einsatz für ein pseudoreligiöses, rein weltliches Ziel: die Ausbreitung papaler Macht, die Weiterentwicklung der theokratischen Wahnideen Gregors VII. ..., die politische Weltherrschaft.*

*Innozenz verband Willenskraft mit einem stupenden Augenmaß für die Realisation des Möglichen, Zweckmäßigen. Er nützte jede ihm günstige Gelegenheit bis auf den Grund und ließ sich durch keine ungünstige entmutigen. Sein Fleiß, sein ungeheurer Ehrgeiz, sein Griff nach der Weltmacht scheute vor nichts zurück, was ihm dienlich war, was seine Sache fördern konnte. Opportunität und Praktikabilität waren oberste Richtlinie, Religion und Moral allenfalls zweitrangig, kriminelle Kreaturen in Kirchendiensten durchaus erwünscht, wenn sie sich funktionalisieren, für seine Zwecke gängeln ließen. Auch vor Heuchelei, Unterstellungen, evidenter Unwahrheit schreckte er nicht zurück. Immer wieder warf er Philipp von Schwaben vor, seinem Neffen Friedrich Sizilien entreißen zu wollen, wovon keine Rede sein kann. Auch von Markward von Annweiler, dem „Feind Gottes und der Kirche“, wußte er, gleichfalls frei erfunden, angeblich sicher, er möchte sich dort zum König machen. Oder er erklärte, Heinrich VI., der es doch ausdrücklich abgelehnt, Sizilien von Coelestin zu Lehen zu nehmen, habe sich von diesem mit dem imperium investieren lassen.*

*Albert Hauck sagt somit nicht zuviel: für Innozenz gehörten „Unwahrheiten*

zu dem gewöhnlichen diplomatischen Handwerkszeug“, „die Pflicht der Wahrhaftigkeit kannte er bei seinem politischen Handeln nicht: wie er Gegnern Absichten unterschob, die sie nicht hegten, so gab er Versicherungen, von denen er wußte, daß er sie nicht geben konnte; er fingierte Tatsachen, wie er sie eben bedurfte, und scheute schließlich selbst vor offenbaren Lügen nicht zurück“. Betrügereien anderer dagegen, Verfälscher etwa päpstlicher Bullen, bestrafte er streng.

In seiner Kardinalszeit hatte Lotario di Segni einige theologische Traktate verfaßt, darunter „De contemptu mundi“ (Über die Verachtung der Welt), eine stark verbreitete, in weit über 400 Handschriften vorliegende und bis ins 16. Jahrhundert vielgelesene Publikation – aber so unoriginell wie seine sonstigen opera, weshalb man sagen konnte, in den Schriften Lothars von Segni sei Innozenz III. nicht zu finden. Sosehr jedoch der eher zurückgezogen lebende, unauffällige junge Kardinal die Welt zu verachten, ihr elendes Dasein zu beklagen schien, so sehr genoß er die Sache nach seiner Erwählung zum Papst.

Zwar warf er noch beim Krönungszug wahre Schätze unter das Volk: „Gold und Silber ist nicht für mich; was ich aber habe, gebe ich dir.“ Auch mußten Kämmerer Geld an die Leute bringen, so viel Geld, daß es – ungeachtet des von jedem Pontifex der Stadt zu zahlenden Tributs von 5000 Pfund – beschämend war, einer Bestechung gleichkam, einem „Kaufpreis der Herrschaft“ (Gregorovius). Innozenz konnte dies um so besser taxieren, als er selbst im Ruf der Bestechlichkeit stand. Geld-

gierige Priester freilich verurteilte er rigoros und wies gern und oft auf die eigene Vorbildlichkeit, seine anspruchslose Lebensführung hin.

Ergo ließ der Autor der Schrift „Über die Verachtung der Welt“ sich nun gehörig feiern. Es entsprach ohnehin der Tradition pompöser papaler Krönungsfeste – wobei dann Glockengeläut, Jubel, das Defilee der Banner- und Lanzenträger, der Konsuln, Rektoren, Senatoren, Landbarone, der Bischöfe, Äbte kaum ein Ende nahm; wobei Prälaten, die höchsten, der Reihe nach vor dem Erkorenen niederknien, alle Offizianten des Palastes gütigst seine Füße küssen durften, Kaiser oder Könige, soweit verfügbar, ihm die Steigbügel hielten, beim Krönungsbankett auch die ersten Schüsseln auftrugen, ehe sie bescheiden an den Tisch der Kardinäle verschwanden und Herrlichkeit an der kostbarsten Tafel allein dinierte. Nichts als Demut und Entsagung.<sup>6</sup>

Wie hier Mechanismen unmoralischer Machtausübung dargelegt, der Widerspruch zwischen einer hehren Theorie und einer korrupten Praxis herausgearbeitet werden, wie mit dem Mittel beißender Ironie die inhumane Verkommenheit eines Vertreters Gottes auf Erden bloßgelegt wird – das ist große Literatur, zumal es nicht um eine von der Figur des Innozenz III. abgelöste Darlegung politischer Verhältnisse geht, sondern sie werden gerade in der sprachlichen Gestaltung dieser Persönlichkeit erschreckend deutlich – in dieser historischen Figur läßt uns Deschner überzeitliche Muster ausbeuterischer Herrschaft auffinden: Die unbedingte Durchsetzung eigener Interessen unter dem Vor-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

wand höherer Weihen, die Verunglimpfung des politischen Gegners, Lug und Trug und Bestechung als Mittel zur Volksverdummung; die Geschichte von Innozenz III. wird dabei nicht zum Traktat. Immer ist der lebendige Mensch Gegenstand geschichtlicher Anschauung, und wenn er sich dem Leser vergegenwärtigt über die Gestaltung der Freß- und Sauforgie eines „papalen Krönungsfestes“.

Immer wieder verbindet Deschner die Darstellung der kriminellen Geschichte des Christentums mit dem Einblick, den zeitgenössische Literatur in die Verhältnisse gestattet – hier steht Walther von der Vogelweide quer zur Zeit und formuliert Einwände, die auch zu seiner Zeit wenig Gehör und dennoch viel Verfolgung fanden.

### ***Literaturkritik im Kampf mit der Falschheit***

In zwei Bänden hat Deschner in den späten 1950er und den 1960er Jahren den Literaturbetrieb aufgemischt. Zunächst hat er in seinem 1957 erschienenen Bändchen *Kitsch, Konvention und Kunst – Eine literarische Streitschrift* mit der damals jüngeren Vergangenheit der deutschen Literatur aufgeräumt, mit Carossa, mit Jünger, mit Bergengruen, mit Hesse. In der Auseinandersetzung mit drei hauptsächlichen literarischen Motiv-Komplexen – den Landschaftsschilderungen, den Liebesbegegnungen und an Herbstgedichten – fertigt Deschner seine Abrechnung. Er sieht sich von vorneherein in einer wenig gelittenen Ecke und stellt seine Arbeit bewußt unter ein Wort Goethes „über strenge Urteile“:

*Man kann in Deutschland oft bemerken, daß derjenige, der einen sogenannten*

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*Lieblingsschriftsteller der Nation strenge tadelt, immer wegen eines bösen Herzens in Argwohn steht.*

1965 hatte die Schrift bereits eine Auflage von 115 000 erreicht. Die Dialektik seiner Kritik, die gnadenlos den Kitschverdacht gegen Heroen der deutschen Literatur aufstellte und bewies, führte auf der anderen Seite zur behutsamen Aufnahme von Hans Henny Jahn, Robert Musil, Robert Walser und Hermann Broch in den literaturwissenschaftlichen Kanon der BRD. In einer Neuauflage der Streitschrift von 1991 entwickelt der äußerst lernfähige und selbstkritische Deschner seine Auffassung vom Kitsch weiter; 1957 hatte es noch geheißen:

*Nicht einmal zum Versuch einer genauen Erklärung des Begriffes (Kitsch) fühle ich mich angeregt. Denn schließlich ist die Erkenntnis von Kitsch nicht abhängig von der Kenntnis einer exakt formulierten Definition. Für die Erkenntnis dessen, was Kitsch ist, bekommt man ein ‘Organ’, wie man für Kunst ein Organ bekommt, wenn man, eine entsprechende Veranlagung vorausgesetzt, sich damit beschäftigt. Die Praxis des Lesens und Vergleichens ist hier wichtig, nicht zuletzt auch die Fähigkeit, historisch unterscheiden zu können. Denn ein Satz, ein Vers, ein Ausdruck, der bei einem Autor des 18. Jahrhunderts noch nicht schlecht ist, kann, wenn er ähnlich bei einem Autor des 20. Jahrhunderts steht, Kitsch sein. Er kann Kitsch sein, er muß es nicht. Er ist es vor allem dann, wenn er eine starke Beimischung von Sentimentalität oder Süßlichkeit, einen Überschuß an Gefühl hat, also ein Lebensfluidum ausstrahlt, wie es etwa dem Zeitalter der Empfindsamkeit, aber nicht mehr un-*

*serem neuen Realitätsbewußtsein, unserer heutigen herberen Bewußtseinslage entspricht. Fehlt diese Aura übertriebener Gefühlsbeseeltheit, so wird der Sprachstil einer früheren Epoche, wenn er nicht nur anklangweise, sondern stark nachempfunden bei einem Autor der Gegenwart sich wiederholt, kaum Kitsch, wohl aber immer epigonal sein. ... Während die epigonale Kunst also, bewußt oder unbewußt, mehr oder weniger Imitation einer vorausgegangenen großen Kunst ist, ist Kitsch eine entgleiste, entartete, eine Pseudo-Kunst. ... Der Gegensatz von Kunst ist nicht Natur, sondern Kitsch, der ja meist gut gemeint ist. Literarischer Kitsch tritt häufig mit dem Anspruch auf, Kunst zu sein. ... Kitsch ist ... eine unwahre, eine unechte Kunst, es ist die typische Als-ob-Kunst. ... Kitsch ist etwas spezifisch Menschliches, allerdings nur dann – und das scheint mir wesentlich –, wenn sich dieses Menschliche veräußerlicht, wenn es sich pseudo-künstlerisch dokumentiert. Denn wie die Natur als solche kein Kitsch sein kann, kann auch das Leben als solches kein Kitsch sein. ... es ist das Charakteristikum des Kitsches, daß er unecht ist. Das Leben als solches aber, das heißt ein Bewußtseinszustand, ein Gefühl an sich, ist niemals unecht. Erst wenn eine Empfindung literarisch fixiert, wenn sie künstlerisch oder gestalterisch im wahrsten Sinne des Wortes manifest wird, ist die Möglichkeit des Kitsches gegeben. ... Kitsch ist also ein technischer Mangel, kaum mehr. ...<sup>7</sup>*

1980, in der Neuauflage seiner Streitschrift, leistet Deschner sich zum Kitsch einen „Widerruf“.<sup>8</sup> Immer noch ist

Deschner der Auffassung, zur Kitsch-Entdeckung bedürfe es keiner Definition, wohl aber eines „Organs“. Nun aber geht er davon aus, daß auch das Leben, nicht nur das literarisch fixierte, kitschige Züge tragen kann. Deschner vermutet nun

*in jeder Generation mehr kitschiges Lebensgefühl als Kitsch in der Literatur aller Zeiten zusammen. Eine niederschmetternde Einsicht, die ich vor Jahren indoktriniert durch Staat und Kirche, nicht haben konnte, weil ich, viel zu ahnungslos, unselbständig, selber gleichsam verkitscht dachte, ein Menschendasein, ein Bewußtseinszustand, ein Gefühl an sich, könne niemals unecht sein. Welch ein Irrtum! Millionen Leben – total verkitscht! Millionen Menschen Träger, Apostel, Märtyrer des Kitsches, infiltriert durch Erzieher und Sektierer, durch Demagogen aller Art, durch Funk, Film, Presse, die ihn oft ganz zynisch produzieren und verbreiten.<sup>9</sup>*

Deschner verabschiedet sich hier von der Literatur als einem von der Gesellschaft scheinbar autonomen Reich und weist in die gesellschaftliche Dimension von Literatur und Kunst. In der Revision seiner zunächst auf die Literatur konzentrierten Auffassung von Kitsch legt Deschner einen zentralen Punkt seines Denkens frei: Der Kitsch – das Unechte, Unwahre, das Falsche, die Fälschung – durchzieht das Leben von Millionen. Der gesunde Menschenverstand, die Tyrannei des Normalen, das der Dialektik des Lebens, seiner komplexen Wirklichkeit entgegensteht, eine Denkweise der Vereinfachung, die Bindung an gegebene Zustände – das wird zu Kitsch. Zu einer Denkweise, die der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Auseinandersetzung mit der Realität ausweicht, die Erkenntnis der Realität verklebt.

Deschners Werk kann damit zu einem Instrument in der Auseinandersetzung mit einem Leben als Kitsch genutzt werden.

Mit *Talente, Dichter, Dilettanten – überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart* erschien 1964 ein Frontalangriff auf die zeitgenössische bundesdeutsche Literatur:

*Es gibt keine bedeutende zeitgenössische deutsche Literatur.*<sup>10</sup>

Alle Schullektüre-Heroen der damaligen deutschen Gegenwartsschriftstellerei nahm Karlheinz Deschner aufs Korn – Heinrich Böll mit *Billard um halb zehn*, Gerd Gaisers *Schlußball*, Lyrik und Prosa von Ingeborg Bachmann, *Stiller* von Max Frisch, Uwe Johnsons *Das dritte Buch über Achim*, Lyrik und kritische Arbeiten von Hans Magnus Enzensberger: Sie alle werden einer schonungslosen und scharfsinnigen Kritik unterzogen. Unterschätzte Autoren wie Emil Belzner und Ernst Kreuder erfahren faire Rehabilitation, ohne ihre Schwächen zu übergehen. Deschner geht von der Sprache aus als Grundvoraussetzung von Literaturkritik: Kritik an der Sprache muß sein eine

*gründliche, vokabuläre, syntaktische, grammatische, logische Kritik, genaue Analyse der Wortwahl, Bilder, Gleichnisse und Redefiguren. ... warum sollte das Werk eines 'Belletristen', der miserabel schreibt, noch unter anderen Aspekten interessieren? Versagt er in der Sprache, im Stil, versagt er in dem*

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*Material, mit dem er doch fortwährend arbeitet, mag ihn die katholische Kirche noch ernst nehmen oder die kommunistische Partei, ich nicht.*<sup>11</sup>

In der Auseinandersetzung mit Enzensberger wird auch gleich Günter Grass mit erledigt; das hat Stil und sitzt deshalb:

*Nach dem Erscheinen von Enzensbergers „Einzelheiten“ erlebte ich es wiederholt, daß man eine Disqualifikation seiner Lyrik unerwartet rasch hinnahm, doch jedesmal erklärte, aber als Essayist habe er seine Meriten. Den Kritiker wollte man geachtet, gelobt, bewundert sehen und schon gar nicht glauben, sein Stil sei schlecht. ...*

*„Wenn es noch Kritiker in Deutschland gibt, wird **Die Blechtrommel**, der erste Roman eines Mannes namens Günter Grass, Schreie der Freude und der Empörung hervorrufen. Grass, ein Mann von zweiunddreißig Jahren, geboren in Danzig, wohnhaft in Paris“ – so eröffnet Grass-Celebrator und Gruppen-Encenseur Enzensberger seine Hymne auf einen drittklassigen Autor. Flott wie ein Kaufmannsstift schreibt er „eines Mannes namens“ und versäumt nicht, uns eine Zeile später abermals daran zu erinnern, daß Grass „ein Mann“ sei, „wohnhaft“ in Paris. Aktendeutsch? Noch schöner die hervorgerufenen Schreie! Einen Schriftsteller, der Schreie hervorrufen läßt, hatten wir bisher in Deutschland nicht. ... Im „Zusatz“ steht ... die knappste und glänzendste Charakteristik des momentanen Obergenges der Gruppe 47, eine fundamentale, doch bisher nie vernommene literaturkritische Vokabel (Achtung Germani-*

sten!): „Grass, aus dem viele am liebsten den Wilden Mann unserer Literatur machen wollen, ist ein **ausgeruhter**, kein Hitzkopf.“ Ein ausgeruhter! Warum nicht! – wenn er geschlafen hat! Apropos: Wilder Mann! Wer machte denn Grass dazu? Ich nicht. Für mich ist er so harmlos (und freilich mitunter geschmacklos) wie sonst was. Und für viele andere kritische Leser auch. Wer also macht ihn „am liebsten“ zum „Wilden Mann unserer Literatur“? Sie ahnen nicht. Bundesbruder Enzensberger! „Dieser Mann ist ein Störenfried, ein Hai im Sardinientümpel, ein **wilder** Einzelgänger in unserer domestizierten Literatur...“ So schreibt er am Anfang seines Grass-Artikels. Aber am Schluß wendet er sich gegen jene, die aus Grass „den Wilden Mann unserer Literatur machen wollen“, zuletzt polemisiert er gegen sich selbst und mit einem Argument, das ihn auch noch lächerlich macht.

Das ist Hans Magnus Enzensberger.<sup>12</sup>

### **Die Nacht steht um mein Haus**

Deschners erstes Buch überhaupt ist ein Roman. 1956 erscheint *Die Nacht steht um mein Haus*. Immer wieder beruft Deschner sich auf seinen Erstling, und seine Schrift *Was ich denke* (1994) schließt mit einem grandiosen Zitat aus *Die Nacht steht um mein Haus*:

*Ich glaube, daß man tief schwach, daß man sehr krank sein muß, um das Leben zu schätzen, um es anzubeten. Der Gesunde schätzt das Leben nicht, er hat es, es steht ihm zur Verfügung, er steigt jeden Morgen hinein, wie er in seine Stiefel steigt, erst seit ich krank wurde, habe ich das Leben schätzen gelernt.*

*Ich bin nicht mehr auf die Jagd gegangen, ich wollte kein Tier mehr töten, ich sah die Welt voll Tod, und ich wollte nicht diesen Tod vermehren. Ich wollte selbst leben, und ich habe mir gedacht, daß jedes Tier ebenso gerne leben will wie ich, und ich glaube, daß das recht gedacht war, und ich glaube, daß mir niemand widersprechen wird, und ich glaube, daß wir kein Recht haben, die Tiere zu töten, es sei denn, das Recht der Gewalt.<sup>13</sup>*

Als Motto-Geber schlagen Gontscharow und Jahnn den Grundakkord an: Solange die Welt so sei, wie sie sei, bedeute Leben in der Welt für jeden schöpferischen Menschen, durchaus selbstzerstörerisch an ihr zu leiden:

*Mit geschlossenen Augen und Ohren muß man leben – dann lebt man leicht und lang! Und diejenigen haben recht, denen der Stachel des Denkens nicht im Gemüt sitzt, die kurzsichtig sind und stumpf von Sinnen, die wie im Nebel dahinschreiten und die Illusion nicht verlieren. (I.A. Gontscharow, *Die Schlucht*)*

*Schau hin, wessen der Mensch, die Menschheit sich nicht schämt. Siehe, welche Gedanken sie nicht zu verbergen braucht! Hände, die im Kriege und vom Tierblut rot sind, entehren ihn nicht, der sie trägt. Wohl kann es ein frommes Auge verletzen, einen entblößten Schenkel zu sehen; aber der Anblick eines aufgeschnittenen Huhnes bewegt die Tiefen der Sittlichkeit nicht. Die Lust wird verfolgt und ausgetrieben, die Grausamkeit darf öffentliche Brandhaufen errichten. (Hans Henny Jahnn, *Fluß ohne Ufer*)*

Deschners Figur Paul Reiher, ein Vortragender in Sachen Literatur und ein erfolgloser Schriftsteller, verzweifelt an sich und der Welt. Ein Blick in den Spiegel löst einen Strom von Erinnerungen, Selbstbeschuldigungen, usw. aus. Hier verliebt sich nicht ein Narziß erfolglos in sein Spiegelbild – hier findet Paul die jämmerlich-traurige Konfrontation mit sich und seinem Versuch, ein Dichter, ein Schriftsteller zu sein; er ist nicht in der Lage, originär, authentisch zu schaffen. Selten wurde bis dahin als moderne Technik des Erzählens in der deutschen Literatur innerer Monolog als Strom des Bewußtseins angewendet.<sup>14</sup> Der Leser wandert durch einen nicht an ihn gerichteten Strom von Gedanken und Erinnerungen und wird Zeuge des langsamen Verfalls einer an der Welt zerbrechenden Persönlichkeit, die sich selbst eine „böse Krise“ bescheinigt und sich als „Neurotiker, Hysteriker, Scharlatan, Scheißkerl...“<sup>15</sup> bezeichnet. Dieser Mensch läuft mit „weit aufgerissenen Augen in die Verzweiflung...“, überwältigt von seiner eigenen Unvollkommenheit und seinen Kriegserlebnissen. Als Dichter-Aspirant muß er feststellen:

*„ich habe mich verdorben, ich habe in den Gedankenwelten von anderen gelebt, in den Ausdruckswelten von anderen, aber meine Welt war nicht die der anderen, keines Menschen Welt ist genau die des anderen, und so ist der Konflikt gekommen, so sind die Neurosen gekommen, so ist die Unfähigkeit gekommen... ich kann es tatsächlich nicht, ich kann mich nicht hineinversetzen in die Welt eines anderen, und wenn ich es versuche und wenn ich es darstelle, dann spüre ich, daß es un-*

*echt ist, daß es unwahr ist, und gegen nichts bin ich empfindlicher als gegen das Unechte, gegen das Unwahre. Aber ist denn Echtheit ein Kriterium für Kunst? Ich habe immer geglaubt, die Sprache ist es, die den Dichter macht, und wenn ich geschrieben habe, habe ich immer nur auf die Sprache gesehen, ich habe nicht gesehen auf das, was ich sagen wollte, sondern immer nur darauf, wie ich es sagen wollte, und vor lauter Sehen auf das Wie bin ich zu keinem Was gekommen, ich bin zu nichts gekommen... anstatt daß ich in mich gesehen hätte und blind geschrieben hätte, gerast hätte.“<sup>16</sup>*

Dabei legt Deschner einen wichtigen Zusammenhang offen: die geglaubte Unfähigkeit Paul Reihers als Dichter („Mein ganzes Leben stand hinter meinem Gesicht, hinter dem Schädel, der schon kahl wird. Ich habe geglaubt, ein Dichter zu sein. Ich habe geglaubt, schreiben zu können. Ich wollte den Ruhm zwingen. Aber ich bin ein Hysteriker, ich bin ein Scharlatan“.<sup>17</sup>) korreliert mit der offensichtlich wachsenden Unfähigkeit, sich dichterisch der Welt zu nähern:

*Nun ist die Dämmerung da, blau steht der Schnee im Fenster, ich sehe in die bläulichen Schneefelder, und der Alpenveilchenstock steht vor dem Fenster wie ein kleines blaurotes Feuer, der Ofen sirrt, das goldgelbe Licht meiner Lampe ist abgeschirmt vor mir, und so schaue ich in die Dämmerung, warte auf die Dämmerung, die ich liebe, die ich fürchte, wie viele Dämmerungen habe ich schon erlebt, wie viele Tage sind spurlos verschwunden, spurlos für immer, fast mein ganzes Leben ist spur-*

*los verschwunden, es ist nichts geblieben, und die Erinnerung ist wie eine Grimasse, wie ein Spuk, wie ein Traum. Wie habe ich das Leben gelebt, habe ich es nicht sinnlos gelebt, habe ich es nicht unverantwortlich leichtsinnig gelebt, habe ich es nicht vergeudet, bin ich wert, überhaupt noch einen Tag zu leben, so weiterzuleben, was ist geblieben vom Leben, ich weiß es nicht, Erinnerung an einen Krähenflug, an einen Geruch im Vorfrühling am Abend unter der Haustür, der Geruch des Meeres in La Rochelle, der Himmel über einem Buchenwald, ich muß mich schon besinnen, ich muß suchen, es ist nicht viel geblieben, es ist nicht mehr Wirklichkeit, es ist dahin, auch wenn ich es mittrage, und gerade, was ich mittrage, ist am meisten dahin. Nicht dahin ist, was ich nicht mehr weiß. Wenn man nichts mehr wüßte, wäre das Leben leicht, man würde wie in einem Ballon dahinschweben, man würde fliegen wie ein Falter, man dürfte kein Wissen haben, das Wissen ist eine böse Krankheit, und je ausgeprägter es ist, um so schlimmer ist es. Der Gedanke macht die Größe des Menschen, sagt Pascal. Aber sein Glück macht er kaum, nein, er macht sein Unglück. Ich wäre froh, wenn ich nicht wäre, wenn ich nie geboren wäre. Alle Freuden des Leben zusammengommen sind nicht wert, eine einzige große Trauer aufzuwiegen. Nein, sie wiegen sie nicht auf, was man auch dagegen sagen mag, sie wiegen sie nicht auf, wer das sagt, kann nie einen großen, einen wirklich großen Schmerz gehabt haben.*

*Der Schnee ist so blau, er ist schon fast wie ein Leichentuch, er wickelt sich schon um die Füße der Apfelbäume...<sup>18</sup>*

Am Schluß gibt sich der Erzähler als Erzähler, der Schriftsteller Paul Reiher als Dichter auf und wird gerade dadurch zum vollendeten Gefäß dichterischer Sehnsucht:

*...ich werde den Frühling, den feuchten nassen wunderbaren Frühling schmecken, und ich werde den Regen wie Tränen im Gesicht spüren, den lauen Regen im März, und Wind wird rumpeln und in den Fichten rauschen waschen wehen, Stunde um Stunde, und es wird Mächtiges geschehn in einer solchen Nacht, aber nicht von mir, ich werde gehen und in Pfützen treten, und ich werde die Nacht spüren, die Nacht auf meinem Gesicht, und vielleicht greife ich in die Erde, wenn ich Glück habe, greife ich noch in die Erde, aber ich werde es nicht schreiben, ich habe es anderen überlassen, ich habe verzichtet, und der Frühling kommt in einer solchen Nacht im März, in einer Nacht mit Wind und viel Geschnaube und mit viel verrückten Dingen, und man denkt an Stare auf Drähten, man denkt an Wolken am Vormittag und an das rote Krähen der Hähne, man denkt an Wiesen, die sich färben, man denkt viel, während der Regen fällt und ein halber Mond durch die Wolken weht, rasch rasend durch die Wolken weht und die Zeit vor sich hertreibt, die Zeit von sich fortreibt, man sieht zum Mond und man kann es nicht begreifen.<sup>19</sup>*

### **Florenz ohne Sonne**

„Florenz ohne Sonne“ – das wäre doch ein toller Romantitel, meint Stefan, 33, Schriftsteller, zu Eva, seiner schönen Frau, auf der gemeinsamen Reise durch Italien, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

als sie über Florenz einem Himmel mit Wolken begegnen. Das Paar ist frohen Mutes, hat sich Geld leihen müssen für diese Reise in die Toscana, und Stefan durchlebt noch einmal die Zeit seines Kriegseinsatzes in Italien, die Zeit des Werbens um Eva, erinnert sich an Liebschaften und Versagungen. Das alles teilt das erzählende Ich dem Leser mit – Deschner verwendet hier nicht den inneren Monolog, sondern fingiert ein Gespräch mit einem intendierten Leser ohne personale Konturen, durchsetzt freilich mit Elementen des *stream of consciousness*. Es ist der 3. Mai – heute vor sieben Jahren haben Eva und Stefan sich kennengelernt. Da begegnen ihnen zwei Gestalten – der eine ein Amerikaner, der andere ein Italiener. Stefan und Eva scheint sich die Gelegenheit auf ein lukratives Geschäft zu bieten; doch werden sie in der Hoffnung auf einen raschen Gewinn brutal aufs Kreuz gelegt und sie aus allen Himmeln italienischer Hochstimmung in die armselige Realität zurückgezerrt. Dennoch: Schriftsteller Stefan plant weiter – aus seiner Niederlage macht er in Gedanken bereits ein Hörspiel. Eva weint. Und Stefan resümiert aus Verlust, Niederlage, Erinnerung und Gegenwart, daß das Leben eins ist:

*Aber es ist ein Leben, ob man weint oder lacht.*<sup>20</sup>

Unbestritten! Doch *Florenz ohne Sonne* ist zugleich eine bittere Farce auf den Versuch, der Wirklichkeit des Lebens sich träumerisch zu entziehen. Vorstellung, Wunsch, Traum und Realität sind letztendes auch für den Schriftsteller Stefan inkompatibel. Wunderbar gelingt diese unüberbrückbare Widersprüchlichkeit des Lebens in einer zunächst poetisch durch-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

wirkten Kriegserinnerung, von der dann brutal die Realität des Krieges Besitz ergreift:

*Ich erinnere mich nur an einen Abend. Wir kamen aus dem Wäldchen, braun und nackt. Der Sand noch warm, die Sonne etwas Dunst um sich, wie eine aufgeschnittene Orange. Spritzer von Blut schienen zu tropfen, auf das Meer, die dunklen Gestalten meiner Kameraden. Eine Viertelstunde hatten wir Dienst und Kommiß im Rücken wie das Wäldchen, eine Viertelstunde starrten wir wie in die Freiheit, starrten in die Sonne, die nach Westen rutschte, unerreicherbar war da alles, unpassierbar, offen, frei, und Abend hob sich heran mit salzigen Schwingen, aus unendlichen Weiten, und drüben sank die Sonne immer rascher, das Meer fing etwas auf von ihr und rauschte leis die Küste entlang. Wir starrten aufs Wasser, schauten in die Sonne, nichts war dazwischen, kein Schiff, kein Segel, kein Boot. Nur später, weit draußen und tief, im letzten Nachglanz des Tages, rasten zwei Spitfire über das Meer.*<sup>21</sup>

\*\*\*

Deschner hat in der Erstausgabe von *Die Nacht steht um mein Haus* 1956 die Gelegenheit genutzt, die wenig hilfreichen Einwände eines Lektors in einer Beilage zu erwidern. Auf die hilflose Frage des Lektors „Wo will Deschner eigentlich hinaus?“ gibt Deschner eine schlüssige Antwort:

*Ich will es Ihnen sagen, wo er hinaus will. Er will überhaupt nicht hinaus, er will hinein. Er will nicht drüberstehn, sondern er will drinstehn. ... Ich will*

*gar nicht überlegen sein, ich will gar keinen Weg zeigen... Aber wenn man genauer hinsieht: schlachtet keine Tiere, mordet keine Menschen, benehmt euch nicht wie die leibhaftigen Teufel und nennt euch dabei Ebenbilder Gottes. Ja reicht denn das noch nicht! Es brächte den Himmel auf Erden. Aber dann wäre freilich der hinter den Wolken nicht mehr so wichtig, und das darf doch um keinen Preis geschehen. Naturhaftes Dasein? Ganz gewiß nicht. Vielleicht ein naturnahes Dasein und vor allem auch im Geistigen ein natürlicheres Denken, das erscheint mir erstrebenswert.*<sup>22</sup>

Karlheinz Deschners schöne Literatur plädiert seit nahezu vierzig Jahren für einen Himmel auf Erden.

### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> Das Zitat stammt aus dem letzten Satz des Romans *Florenz ohne Sonne* in seiner dritten Fassung von 1981.– Mit dem Begriff „schöne Literatur“ sollen Teilaspekte von Deschners Arbeit keineswegs auf den einengenden Leisten der „Belletristik“ gezogen werden; es geht nicht um ‚schöngeistige Literatur‘, die ‚Dichtungen‘, weniger noch um „Belletristerei“ (Goethe) im Sinne von gehobener oder seichter Unterhaltungsliteratur. Hier geht es vielmehr um künstlerische Literatur als höchste Entwicklung von Texten, die ihr sprachliches Material bewußt im künstlerischen Schaffensprozeß einsetzt, um ihren Gegenstand zu gestalten und um beim Leser über den ästhetischen Reiz Gefühl und Bewußtsein zu wecken und zu formen. Die Vehemenz, mit der Karlheinz Deschner auf der Bedeutung der Sprache für seine Literatur besteht, entgrenzt die „schöne Literatur“ und macht auch aus „Sachbüchern“ Kunstwerke.

<sup>2</sup> Bisher konnten acht Bände der *Kriminalgeschichte des Christentums* bei Rowohlt erscheinen.

<sup>3</sup> Zitiert nach DER SPIEGEL 5/1989

<sup>4</sup> Vgl. die Liste der Buch-Veröffentlichungen auf der von der Giordano Bruno- Stiftung betreuten Website [www.deschner.info.de](http://www.deschner.info.de). Hier werden einschließlich des im März 2004 erschienenen 8. Bandes der auf zehn Bände angelegten *Kriminalgeschichte des Christentums* 46 veröffentlichte Werke gezählt, darunter sieben literatur- und gesellschaftskritische Essaybände, die regionalkundlichen Schriften *Dornröschenräume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens* und *Die Rhön*, drei Bände mit Aphorismen und zwei Künstler-Romane.

<sup>5</sup> 1956 erschien *Die Nacht steht um mein Haus* im Paul List Verlag München; neu aufgelegt wurde der Roman in dritter Auflage bei Ullstein und 1998 in einer bibliophilen Ausgabe im Kleebaum Verlag Bamberg. 1958 erscheint ebenfalls im List Verlag der Roman *Florenz ohne Sonne*, der 1981 nach einer gründlichen sprachlichen Überarbeitung bei Ullstein in einer Neufassung publiziert wurde. In einer Notiz an Verf. bezeichnete Deschner die erste Fassung von *Die Nacht steht um mein Haus* und die 1981 erschienene dritte Fassung von *Florenz ohne Sonne* als gültige Fassungen. Zitate aus diesen Werken entstammen diesen Ausgaben.

<sup>6</sup> Karlheinz Deschner, *Kriminalgeschichte des Christentums. Band 7: 13. Und 14. Jahrhundert. Von Kaiser Heinrich VI. (1190) zu Kaiser Ludwig IV., dem Bayern (+ 1347)*, Reinbek: Rowohlt Verlag 2002, S. 45-47.

<sup>7</sup> Karlheinz Deschner, *Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift*. Paul List Verlag, München, 1957, S. 22ff.

<sup>8</sup> diesmal erschienen bei Ullstein, Frankfurt/Main und Berlin 1980; zitiert wird aus der 1991 erschienenen Taschenbuch-Ausgabe.

<sup>9</sup> Ebd., S. 24

<sup>10</sup> Karlheinz Deschner, *Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart*, Wiesbaden: Limes Verlag, Wiesbaden 1964, S. 10.– Deschner hätte heute allen Grund, seine vierzig Jahre alte Abrechnung mit Growianen wie Enzensberger, Grass usw. neu aufzulegen. Was für ein Spaß heute, den Hähnchenbrust-Salat der neudeutschen „Postmoderne“-Belletristik auf die Gabel zu nehmen! Allerdings hatte Deschners *showdown* von 1964 einen Mangel - er grenzte

aus der „deutschen Literatur“ die DDR-Literatur aus. Auch hier wären einige Scharlatane zu entlarven gewesen, aber sicherlich auch Diamanten zu entdecken.

<sup>11</sup> Karlheinz Deschner, *Talente, Dichter, Dilettanten*, a.a.O., S. 11

<sup>12</sup> Karlheinz Deschner, ebd., S. 292f., S.357f., S. 367f.

<sup>13</sup> Karlheinz Deschner, *Die Nacht steht um mein Haus* (1956), Bamberg: Kleebaum Verlag, 1998, S. 82

<sup>14</sup> Der Begriff des *stream of consciousness*, des Bewußtseinsstromes, wurde von William James 1890 in seinen *Principles of Psychology* geprägt. Damit benannte er den Fluß innerer Erfahrungen. In der Literaturwissenschaft und der Literaturkritik bezieht sich der Begriff des „Bewußtseinsstrom“ auf eine Technik, die die Vielfalt der Gedanken und Gefühlen, wie sie das Bewußtsein passieren, dem Leser vergegenwärtigen soll. Der Begriff des „inneren Monologes“ steht synonym. Im deutschen Sprachraum war es eigentlich erst Arthur Schnitzlers *Leutnant Gustl* (1901), der diese Technik formvollendet präsentierte. In James Joyces *Ulysses* (1922) erscheinen mit Hilfe des *stream of consciousness* die Handlungen, Gefühle und Gedanken der Hauptpersonen Stephen Daedalus, Leopold und Molly Bloom während der 24 Stunden des 16. Juni 1904 in Dublin.

<sup>15</sup> *Die Nacht steht um mein Haus*, a.a.O., S. 17

<sup>16</sup> ebd. S. 102f.

<sup>17</sup> ebd. S. 12

<sup>18</sup> ebd., S. 63f.

<sup>19</sup> ebd., S. 156

<sup>20</sup> Karlheinz Deschner, *Florenz ohne Sonne* (1958), Frankfurt/Main-Berlin: Ullstein Verlag, 1981, S.128

<sup>21</sup> Karlheinz Deschner, *Florenz ohne Sonne*, (1958), Ullstein: Frankfurt/M-Berlin 1981, S.36

<sup>22</sup> Zitiert nach der Beilage zur Erstausgabe von *Die Nacht steht um mein Haus*, München: Paul List Verlag, 1956, S.6f.

*Klaus W. Vowe unterrichtet American Studies an der Universität Duisburg-Essen.*

Milan Petrovic (Niš)

## **Karlheinz Deschner und Aurelius Augustinus**

### **Kurzer Hinweis auf Wissenschaftlichkeit und Geschichtsphilosophie in Deschners Christentumskritik**

---

*„Ich stimme Dir bei, daß das Christentum eine Religion der Zukunft ist, wie die der Griechen eine der Vergangenheit, schon bei den Alten selbst. Aber ist sie nicht noch mehr eine Religion des Todes, wie die klassische eine Religion des Lebens?“*

*Friedrich Schlegel an Novalis, Berlin, März 1799*

Ganz selten befasst man sich mit den Allgemeinbegriffen im kirchen- und religionskritischen Werk Deschners. Das hat plausible Gründe. Diese Kritik ist historisch (im Unterschied etwa zur vorwiegend psychologischen Religions- und Christentumskritik Nietzsches). Und die Historie ist eine der konkretesten Geisteswissenschaften. Noch näher gesehen: Deschner argumentiert und polemisiert hauptsächlich konkret. Er ist einerseits nach seiner ganzen Veranlagung Kämpfer, und zwar ein geistiger Einzelkämpfer gegen die gesamte Welt des so oder so institutionalisierten Bösen, ein „chevalier seul“ (H. Herrmann). Und andererseits zwingt seine subjektiv-provozierende Rhetorik den Leser ständig zur politisch-ethischen Auseinandersetzung: durch die Lektüre seiner Schriften steht man sofort in der Arena, in der die am Geschichtsprozess beteiligten Dämonen ihr Wesen treiben.

Fraglos weiß Deschner selbst, wie wichtig, ja notwendig die allgemeinen Betrachtungen für ihn sind. Die Einleitung zu seinem Lebenswerk, der „Kriminalgeschichte des Christentums“, beschäftigt sich dementsprechend mit der Methode, dem Objektivitätsproblem und der Problematik jeder Geschichtsschreibung. Im Rah-

men dieser Betrachtungen sagt er bezeichnenderweise: „Davon gehe ich ebenso aus wie von der Überzeugung, daß man, bei aller Komplexität, allem Chaos und Wirrwarr der Geschichte, allgemeine Aussagen treffen, daß man das Wesentliche, Typische, Entscheidende, herausstellen, kurz, daß man historisch generalisieren kann; was man, als angeblich zu spekulativ, nicht beweisbar, noch häufig negiert oder bagatellisiert, obwohl Historiker, die die Geschichte nicht bloß mit musealem Pläsier betrachten, ohne Generalisierung nicht auskommen können, wollen sie überhaupt etwas sagen, was der Mitteilung wert ist... Um diese Verallgemeinerungen aber möglichst schlüssig zu machen, ist eine meiner Hauptmethoden die der Quantifizierung, der Zusammenstellung vergleichbarer Fälle, Varianten, Daten, soweit sie relevant, repräsentativ sind. Geschichte schreiben heißt die Hauptzüge herausstellen. Ich betreibe also die Summierung des Informationsmaterials. Beides, Generalisierung und Quantifizierung, gehört zusammen.“ (Kriminalgeschichte des Christentums, I, 1986, 52).

Die erste Frage, die wir uns hier stellen würden, lautet: Ist es möglich, Deschners historiographische Kritik als wissenschaftliches Werk zu bezeichnen? Deschner

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

selbst verneint die Objektivität seiner Art und Weise Geschichte zu schreiben, ja die Objektivität der Geschichtsschreibung überhaupt (Ebenda, 37 f.). Doch was ist der Gegensatz zur „Objektivität“? Ist das nicht „Subjektivismus“, Willkür, Lüge? Bei Deschner keinesfalls. Vielmehr stellt er sich auf den Boden unbedingter Wahrhaftigkeit, natürlich im Rahmen der Möglichkeit historischer Erkenntnis überhaupt. „Mir ist die Wahrheit“, sagt er, „oder, vorsichtiger gesagt, Wahrscheinlichkeit wichtiger als jede Wissenschaft, die im Namen der Wissenschaft sich gegen die Wahrheit vergeht... *Widerlegt bin ich nur, wenn falsch ist was ich schrieb.*“ (Ebenda, 51, 53)

Die Objektivität ist indes für Deschner echte oder eher fingierte Unparteilichkeit, Neutralität des Historikers gegen die Ereignisse, die er darlegt und analysiert. Diese Art der Objektivität lehnt Deschner entschieden ab. Als Kritiker der Geschichte, insbesondere der des christlichen Westens, schreibt er unverhüllt „aus Feindschaft“! (Ebenda, 53). Aber auch seinen Gegnern, vielen modernen Geschichtsschreibern, wirft er vor, die Objektivität im Sinne der Unparteilichkeit, Neutralität, bloß vorzutäuschen; sie seien Heuchler, welche die Verbrechen von Staat und Kirche im ganzen christlichen Zeitalter verschleiern. Deschner dokumentiert dies mit seiner charakteristischen Brisanz und zeigt dadurch, daß sie den Namen Wissenschaftler nicht verdienen: „Die Historiker unterstellen einem solchen Mann (gemeint ist der hl. Karl „der Große“, M.P.) natürlich nicht Raubkriege größten Stils, Brand, Mord, Totschlag, grauenhafte Versklavung – wer so formuliert, ist von vornherein unseriös. Echte Forscher, aus Fachkreisen, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

verfügen über ganz andere Beurteilungskategorien, sprechen bei den schlimmsten Raubzügen und Massenabschlachtungen der Geschichte allenfalls von Expansionen, Ausgriffen, Ausstrahlungen, Schwerpunktverlagerungen, Umlagerungsprozessen, Eingliederungen in den Herrschaftsbereich, Christianisierung und Befriedung von Grenzvölkern.“ (Ebenda, 66 f.).

Diese heuchlerische Objektivität läßt sich vor allem dadurch erklären, daß die maßgeblichen deutschen Geschichtsschreiber verbeamtete Universitätslehrer sind, die bürokratische Laufbahninteressen häufig nötigen auf die politisch herrschenden Meinungen Rücksicht zu nehmen. Die beiden vielleicht größten französischen Historiker, Jules Michelet und Hippolyte-Adolphe Taine, mit deren Historiographie die Deschners, der jene nie gelesen hat, starke Ähnlichkeit zeigt, waren wie er keine Professoren-Bürokraten, waren wie er von Hause aus Kritiker. Deschner ist mit Taine bestimmt der größte Porträtist negativer Charaktere in der Geschichte. Und wäre auch er Franzose (was er seiner – hugenottischen? – Herkunft nach möglicherweise ist, der Name Deschner stammt vielleicht vom französischen Namen „de Chénier“) würde ihm wohl gleichfalls der Platz in der Académie française sicher sein.

Wie soll also die Antwort auf unsere oben gestellte Frage lauten? Deschner selbst verneint, seine Geschichtsschreibung sei Wissenschaft, indem er etwa erklärt: „Die ‘histoire existentielle’ steht mir allemal näher als die ‘histoire scientifique’.“ (Ebenda, 60). Dieser Verneinung ist beizupflichten. Das Hauptziel der Wissenschaft ist Erkenntnis. Im Hinblick darauf ist im allgemeinen unbedeutend, ob eine

Wissenschaft Werturteile hervorbringt oder nicht. Taine selbst, für Nietzsche die „Gestalt... des *ersten* lebenden Historikers“ (Jenseits von Gut und Böse, Nr. 254) und „heute der Erzieher aller *ernsteren* wissenschaftlichen Charaktere Frankreichs“ (Brief an Erwin Rohde vom 11. November 1887, in: Werke, III, herausg. v. K. Schlechta, Nr. 223), rühmt einerseits Thukydides und Guizot, den ersten wegen der „absoluten Liebe für reine Wahrheit“ und den zweiten, weil er die politische Geschichte gänzlich unemotional, rein kausal, beinahe wie eine Schachpartie darstellt. Aber ebenso sehr lobt er andererseits Tacitus und Michelet als „Poeten“ der Geschichtsschreibung. (H. Taine, Pages choisies, par V. Giraud, 1909, 77 ff.. Ders., Essais de Critique et d'Histoire, 14-e ed., 1923, 84 ff., 112 ff.).

Deschners „histoire existentielle“ ist die *wissenschaftlich* begründete kritische Geschichtsschreibung im Sinne Nietzsches, der über zwei Arten der Historie spricht, monumentalische und antiquarische. Die erstgenannte, zu der sich Deschner ausdrücklich bekennt (Kriminalgeschichte, I, a.a.O., 48), „muß die Kraft haben..., eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen“, indem sie „sie vor Gericht zieht, peinlich inquiriert und endlich verurteilt;“ denn „jede Vergangenheit aber ist wert, verurteilt zu werden“ (Unzeitgemäße Betrachtungen, II: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Nr. 3).

Nur in einem wichtigen Punkt unterscheidet sich da der Moralist Deschner vom Amoralisten Nietzsche: die Vergangenheit soll verurteilt werden, nicht weil sie es an sich verdient, sondern weil sie, zumal seit das Christentum Weltreligion wurde, die permanente Offenbarung und Expansion des Bösen sei: „Die ganze Geschichte des

Christentums“, sagt er, „war in ihren hervorstechendsten Zügen eine Geschichte des Krieges... Hierher gehören natürlich die Kreuzzüge, im Mittelalter rein römisch-katholische Kriege, Großverbrechen des Papsttums... Noch den Vietnamkrieg erklärten US-Bischöfe zum Kreuzzug und forderten während des Zweiten Vatikanum sogar den Abwurf der Atombombe auf Vietnam zur Verteidigung der katholischen Schule!“ (Kriminalgeschichte, I, a.a.O., 17, 19).

Und da Deschners „histoire existentielle“ nicht nur einzelnen Problemen gilt, sondern dem ganzen Geschichtsprozeß, ist sie ebenfalls eine *Geschichtsphilosophie*. Deschner selbst betont dies und nennt als den Urheber dieses Wortes Voltaire (Ebenda, 38). Aber Deschners Philosophie ist genauso wie die Voltaires „politisch motiviert, das heißt in aufklärerisch-emanzipativer Absicht“ geschrieben“ (Ebenda, 60). Was Taine als Wesenszug von Voltaires Philosophie hervorhebt, gilt auch für Deschner: „Die Philosophie bedarf eines Schriftstellers, dessen erste Aufgabe es ist, sie zu verbreiten, der sie in sich nicht halten kann, der sie außer sich ergießt wie ein überquellender Brunnen, der sie allen spendet, jeden Tag in allen Formen... Darin kommt ihm kein alter oder moderner Schriftsteller nahe; keiner in der Vereinfachung und allgemeinen Verbreitung ihm auf der Welt gleich.“ (Pages choisies, a.a.O., 291, 292).

Als eigentlicher geschichtsphilosophischer Antipode Deschners erscheint der „heilige“ Augustinus, einer der größten Kirchenlehrer der römisch-katholischen Kirche (die orthodoxe hat ihm nur „Seligkeit“ zuerkannt). Der Bischof von Hippo lehrt, seit den Anfängen der Menschheit bestehe ein unablässiger Kampf zwischen der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

bösen civitas terrena oder diaboli und der guten civitas Dei, die gleichbedeutend mit der Kirche sei („civitas Dei, quae est sancta Ecclesia“ und ähnliches: De civitate Dei, 8, 24, 2; 16, 2, 3; 17, 4, 3; 20,11). Dieser Kampf mache den Inhalt der „Heilsgeschichte“ aus und sie ende mit dem Sieg der civitas Dei. Deschner indes berichtigt und beendet Augustin insofern, als er ihn auf den Kopf stellt: die civitas Dei ist in Wirklichkeit civitas diaboli, die Heilsgeschichte und Heilskirche sind die Geschichte des Un-Heils und Kirche des Un-Heils. „Gott geht in den Schuhen des Teufels“, sagt er (Kriminalgeschichte I, a.a.O. 15). Und anderwärts heißt es: „Wirklich, wäre ein omnipotenter Produzent dieser Katastrophenkugel, dieses Schlachthausplaneten, nicht ein sadistisches Monstrum ohnegleichen, ein Pandämon, Supersclerats, Satan eben selber, mindestens in Personalunion?“ (F. Heer/J. Kahl/K. Deschner, Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin, herausg. v. K. Deschner, 1977, 163).

Immerhin ist Deschner weit davon entfernt, ein verzweifelter Pessimist zu sein. In einem seiner Aphorismenbändchen begegnet man dem überraschenden Satz: „Ich glaube an den Triumph des Unkrauts über die Chemie.“ (Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom, 1998, 98). Den Ausweg aus der Geschichte des Un-Heils bietet, soweit ich Deschner richtig verstehe, eine neue Freundschaft des Menschen mit Tier und Pflanze, mit einer monistisch empfundenen Welt insgesamt. Ungefähr das Gleiche wollte Deschners Vorgänger, der Pantheist Michelet in seinem Buch l’Oiseau. „Die Nachtigall“, sagt Taine (Essais, a.a.O., 118), „ist Gott in diesem Buch, und Herr Michelet ist sein Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Prophet.“

„Entstammt der Mensch nicht den Bäumen? Sprach Zeus nicht daraus? Lautlos brodelts in Gräsern und Moos. Faun steigt durchs Gesträuch, bläst kleine Falter über helle Blößen und sieht mit goldnen Augen hinterher... Und immer dieser Ton... das Wehn, das Horn des Winds, des Walds, der Welt, der Ton, der Ton, ich höre ihn

Unsterblich durch die Wälder fliehn –  
Weit über mir, weit unter mir und weit  
weg  
ruft Merlin...“ (K. Deschner, Dornröschenträume und Stallgeruch, 1989, 12).

*Milan Petrovic, geboren 1947 in Serbien, Promotion und Habilitation in Belgrad, ist heute Professor an der Universität Niš, wo er die Lehrstühle für Verwaltungsrecht und Politikwissenschaft innehat. Er ist Verfasser einer Monographie über Rechtssoziologie und, als Co-Autor, eines Lehrbuches für Verwaltungsrecht sowie (mit Karlheinz Deschner) Autor des Bandes „Krieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan“. Ferner veröffentlichte er in Fachzeitschriften zahlreiche, vielbeachtete Artikel zur Zeitgeschichte, insbesondere über die neuere politische Lage im ehemaligen Jugoslawien.*

*Milan Petrovic übersetzte Deschners „Politik der Päpste im 20. Jahrhundert“ ins Serbische; den Beitrag „Karlheinz Deschner und Aurelius Augustinus“ schrieb Petrovic auf Deutsch.*

Helmut Steuerwald (Nürnberg)  
**Begegnungen mit Karlheinz Deschner**

---

*„Wer die Welt erhellt macht ihren Dreck deutlicher“<sup>1</sup>*

KARLHEINZ DESCHNER

Begegnungen mit interessanten Persönlichkeiten und wichtige Aussagen von diesen beeindruckten uns vor allem in jungen Jahren, wo wir noch nicht so geformt oder verformt sind. Ich bekenne, dass mich Karlheinz Deschner schon als junger Mensch tief beeindruckt hat, mich in Haltungen beeinflusst hat, ohne dass ich deshalb zu einem gehorsamen Adepten wurde. Beileibe nicht! Das würde am meisten Deschner selbst entsetzen: Er braucht keine Adepten, er braucht kritische, skeptische, selbständig denkende Menschen, die bereit sind mit ihm ein Stück Weg gemeinsam zu gehen, aber dann auch getrennte Wege gehen, bis man sich wieder einmal begegnet und erneut ein Stück gemeinsam geht.

Karlheinz Deschner, der oft missverständene skeptische Humanist, hat tiefe Spuren auf mein Leben, auf meine Lebenseinstellung hinterlassen. Er ist nur wenige Jahre älter als ich, und ich schaute zu ihm nie wie zu einem Guru auf, sondern viel eher so, wie man zu einem erfahrenen älteren Bruder aufschaut – den man kritisch betrachtet und der einem doch viel gibt.

Es sind gut vierzig Jahre her, dass ich Karlheinz Deschner kennen lernte. Zunächst noch nicht als Menschen aus Fleisch und Blut, sondern in und durch seine Schriften.

Ende der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts wurde uns die Politik, wie sie uns vor allem auch die Kirchen mit ihren irrationalen Argumenten vorgaukelten, uner-

träglich. So wie ich begehrten viele Menschen auf. Wir wandten uns gegen die Volksverdummung, betrieben von reaktionären, machtbesessenen institutionalisierten Kreisen der Politik, aber ganz besonders damals auch von den Kirchen. Wir wandten uns gegen die Militär- und Kriegspolitik, insbesondere wenn sie von den Kirchen propagiert wurde. Bedeutende Kirchenvertreter hatten beispielsweise die Notwendigkeit eines atomaren Krieges befürwortet. Ich, der recht frei erzogen war, wollte nun mehr über die Geschichte des Christentums erfahren, ja über Religionen überhaupt.

1962 erschien Karlheinz Deschners Werk „Abermals krähte der Hahn“. Ich begann es zu lesen, und es ließ mich nicht mehr los: Dabei beeindruckten mich vor allem die deutlichen Quellenhinweise des Werkes, die Nachweise über die Richtigkeit von Deschners Aussagen. Dieses Buch, das man zweifellos als „Klassiker“ der Kirchenkritik bezeichnen kann, hat immer wieder die Gemüter der Interessierten – außerhalb wie innerhalb der Kirche – erregt, mehr als irgendein anderes Werk zur Rolle der kirchlichen Institutionen und ihrer Machthaber. So schrieb der Theologe Hermann Raschke – und er vertrat die Auffassung vieler kritischer Theologen: „Ich glaube, Sie haben durch den Griff ins Wespennest doch das Richtige getan...“<sup>2</sup> Dieses Buch, das bis heute mit im Mittelpunkt internationaler Kirchenkritik steht, hat vieles in Bewegung gebracht, ja, theologische Werke werden heute anders ge-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

schrieben, es wird vorsichtiger formuliert, und man beruft sich sogar auf Deschner selbst. So schreibt die kritische Theologin Prof. Dr. Uta Ranke-Heinemann über die Leistung Deschners: „Nichts an dem bisherigen Bild bleibt, wie es war. Viele Fundamente brechen zusammen“<sup>3</sup>. Seine Kirchenkritik brachte aber auch sonst viele Menschen zum Nachdenken und erleichterte vielen den Weg zum Kirchenaustritt. Karlheinz Deschner reiste in diesen Jahren viel von Stadt zu Stadt und hielt Vorträge. Da dauerte es nicht lange, bis ich ihn bei einer solchen Gelegenheit persönlich kennen lernte. Deschner – halb so alt wie heute – beeindruckte mich und die anderen Zuhörer tief: sowohl durch sein engagiertes mutiges Eintreten gegen den Militarismus, gegen relevante geistliche und politische Würdenträger, gegen die Macht kriegsverherrlichender, volksverdummender, von der Wirtschaft gesteuerter Medienvertreter. Es war die Zeit, in der ich mich zunehmend engagierte in der freigeistigen Bewegung. Mein atheistisches, ja areligiöses Weltbild wurde klarer, festigte sich: Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und Weltbilder, nicht metaphysisch begründete philosophische Vorstellungen, aber auch die moderne Psychologie zeigten mir, dass man zur Interpretation, zur Erklärung von Vorgängen in der Welt nichts Übernatürliches nötig hat, dass im Gegenteil die Welt mit ihren vielen Problemen viel klarer und verständlicher ohne dieses erscheint. Die Aussagen Deschners führten mir dabei die anti-aufklärerische Rolle der Kirchen in der Vergangenheit und Gegenwart vor Augen. Es waren interessante Jahre, und die „APO“, die „außerparlamentarische Opposition“, formierte sich. Es waren gefährliche, bedrohliche Jahre mit der Atom-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

kriegsgefahr im Hintergrund, mit Ost-West-Auseinandersetzungen, der Kuba-Krise und vor allem dem Vietnam-Krieg. Die Hierarchien der großen Kirchen standen auf der Seite der Mächtigen, der kriegführenden westlichen Nationen im Kampf gegen den gottlosen Kommunismus. Wie hatte der gutkatholische ehemalige Verteidigungsminister Franz Josef Strauß gesagt? „Dafür sind wir Soldaten, dass die Macht aus atheistischen wieder in christliche Hände kommt“<sup>4</sup>.

Friedenspolitische Töne, Widerstand gegen die Kriegs- und Militärpolitik hörte, erlebte man höchstens von der „Kirche von unten“.

In Nürnberg war ich im „Bund für Geistesfreiheit“ aktiver geworden. Diese freigeistige Organisation war damals kulturpolitisch sehr engagiert, führte größere Veranstaltungen durch und hatte des öfteren Karlheinz Deschner als Referenten. Bei seinen Vorträgen waren die Säle voll, und Konservative entsetzten sich über seine Anschauungen. Im Herbst 1969 sprach Deschner in der überfüllten Nürnberger Kleinen Meistersingerhalle vor über 600 Hörern „Über die Notwendigkeit aus der Kirche auszutreten“. Wie sagte er doch damals:

„Warum beachten wir noch eine Leiche? Den Riesenkadaver eines welt-historischen Untiers? Die Reste eines Monstrums, das ungezählte Menschen (Brüder, Nächste, Ebenbilder Gottes!) verfolgt, zerfetzt und gefressen hat, mit dem besten Gewissen und dem gesündesten Appetit, eineinhalb Jahrtausend lang, wie es ihm vor den Rachen kam, wie es ihm nützlich schien, alles zu höheren Ehre seines Molochs und zur immer größeren Mästung seiner selbst...“

Kirche, Krieg und Kapital sind von Konstantin bis heute so miteinander verschmolzen, so offenkundig zu einer einzigen Geschichte des Grauens verquickt, dass ihre Verteidiger jetzt freilich selber bekennen, dass an ihnen nicht *alles ideal und göttlich* sei...“<sup>5</sup>

Es kam zur Anzeige, da sich ein katholischer Studienrat, der Leiter der katholischen Pressestelle, Heinz Hahn, beleidigt fühlte. Er wurde bei seinem Anliegen vor allem unterstützt von dem berühmt-berühmtesten Oberlandesgerichtspräsidenten Theodor Hauth. Der Prozess erregte große Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit. Überall erschienen Artikel dazu, vom „Spiegel“ über die „Bildzeitung“ bis zu den örtlichen Presseorganen. Prominente Persönlichkeiten waren bereit, nach Nürnberg zu kommen, um als Zeugen im Prozess für den Angeklagten auszusagen. Im Prozess kam es dann zum Vergleich und das Verfahren wurde eingestellt. „Hinter den Kulissen wurde die Gotteslästerung mit einer Erklärung ad acta gelegt“, schrieb die Abendzeitung im Titel ihres Berichtes<sup>6</sup>. Wie schon „Der Spiegel“ vorher vermutete, ließ sich Deschner nicht beirren:

„Von solchen Aussichten (Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren) überschattet, hat Deschners Eifer, weiterhin Schimpfliches über die Kirche zu sammeln und zu verbreiten keinesfalls nachgelassen.“

„Für sein nächstes Buch wählte der Angeschuldigte das Thema: ‘Kriminalgeschichte des Christentums’“.<sup>7</sup>

Bis zum Erscheinen des 1. Bandes der „Kriminalgeschichte des Christentums“ sollten allerdings noch fast 15 Jahre ver-

gehen: es wurde ja nicht nur ein Buch, sondern ein vielbändiges Werk, von dem nun in diesem Jahr der 8. Band herauskam.

Es erschienen allerdings viele andere Werke in dieser Zeit, die ebenso für Aufregung sorgten. Mehrere Werke schrieb Deschner selbst, in anderen fungierte er als Herausgeber und schrieb die Einleitungen: „Kirche und Krieg“, „Das Christentum im Urteil seiner Gegner“ (2 Bände), „Der manipulierte Glaube“, „Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte“, „Kirche des Unheils“ usw. Karlheinz Deschner hielt weiter Vorträge in überfüllten Sälen, so natürlich u. a. auch beim „Bund für Geistesfreiheit“ (bfg) in Nürnberg. Viel Geld hatten die Organisation damals nicht, Vorträge wurden dennoch finanziert. Erst recht für Karlheinz Deschner, der die niedrigen Honorarsätze bitter zum Leben brauchte. Deschner übernachtete meist bei Gesinnungsfreunden, so beim Geschäftsführer des bfg, H. K., oder auch bei uns, und man kam sich näher. Deschners wirtschaftliche Lage war stets prekär. Ein nicht angepasster kritischer Schriftsteller, auch wenn er von Bedeutung ist, konnte und kann von den Honorarzahlungen – angesichts der bei wissenschaftlichen Arbeiten nie hohen Auflagen – nicht leben. Zum Glück fanden und finden sich Sponsoren. Über das Deprimierende dieser Tatsache schrieb der Autor bereits 1972 in einem Brief:

„... Die Unterstützung, die ich immer wieder einmal fand, und ohne die ich mit den Meinen überhaupt nicht hätte existieren können, ist für mich gewiß eine starke Ermutigung, ein Ansporn, trotz allem, weiterzumachen, es weiter zu wagen. Aber, glauben Sie mir,

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

bei aller Dankbarkeit, es deprimiert mich oft auch tief, von Spenden leben und betteln zu müssen. Und je älter ich werde, so scheint es, desto mehr...“<sup>8</sup>

Es ist m. E. für eine Kulturnation eine Schande, dass auch namhafte Autoren von ihren Honoraren nicht leben können! Zum Glück fanden sich aber für Deschner immer wieder bedeutende Mäzene, so Alfred Schwarz bis zu seinem Tod und in der Gegenwart Herbert Steffen, was nicht hoch genug anzuerkennen ist!

Karlheinz Deschner klärte weiter auf über Geschichte und Gegenwart und tut dies bis heute. Vor allem wendet er sich vehement gegen die Ungerechtigkeiten und die Unmenschlichkeit unserer Tage.

Unmenschlichkeit hat viele Gesichter. Einige besonders schlimme hat Deschner brandmarkt: An erster Stelle sah er das kriminelle Handeln der Institutionen der christlichen Kirchen im Laufe ihrer zweitausendjährigen Geschichte:

„Keine Religion der Weltgeschichte trat mit so einem revolutionären Ethos in sie ein, und keine wurde so erreaktionär, keine hat ihre Praxis so sehr zum Gegenteil ihrer Predigt gemacht, und keine die Kluft zwischen beiden derart geleugnet oder bagatellisiert.“<sup>8a</sup>

Deschner brandmarkt die Unmenschlichkeit in Politik und Gesellschaft. Er scheut sich nicht, die Mächtigen anzugreifen – besonders in Diktaturen, aber auch in Scheindemokratien. Er wendet sich mit ganzer Leidenschaft weiter gegen Kriege, gegen die sozialen Ungerechtigkeiten in der Welt und gegen den brutalen Umgang mit Tieren und das Töten.

Nicht nur die Unmenschlichkeit hat viele Gesichter, auch die Menschlichkeit! Humanes Vorgehen geschieht auf verschiedenen Ebenen in oft recht unterschiedlicher Art. Karlheinz Deschners Haltung ist m. E. von Humanismus getragen. Seine tiefgehende Menschlichkeit wird aber oft von seinen Gegnern missverstanden. Seine Liebe zum Menschen zeigt sich vor allem im Umgang mit den Schwachen, mit den Gebeugten, mit den Verführten, mit den durch Kriege und wirtschaftliche Ausbeutung verängstigten, Not leidenden Menschen. Für die Machtbesessenen der Welt, für die, welche sich im grellen Licht der Medien auf Kosten vieler Schwacher und Unterdrückter sonnen – ob es Politiker, Militärs, Geld- und Wirtschaftsbosse, Kirchenfürsten oder auch überangepasste Kulturschaffende sind – für diese Kategorie Menschen empfindet er nur Verachtung.

Unser Freund Karlheinz Deschner ist 80 geworden, aber nicht leiser. Er bemüht sich weiter um Aktivität und lässt sich wie eh und je nicht unterkriegen. Sein Weltbild ist nicht optimistischer geworden, im Gegenteil. Ist das verwunderlich? In einer Zeit, in der politisch-religiöse Polarisierungen zunehmen, in einer Zeit, in der die von der Wirtschaft unterstützten fundamentalistischen Kräfte sowohl auf christlicher Seite (wie man es zur Zeit unter der Bush-Regierung in den USA erleben kann) wie auf Seiten des islamischen Fundamentalismus, häufig das Sagen haben. In einer Zeit, in der die Menschheit ständig von Krieg oder Terror bedroht wird, da kann wohl kaum Optimismus aufkommen. Man muss diese Welt der Gegenwart realistisch betrachten. Derartige Missstände sind für Deschner, wie für viele seiner Zeitgenos-

sen, ein fortwährendes Ärgernis. So zeugen manche Aussagen in seinen Werken, etwa in seinen Aphorismen, mit fortschreitendem Alter eher von einer Stimmung der Hoffnungslosigkeit.

Man wirft Deschner vor, er sähe immer das „Negative“, wühle im „Dreck der Geschichte“. Aber auch, dass er die Missstände der Gegenwart aufdeckt. Gerade dafür sollten wir ihm danken! Jahrtausende lang wurden die Menschen von einem Obrigkeitsdenken verführt, das von politischen und kirchlichen Hierarchien getragenen war, wurden sie von einer kriegsverherrlichenden und heldenverehrenden Geschichtsschreibung betroffen, verdummt. Immer wieder konnten sich neue Hierarchien entwickeln und die „Geschichtsschreibung von oben“ bestimmen. Wenige Menschen haben dagegen aufbegehrt, und meist konnte man ihre Aussagen so unterbinden, dass sie nicht in die Öffentlichkeit kamen. Dies geschah vor allem vor dem Aufkommen der Buchdruckerkunst, durch die sich kritische Gedanken dann ja leichter verbreiten ließen. In neuerer Zeit finden wir etliche Persönlichkeiten, die es wagen, gegen das Obrigkeitsdenken aufzubegehren. Sie befassen sich intensiv mit dem Leben, Leiden und der Not von geschundenen einfachen Menschen eines Volkes. Sie schreiben wahrhaftig über Hungersnöte, Kriegsnot, Unterdrückung, Misshandlungen in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, und sie prangern Unredlichkeiten der Geschichtsschreibung an. Zu diesen kritischen Schriftstellern gehört natürlich ganz besonders Karlheinz Deschner. Wie kein Zweiter hat er die verlogene Geschichtsschreibung der Kirchen mit ihren ins Heldenhafte verklärten Märtyrern, Päpsten, Heiligen, mit den ach so christlichen Kö-

nigen, Kaisern und anderen Würdenträgern demaskiert. Wir können erkennen, dass die gegenwärtige theologische Literatur, soweit sie ernst zu nehmen ist, an Karlheinz Deschner nicht vorbeikommt. Nicht nur auf diesem Sektor zeigt Deschner sein Können. In den herrlichen, aber auch kritischen und öfter bitterbösen Beschreibungen seines Frankenlandes kommt neben seinem Wissen gleichfalls seine Liebe, sein tiefes Empfinden mit der geschundenen Kreatur – ob Mensch oder Tier – zum Ausdruck. Ein paar Zeilen daraus:

„Elende Fronflecken entstanden, reizende Jagdsitze, bloß zur Jagdzeit bewohnt; immer stattlichere Edelhäuser und Kastelle, immer glänzender die Feten, die Safaris, immer erbärmlicher die Misere des Volks...“<sup>9</sup>

Auch das Kriegsgeschehen der letzten Jahrzehnte, vor allem die Politik der USA, ließen den Autor nicht los, und so schrieb er „Der Moloch“, eine kritische Geschichte der USA. Das Buch erschien erstmals 1992, nach dem ersten Golfkrieg. Es wurde nach Beginn des gegenwärtigen Irakkrieges in der nun 10. Auflage mit einem besonderen Vorwort der Gegenwart angepasst. Über den ersten Golfkrieg schrieb Deschner unter anderem:

„Man führt diesen Krieg nicht zuletzt mit einer totalen Zensur, einer zynischen Verharmlosung sondergleichen, einer ständigen Täuschung der Weltöffentlichkeit, mit frommen Phrasen auch.“<sup>10</sup>

Die skeptisch-kritische Haltung Deschners ist vom Humanismus getragen – von der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Liebe zur Kreatur ob Mensch oder Tier. Trotz seiner pessimistischen Einstellung gegenüber dem Weltgeschehen wirkt er weiter aktiv. In einem seiner Aphorismen sagt der immer Zweifelnde:

„Wie könnte ich glauben, es werde früher oder später, besser, wenn ich bezweifle, dass es je besser wird – und doch mühte ich mich mein Leben lang, dass es besser werde, eher früher als später.“<sup>11</sup>

Karlheinz Deschner ist ein Mensch, der mir viel gegeben hat und bestimmt vielen anderen Menschen auch. In diesem Jahr, in dem er nun 80 geworden ist, erschien Band 8 seiner Kriminalgeschichte des Christentums. Dieses neueste Buch, das in seinem letzten Kapitel den „Augsburger Religionsfrieden“ behandelt, endet mit den Worten: „Denn beim Frieden haben die Religionen immer nur an ihren eigenen gedacht“<sup>12</sup>. – Bei den schweren Konflikten der Gegenwart zwischen westlicher „christlicher“ und der „islamischen“ Welt wird dies leider wahrscheinlich nicht anders sein.

Wir wünschen Karlheinz Deschner weiterhin viel Schaffenskraft zur Vollendung seines Mammutwerkes, der „Kriminalgeschichte des Christentums“!

Wir sind gespannt darauf.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Karlheinz Deschner: „Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen“, Lenos Verlag, Basel 1998. S. 10.

<sup>2</sup> Bärbel und Katja Deschner (Hg.): „Sie Ober-teufel“ Briefe an Karlheinz Deschner. Rasch und Röhning Verlag, Hamburg 1992. S.466.

<sup>3</sup> Über Karlheinz Deschner und seine große KRIMINALGESCHICHTE DES CHRISTENTUMS – Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

TUMS. Zum Erscheinen von Band 8 und zum 80. Geburtstag des Autors am 23. Mai 2004. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2004. S. 60.

<sup>4</sup> Zitiert in „Die Abendzeitung“, 18.10.1966.

<sup>5</sup> Später abgedruckt (u.a.) in: Karlheinz Deschner: „Die Kirche des Unheils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen.“ Wilhelm Heyne Verlag, München 1974. S.111.

<sup>6</sup> „Die Abendzeitung“, 27./28. Februar 1971.

<sup>7</sup> „Der Spiegel“, Nr. 8/1971. S.76

<sup>8</sup> Aus einem Brief vom 28.07.1972 der in meinem Besitz ist.

<sup>8a</sup> Karlheinz Deschner (Hg.): „Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben“, Hans E. Günther Verlag, Stuttgart 1970. Aus der Einleitung von Karlheinz Deschner „Weide meine Lämmer“, S. 10.

<sup>9</sup> Karlheinz Deschner: „Dornrösenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens“. Knesebeck & Schuler, München 1989. S. 9-

<sup>10</sup> Karlheinz Deschner: „Der Moloch“, Wilhelm Heyne Verlag, München 1992. S. 371.

<sup>11</sup> Über Karlheinz Deschner und seine Kriminalgeschichte des Christentums. Zum Erscheinen von Band 8 und zum 80. Geburtstag des Autors am 23. Mai 2004. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 2004. S. 70.

<sup>12</sup> Karlheinz Deschner: „Kriminalgeschichte des Christentums. Band 8. Das 15. und 16. Jahrhundert“, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2004. S. 453.

## Religion und Sexualität in interkultureller Perspektive

---

Sollten dereinst Außerirdische unseren Planeten besuchen, um unser Sozialsystem und unsere Fortpflanzungsrituale zu untersuchen, wird ihnen eine enorme Diskrepanz auffallen: Die Erdenbewohner scheinen eine Lieblingsbeschäftigung zu haben, der sie mit höchstem Interesse nachzugehen versuchen, machen sich aber zugleich selber die größten Schwierigkeiten, das zu tun, was sie am liebsten möchten.

Karlheinz Deschners umfassende Dokumentation und Analyse der christlichen Sexualmoral<sup>1</sup> lässt den modernen Betrachter ersteinmal mit Kopfschütteln und Ratlosigkeit zurück und mit der Frage, wie eine Spezies eine Religion hervorbringen konnte, die sich derartig heftig problematisierend zu ihrer Fortpflanzung und der dazugehörenden Sexualität verhalten konnte. Wenn man heutige verhaltensgenetische Überlegungen für angemessen hält, wonach die Kulturprodukte im Dienste der Stärke, der Durchsetzung und der Wettbewerbsfähigkeit der Art stehen,<sup>2</sup> dann mutet die Geschichte der christlichen Sexualunterdrückung wie ein Paradoxon an. Es erscheint paradox, widervernünftig, abartig, wenn ein Volk mit sozialen Regeln jenes Potential beschneidet, dämpft und normativ entwertet, das die kompetitive Kraft verringert und sich zudem gegen das Wohlbefinden der Mitglieder der eigenen Gesellschaft richtet.

Der Eindruck der Seltsamkeit wird noch verstärkt, wenn man sich die umgebenden Religionen der antiken Welt ansieht,

in denen eine kultische Verehrung des Sexuellen die Regel war. Gerade aus der Perspektive der Soziobiologie scheint es naheliegend, dass die Religion eine kultische Überhöhung und Kodifizierung der lebensdienlichen, lebensförderlichen, lebensverschönernden Züge des Tageslaufes mit sich bringt. Genau das beobachten wir in der babylonischen und hellenischen Religion, wo die höchsten Wesen, die auch die normativen Vorbilder prägen, durch ihr Verhalten die Richtung und die Einordnung der Sexualität vorgeben.

In dieser Hinsicht paradigmatisch muss wohl die religiöse Welt im alten Mesopotamien angesehen werden,<sup>3</sup> wo Ishtar, die akkadische Mutter- und Liebesgöttin, die „Öffnerin des Schoßes“ Symbol der Fruchtbarkeit und der Lust war. Die Integration der Sexualität in das Weltbild lässt sich auch daran ablesen, dass der Himmelsgott Anu als Vater von Ishtar und als ihr Bruder die Sonne galten. Manchmal wurde auch der Mondgott Sin als Vater aufgefasst. Jedenfalls handelte es sich um eine Trinität, in der das weibliche Element als Tochter die sexuelle Komponente repräsentierte. Ishtar muss – wie die Keilschrifttexte belegen – einen gewaltigen Appetit auf Sex gehabt haben; sie war das Symbol von Verführung, Lebenskraft und Fortpflanzung. Vermutlich nicht zufälligerweise wurde das weibliche, sinnliche Element aus der göttlichen Trinität darum im christlichen Kontext zum männlichen abstrakten Heiligen Geist, der alle verführerische Erotik verloren hatte.

In ähnlicher Weise wie in der babylonischen, war in der homerischen Religion der Hellenen die Sexualität in natürlicher Weise im Pantheon ebenso wie im Alltagsleben der Griechen inkulturiert. Göttervater Zeus, (Ζεὺς ὁ πάντων κύριος) Herr aller Dinge, repräsentiert geradezu den Inbegriff der sexuellen Aktivität. Er war nicht nur mit seiner Schwester und Hauptgattin Hera liiert, sondern auch mit seinen verschiedenen anderen Ehefrauen, Geliebten, Nymphen, ebenso wie mit sterblichen Frauen, mit seiner Tochter Persephone und zur Abwechslung auch einmal mit dem Knaben Ganymed.<sup>4</sup> Die Griechen aber statteten nicht nur den obersten Himmelsherren mit gewaltiger Sexualekraft aus, so dass er in 9 Nächten, die er Mnemosyne beiwohnte, die 9 Musen zeugte, sie schufen sich auch als Symbol der Liebe und der Erotik eine eigene Göttin, Aphrodite (Ἀφροδίτη), die nach Hesiod<sup>5</sup> aus dem schäumenden Sperma des von Chronos entmannten Vaters Uranos hervorgegangen war, des Großvaters von Zeus. Aphrodite ist die Göttin für alle Arten von Sexualität, der hetero- wie der homosexuellen und päderastischen Liebe; sie ist für eheliche wie außereheliche Beziehungen zuständig, hat sie doch selbst durch einen Seitensprung mit dem Kriegsgott Ares Eros geboren,<sup>6</sup> der u. a. in Theben und Sparta als Gott der Knabenliebe verehrt wurde. Hesiod hat Eros als kosmogonische Urkraft eingesetzt, um den Übergang des archaischen Chaos zum geordneten Kosmos verstehen zu können. Selbst Platon sieht im vergeistigten Eros noch den Weg für den Aufstieg zu den Ideen.<sup>7</sup> Der Eros war den Griechen als ein Wesen bewusst, dem man kaum widerstehen kann, ja noch mehr eine Kraft, gegen die der Widerstand weder sinnvoll noch Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

möglich ist.<sup>8</sup> Selbst die Stoiker waren der kontrollierten Sexualität nicht abhold und hatten auch bezüglich homoerotischer Beziehungen tolerante Auffassungen. Als Zenons Lieblingsknabe und Schüler Persaios sich in eine hübsche Hetaire verliebt hatte, schloss er die beiden in ein Zimmer ein und ließ sie ohne Eifersucht gewähren.<sup>9</sup>

Auch die römische Religion hatte die Sexualität im Innern ihrer Götterfamilie verankert. Für fast alle Teilfunktionen von Liebe, Ehe und Fortpflanzung gab es spezielle Göttinnen, die den Menschen bei diesen Vollzügen zur Seite standen.<sup>10</sup> Die Göttin Prema sorgte dafür, dass die junge Gattin sich ohne Unruhe von ihrem Mann umarmen ließ, Pertunda half dem Mann in der Hochzeitsnacht bei der Entjungferung und Perfica sorgte dafür, dass der Liebesakt erfolgreich zum Abschluss gelangen konnte. Es gab einen Gott für die eheliche Fruchtbarkeit und Amor (wie vor dem Eros) war für heterosexuelle wie auch für homosexuelle Liebe zuständig, für die lesbische Beziehung gab es eine eigene Göttin, Bona Dea. Amor war explizit nicht als Gott der Zeugung gedacht, sondern für jede Art der geschlechtlichen Aktivität zuständig. Auch Venus, Göttin der Liebe und Schönheit als Stammutter des julischen Kaiserhauses, Venus Genetrix genannt, wurde in einen Tempel, den Caesar für sie auf dem Forum errichtet hatte, verehrt. Wenn man speziell auf die Sinnenlust anspielen wollte, sprach man von der Venus Libentina und von den Figurae Veneris spricht man bis heute.

Diese wohlbekanntesten historischen Tatsachen drücken eine eminente Integration des Erotischen und Sexuellen in der Ge-

sellschaft der hellenischen und römischen Antike aus, die in ihrer Intensität auch in der aufgeklärten Neuzeit nie wieder erreicht worden ist. Dagegen mutet die israelitisch-jüdische Tradition der Regelung des Sexuallebens bereits zur Frühzeit extrem formalistisch an. Moses Maimonides (12. Jh.), der dieses Regelsystem später zusammengefasst hat, zählt 28 Sexualgebote und 66 Sexualverbote auf,<sup>11</sup> wobei die meisten aus unserer Sicht in ihrer biologischen Funktion kaum einsehbar sind, wie etwa das Verbot des Kleidertausches von Mann und Frau. Überdies erscheinen die Strafen für die Übertretung der Gebote in einer absurden Unverhältnismäßigkeit zu stehen, wenn etwa die gleichzeitige Beziehung eines Mannes zu Mutter und Tochter mit dem Feuertod bedroht wird,<sup>12</sup> obwohl es sich in diesem Fall keinesfalls um eine Übertretung des Inzestverbotes handelt. Das gesamte formale Regelwerk entbehrt völlig des spielerischen Elementes und wirkt in seiner Strenge als von inhumaner Rücksichtslosigkeit. Man könnte diesen Vorwurf als anachronistisch abweisen, wenn man nicht wüsste, dass zur gleichen Zeit in benachbarten Kulturen ein viel heiterer Umgang mit den Partnerschaftsproblemen üblich war, wobei die Existenz- und Überlebensbedingungen bei den damaligen Völkern von vergleichbarer Schwierigkeit waren. Die heftige Fokussierung auf den theonomen Gesetzesbegriff prägte im jüdischen Bereich die Sexualethik weit über das lebensdienliche Maß hinaus. Hier zeigen sich die Nachteile eines strengen Monotheismus, wo Gott getrennt vom Geschehen der Welt seine Gesetze erlässt, im Gegensatz zu dem polytheistischen Götterhimmel, bei dem die einzelnen Götter in funktionaler Trennung für die einzelnen

Lebensvollzüge der Menschen Zuständigkeit besitzen. Der asexuelle jüdische Gott, dem keine Göttin zur Seite steht, mit der er im Himmel als Vorbild für die irdische Paarung die heilige Hochzeit (ἱερὸς γάμος) vollzieht, erzeugte durch seine Einheit und Einzigkeit sowie durch seine starke gesetzgebende Kraft jene Enge im sexualethischen Regelwerk, unter dem das jüdisch-christliche Abendland zu leiden hatte. Wäre der hellenische Polytheismus direkt mit dem germanischen Vielgottglauben in Kontakt gekommen, hätte sich vermutlich niemals die asketische Strenge in der Normierung des Sexuellen entwickeln können. Wenn man kontrafaktische Historie betreiben wollte, könnte man vermuten, dass die in der Spätantike vorhandenen empiristischen und skeptischen Strömungen (Sextus Empiricus) beim Auftreffen auf die kaum entwickelte autochthone Reflexion gegenüber der germanischen Mythologie sehr schnell zu einem kritischen Bewusstsein und damit wesentlich früher zur Aufklärung geführt hätte. Alle wesentlichen Bestandteile des Humanismus, ja sogar der Menschenrechte<sup>13</sup> waren im Prinzip in hellenistischer Zeit vorhanden, es hätte eines bedeutenden Geistes in der Spätantike bedurft diese Elemente, ohne den störenden Einfluss des jüdisch-christlichen Theismus, zu synthetisieren.

K. Deschner hat den Weg der jüdisch-christlichen Sexualregeln minutiös und historisch überaus genau belegt und rekonstruiert. Der Religionsgründer selber wird von ihm relativ milde und sicher korrekt als keineswegs sexualfeindlich charakterisiert. Aber doch fällt auf, gerade wenn man den hohen Stellenwert der Erotik in den zu Jesus Zeiten noch voll aktiven an-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

tiken Kulturen betrachtet, wie farblos und desinteressiert alles wirkt, was in dieser Zeit von ihm über den gesamten Komplex berichtet wird. Sicher, er predigte keine Askese, war kein Feind der Frauen.

U. Ranke-Heinemann schließt sich sogar der These des jüdischen Religionswissenschaftlers Ben-Chorin an, wonach Jesus verheiratet war.<sup>14</sup> Es war damals allgemeine jüdische Auffassung, dass ein Jüngling ohne Ehefrau sich so in der Gewalt des Triebes befindet, dass er ein ausgeglichenes Leben nur führen kann, wenn er sich verhehlicht. Für die meisten Gläubigen ist aber bis heute allein die Vorstellung eines Geschlechtslebens des Gründers der christlichen Religion eine blasphemische Entwürdigung, wohingegen keinem Griechen die Idee gekommen wäre, dass die sexuellen Aktivitäten von Zeus seiner Würde Abbruch tun könnten.

Jesus hatte weibliche Anhängerschaft und der Ehebrecherin, die aus alttestamentarischer Sicht ja den Tod verdient hätte, half er aus der Verlegenheit.<sup>15</sup> Aber schon hier hätte man sich gewünscht, dass Jesus einmal nach den Gründen für ihre Seitensprünge fragt, vielleicht war ihr Mann ja ein notorischer Langweiler, ein gefühlloser Liebhaber, ein verständnisloser Partner, der die sexuellen Bedürfnisse seiner Frau ignorierte. Auch ihr Liebhaber hätte eine Befragung verdient, möglicherweise war er ein wesentlich besserer Akteur, der die Sensibilitäten der frustrierten Frau verstand und sie glücklicher machen konnte als ihr Ehemann. Jedenfalls standen die Interessen der Frau in der jesuanischen Ethik überhaupt nicht zur Debatte, es ging ausschließlich um den Regelverstoß und das zugehörige Strafausmaß. Eine wesentliche Komponente eines modernen Humanaufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

nismus, die Berücksichtigung der Bedürfnisse, Wünsche und Triebdispositionen der Frau waren der jesuanischen Ethik fremd.

Ein Element des Ehekonzeptes der jesuanischen Ethik erscheint aus psychologischer Perspektive völlig unrealistisch und auch von totaler Verständnislosigkeit für die menschlichen angeborenen Reaktionsmuster geprägt. Während das AT nur den *effektiven* Ehebruch verbietet,<sup>16</sup> verschärft Jesus dieses Gebot dahingehend, dass schon die Vorstellung oder das gedankliche Durchspielen eines außerehelichen Kontaktes, sozusagen der *virtuelle* Ehebruch, sündhaft sei.<sup>17</sup> Es ist nicht nur die tatsächliche „Unzucht“, sondern es sind speziell die „Unzuchtgelüste“, die den Menschen verunreinigen.<sup>18</sup> Entweder ist derjenige, der dies sagt, die Konstruktion einer Person, die in Wahrheit nie gelebt hat, oder dem leiblichen Jesus waren die normalen Reaktionen der Geschlechter auf einander völlig unbekannt. Auch ohne Kenntnis der evolutionsbiologischen Hintergründe hätte er wissen können, dass jeder (heterosexuelle) Mensch *prima vista* positiv auf ein attraktives Exemplar des anderen Geschlechtes reagiert und das Gehirn je nach zur Verfügung stehender Zeit automatisch eine erotisch-sexuelle Relation mit dem Gegenüber durchspielt. Dies ist ein gar nicht beeinflussbares, durch feste Engramme gesteuertes Reaktionsschema, das erst nachfolgend durch verstandesmäßige Verarbeitung gelenkt werden kann. Die Primärreaktion ist somit als unsteuerbarer Reflex ethisch neutral, und es ist völlig unsinnig, das spontane Begehren bereits moralisch aufzuladen. Erst dort, wo das Reflexionsmoment einsetzt, wo Handlungen gesteuert wer-

den können, wird Moral relevant. Der Verstand kann dann weitere Annäherungen an das attraktive Gegenüber bremsen, z. B. mit der Überlegung, dass das Objekt der Begierde ja schon in guten Händen sei, dass er/sie bestens emotional versorgt sei und keiner zusätzlichen Beglückung bedürfe. Mit solchen Überlegungen kann der Primärimpuls gesteuert und dann auch in eine sozialverträgliche Richtung gelenkt werden.

Auch Gerhard Streminger hat in seiner Analyse der Jesuanischen Ethik dieses Moment hervorgehoben, das darauf hinweist, dass der Nazarener seine Grundsätze nicht voll zu Ende gedacht hat. „Wenn es auf dasselbe hinausläuft, ob man die Ehe bricht oder eine Frau begehrt ansieht, dann wird ein Fundament der Sittlichkeit geleugnet, nämlich der entscheidende Unterschied zwischen Impuls und Tat. Wer das Unglück hat, das Verlangen zu einer bösen Tat zu verspüren, hat nun keinen Grund mehr, sie nicht auszuführen, besteht doch laut Jesus zwischen Impuls und Tat ohnedies kein Unterschied. Religiosität zerstört hier Moralität.“ Damit ist das Grundsatzproblem einer jeden religiösen Ethik angesprochen, die Prinzipien, die einer unreflektorischen Intuition und nicht folgenorientierten Überlegungen entstammen, zeitigen Konsequenzen, die der Stifter zumeist nicht überblickt hat.<sup>19</sup>

Immerhin taucht schon bei Jesus selbst der unsägliche Begriff der Unzucht (porneia) auf,<sup>20</sup> der dann von Paulus in das Zentrum der christlichen Moral gestellt worden ist und die ganze unheilvolle Entwicklung der Diffamierung von Erotik und Sexualität in Gang setzte. Unzucht

umfasste all jene sexuellen Handlungen, die in der griechischen und römischen Antike zum Alltag des Liebeslebens gehörten. Wie C. Cancik deutlich macht, kannten die Griechen gar keine Sexualethik im engeren Sinne,<sup>21</sup> da sämtliche Varianten als Opfer für Aphrodite moralisch positiv belegt waren. Als Beleg für den unverkrampften Umgang der Hellenen mit dem Sexus sei ein unverdächtiger Zeuge angeführt, nämlich Sokrates. Xenophon berichtet folgende charmante Geschichte:<sup>22</sup> Sokrates diskutierte gerade mit seinen Schülern philosophische Probleme in Zusammenhang mit der Liebe, als ihm einfiel, in dieser Sache doch jemand zu befragen, der ex professis dafür zuständig sei, nämlich eine Hetäre. So marschierte das ganze Seminar zu dem Sokrates gut bekannten Freudenmädchen namens Theodote und unterhielten sich mit ihr über Liebesprobleme, Sokrates gab ihr überdies gute Ratschläge für die Gewinnung weiterer Freier. Als beim Abschied Theodote Sokrates fragte, ob er sich nicht selber einmal von ihren Fähigkeiten ein Bild machen wollte, lehnte er dankend ab mit dem Hinweis auf einen momentan sehr geliebten Knaben. Unabhängig davon, ob Xenophon den Ablauf ganz korrekt wiedergegeben hat, sticht doch die Nonchalance, die weltmännische Lebenskunst des Sokrates wohlthuend von dem selbstgefälligen Pathos des Nazareners ab, bei dem weder Ironie noch Humor noch pragmatische Lebenskunst zu spüren sind. Sokrates' Skepsis, seine Bereitschaft auch in Sachen des Wesens der Tugend zuzugestehen, dass er kein überlegenes, sicheres Wissen besitzt, unterscheidet sich in angenehmer Weise von den jüdischen Gesetzeslehren und dem Gründer der christlichen Lehre, bei denen man keine Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Spur einer Selbstkritik findet oder den Gedanken, einem Irrtum aufgesessen zu sein. Religionsgründer haben generell einen überzogenen Begriff von sich selber, sie treten zumeist mit anmaßender Arroganz auf, entweder gründen sie diese auf außersinnliche Eingebungen oder wie bei Jesus gleich direkt auf die Gottessohnschaft. Damit ist die Spannung zu den der Vernunft und Selbstkritik verpflichteten Philosophen schon vorprogrammiert.

In der Ethik haben Religionsgründer und weltliche Denker ein Überschneidungsfeld, das beide beackern, um den Menschen bei ihren schwierigen Lebensentscheidungen zu helfen, aber mit völlig verschiedener Methodik. Religionsstifter verkünden im höheren Auftrag oder geleitet von spirituellen Intuitionen unangreifbare letztlich verpflichtende Normen, Philosophen liefern Strategien zur Selbsthilfe, indem sie den einzelnen darauf hinweisen, wie er seine Vernunft zur Gestaltung eines glücklichen Lebens einsetzen kann. Nirgendwo wird dieser Kontrast so deutlich wie bei dem Vergleich von Sokrates und Jesus, dem Weisen und dem Seher.

Noch drastischer fällt der Gegensatz zur christlichen Tradition aus, wenn man sich dem Hinduismus zuwendet. In fast allen Religionen, die in vergleichbaren historischen Epochen ihre Blüte erfahren haben, wird dem elementaren Liebesbegehren der Geschlechter auch auf der Ebene des Göttlichen Rechnung getragen. Im hinduistischen Götterhimmel beherrscht die Dreigestalt (trimurti) von Brahma, Vishnu und Shiva das transzendente Geschehen. Auch die abstrakte Weltseele Brahma ist von Frauen wie seiner ersten Gemahlin Savitri

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

und seiner Tochter-Frau Sarasvati umgeben. Krishna ist speziell für die Liebe (bhakti) zuständig und Krishna, seine spätere Verkörperung, ist dafür berühmt geworden, sich die Zeit mit schönen Hirtinnen durch erotische Spiele zu vertreiben. Shiva hat viele Aspekte, dazu gehört aber in jedem Fall auch seine phallische Symbolisierung in Form des lingam. In allen Shiva-Tempeln spielt die schöpferische Vereinigung des Zeugungsgliedes (lingam) mit dem weiblichen Schoß (yoni) eine zentrale Rolle. Ihre Vereinigung bedeutet die kosmische Kreativität und die Rückkehr zu dem ungeteilten Urzustand des Brahman. Shiva zugeordnet ist in völliger symmetrischer Bedeutung seine Gattin Shakti, die auch als Göttin (Devi) verehrt wird. Das weibliche Element ist also in die oberste metaphysische Ebene als völlig gleichberechtigt integriert. Ebenso ist die sexuelle Aktivität ein zentrales Element der Lebensziele: Neben Rechtschaffenheit (dharma), Wohlstand (artha) gilt die körperliche Liebe (kama) als ebenbürtige Form der Lebensgestaltung auf dem Wege zur Erlösung (moksha). In dieser metaphysischen Perspektive hat Vatsyayana (3. Jh. n. Chr.) sein berühmtes Kama-Sutra (Liebesanweisung) verfasst, das leider im Westen seiner tieferen spirituellen Bedeutung beraubt in einer profanierten Form in die Trivilliteratur eingegangen ist. Die religiöse Einbettung des Erotischen wird jedem Indienbesucher verdeutlicht, wenn er die Skulpturen der Hindu-Tempel mit den reichhaltigen Darstellungen der sexuellen Varianten betrachtet. Jedenfalls zeigt das Hindu-Beispiel, dass Religion von sich aus sich durchaus mit dem Eros verbinden kann und dass ein spirituelles Ziel und ein freudvolles Leben keine fundamentalen

Gegensätzlichkeiten bilden müssen.

In diesem Sinn ist der Weg der Askese, den das Christentum dann propagiert (hat) und den Deschner so akribisch beschrieben hat, dass manchem das Gruseln bei der Lektüre gekommen sein mag, eine Sonderentwicklung. Die anderen Religionen haben es verstanden, das sexuelle Potential für ihre Interessen einzuspannen, wenn man es einmal so instrumentalistisch formulieren mag. Sie haben dies sicher nicht bewusst intendiert, aber diese Religionen hatten mehr Lebensinstinkt und die Intuition, dass der Kampf gegen den Trieb aussichtslos ist und überdies die Energie viel besser zur Erreichung der geistigen Ziele eingesetzt werden kann. Man kann versuchen zu erklären, warum sich das jüdisch-christliche Abendland in diese Ausweglosigkeit verrannt hat, die letztlich die Kirchen in Misskredit gebracht hat und wodurch danach auch die religiösen Gehalte selbst in Zweifel gezogen worden sind. Die Vermutung<sup>23</sup> wurde geäußert, dass die christliche Sündenlehre das Hindernis war, die sexuelle Ekstase mit in die Aufstiegshilfen zur Vergeistigung einzu beziehen. Der erotische Weg erfolgt aus der spontan im Menschen selbst angelegten sexuellen Energie, kann somit als autonomer Weg der Selbstheiligung angesehen werden. Die christliche, speziell dann von Augustinus entworfene Gnadenlehre macht einen solchen autonomen Erlösungsweg unmöglich. Da der Mensch aus augustinischer Sicht „massa damnata“, ein verworfenes Geschlecht ist,<sup>24</sup> das aus sich heraus den geistigen Aufstieg niemals schaffen kann, ist auch ein Einsatz der Sexualkraft für die Erlösung aus systematischen Gründen undenkbar. Die asiati-

schen Religionen konnten umso eher die Sexualität in den spirituellen Aufstiegs- weg einbauen, als es dort immer eine Eigenleistung des Individuums war, sich zu höherem Bewusstsein emporzu- arbeiten, die Verbesserung des Karmas, der Weg zur Erleuchtung kann immer nur vom einzelnen vollzogen werden, externe Hilfe kann nur in Form von Anleitung er- folgen, nicht über einen transzendenten Gnadenakt. So nimmt es nicht wunder, dass erotische Freude und sexuelle Erre- gung als Fahrzeuge zu höheren spirituel- len Einsichten, als Wegbereiter zu moksha, der Erleuchtung, angesehen werden konn- ten. Die Dreieinheit von meditativer, drogeninduzierter und sexueller Ekstase ist für die Anhänger asiatischer Religio- nen viel leichter zu verstehen als für die Vertreter der wortorientierten monothei- stischen Buchreligionen.

Letztere hatten ja notorisch Aversionen gegen ekstaseerzeugende Elemente, wie z. B. Musik und Tanz, weil das Wort (Got- tes) zu wenig zur Geltung kam. Musik wurde lange Zeit nur in der Form der Monodie geduldet, um das Wort nicht in der Vielstimmigkeit untergehen zu lassen. Erst in der Renaissance-Zeit konnte sich die polyphone Kirchenmusik durchsetzen, die rein an das Gefühl appellierende In- strumentalmusik ist den Klerikern bis zum gegenwärtigen Tage verdächtig.<sup>25</sup> Dabei wären die Kirchenmächtigen gut beraten gewesen, mehr auf die erhebende Wirkung der Musik zu setzen, denn gerade das Wort, das am ehesten das Denken und je nach Vermögen auch das kritische Den- ken anregt, ist zweifellos der schwächste Teil der Religion. Hier kann sich am ehe- sten logischer Scharfsinn ein Analyseob- jekt aussuchen, nicht gerade zum Vorteil Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

der Gralshüter.

Am wenigsten vertrauten die Glaubenswächter dem Tanz, obwohl auch er aufgrund seiner Sprachlosigkeit weniger Angriffslücken geboten hätte, als die für den Verstand doch immer suspekten metaphysischen Spekulationen, die selbst in der Kulminationszeit des christlichen Mittelalters zu heftigen Auseinandersetzungen geführt hatten.<sup>26</sup> Ganz anders im Hinduismus, wo der Tempeltanz einen wesentlichen Bestandteil der Gottesverehrung darstellt, wobei Wert darauf gelegt wird, dass Körperbewegung und Rhythmus der Musik gut koordiniert sind. Gottesdienerinnen (devadasi) leben in Shiva- und Vishnu-Tempeln und führen dort rituelle Tänze auf, die die Liebe der Menschen zu den Göttern ausdrücken. Der Tempelgott kann dabei in seinen sexuellen Rechten von Priestern vertreten werden, wobei die sakrale Vereinigung mit den Yogini metaphysisch durch den Ich-Verlust beider beim Höhepunkt als die Herstellung einer ursprünglichen göttlichen Einheit gedeutet wird. Die tantrischen Sexualrituale können auch von mehreren Paaren, die in einem Kreis (chakra) angeordnet sind, vollzogen werden. Die Grundidee, welche der jüdisch-christlichen Tradition so fremd ist, besteht immer darin, die sexuelle Energie, die bei der Annäherung an den Orgasmus frei wird, zum spirituellen Aufstieg einzusetzen, um, die normale Erfahrungswelt übersteigend, sich der Erlösung zu nähern. Die entscheidende Voraussetzung dabei ist die Vorstellung, dass das erotische Moment dem Göttlichen nicht fremd ist, dass es somit keine ontologische Kluft zwischen einer nur als materiell gedachten Sexualität und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

einer nur als spirituell vorgestellten Göttlichkeit gibt. Dieser Hiatus konnte in der abendländischen Tradition nie überbrückt werden, mit dem Ergebnis, dass für die Religion wertvolle Impulse verloren gingen und dass die christlichen Kirchen unzählige Menschen in permanenten Zwiespalt und viele ins Unglück gestürzt haben. Zu den unglaublichsten Vorkommnissen gehört der Verkauf der Priesterfrauen und Priesterkinder in die Sklaverei in der historischen Übergangsphase, als man das Zölibat mit Gewalt durchsetzen wollte, aber auf den Widerstand der verheirateten Kleriker stieß.<sup>27</sup> Die Geschichte dieses aussichtslosen Kampfes einer machtbessenen Ideologie gegen die biologische Basis des Menschen gehört zu den dunkelsten Elementen jener Spezies, die sich das doppelte Epitheton „sapiens“ zugelegt hat. Es nimmt nicht wunder, dass bis in die Aufklärung hinein auch die Philosophen, gemeinhin als die Verwalter der Vernunft betrachtet, diese nur mit größter Anstrengung auf die Sexualmoral übertragen konnten.

Selbst I. Kant, im Bereich der Metaphysik zweifelsohne der bedeutendste Protagonist für die Forderung, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, verteidigt im Bereich der Sexualethik bemerkenswert rückständige Auffassungen,<sup>28</sup> die nicht anders als durch die tradierte Sexualverklammerung erklärt werden können. Nicht nur, dass er jeglichen Liebesgenuss außerhalb des Rechtsvertrages der Ehe ablehnt, auch in bezug auf völlig harmlose Praktiken wie Masturbation reproduziert er die alten Vorurteile von Thomas v. Aquin, der die Sündhaftigkeit der Selbstbefriedigung noch über den Sündengrad des Ehebruchs stellt.<sup>29</sup> Für Kant figuriert die Masturbati-

on unter dem martialischen Terminus der „wollüstigen Selbstschändung“, der für sich schon die moralische Verurteilung impliziert, und für Homosexualität verwendet er ebenfalls den klassischen Terminus „crimen carnalis contra naturam“, woraus ohne Zweifel die abgrundtiefe Verachtung der kirchlichen Tradition für die gleichgeschlechtliche Liebe hervorgeht. Man muss es schon als bemerkenswert ansehen, dass jemand, der in der theoretischen Vernunft die Bollwerke der scholastischen Metaphysik Gott, Freiheit und Unsterblichkeit mit akribischer begrifflicher Analyse attackiert, sich dann aber gedankenlos an das völlig läppische Masturbationsverbot der kirchlichen Tradition anhängt. Seine Argumentation verankert er an einem überzogenen Personbegriff, mit dessen Würde die Autoerotik unvereinbar sein soll. Es lässt sich zur Entschuldigung Kants auch nicht einfach der Zeitgeist anführen, denn Goethe hatte in bezug auf die Homoerotik völlig andere und von heute aus gesehen modernere Auffassungen, wie Deschner bemerkt.<sup>30</sup> Die gleichgeschlechtliche Beziehung ist übrigens ein Prüfstein für die Deutung des Sexuellen überhaupt. Nach dem christlichen Fortpflanzungsdogma ist die Lust in Tateinheit mit der Erzeugung von Nachkommen zwar bedauerlich und wenig wünschenswert, weil sie an die Ursünde des Stammpaares erinnert, aber doch auch unvermeidbar. Hingegen können beide Formen der gleichgeschlechtlichen sexuellen Aktivität nur dem Vergnügen dienen, da Vermehrung in diesem Fall ausgeschlossen ist. Der reine Hedonismus als Selbstzweck war den meisten im platonisch-christlichen Fahrwasser schwimmenden Philosophen suspekt, weil er ohne Transzendenzbindung rein der diesseitigen

gen säkularen Welt verhaftet bleibt.

Der erste Philosoph, der im 18. Jahrhundert wieder eine explizite hedonistische Ethik – seit Aristippos v. Kyrene in der Antike – vertritt, war LaMettrie. Sein Werk *L'art de jouir* bricht mit aller Tradition und stellt die reuelose, genussvolle Empfindung wieder in den Mittelpunkt des Erstrebenswerten und nicht mehr die interesselose Pflicht. Unter der erdrückenden Wucht des deutschen Idealismus, der jeder Glücksethik abhold war, konnte sich der Hedonismus nie als gleichwertige Denkalternative durchsetzen. Nur dem englischen Empirismus schien die utilitaristische Ausprägung des Hedonismus akzeptabel. Es ist kein Zufall, dass erst in der Moderne, in der Philosophie des Logischen Empirismus, sich ein Verteidiger einer hedonistischen Ethik und zugleich auch der Homosexualität fand, nämlich Bertrand Russell. Zwar hatte sich schon Jeremy Bentham 1780 in einer eingehenden Analyse mit der Homosexualität befasst und gezeigt, dass vom Standpunkt des Gemeinnutzens niemandem Nachteil oder Schaden durch gleichgeschlechtliche Beziehungen erwachsen kann,<sup>31</sup> er hatte es aber nicht gewagt, zu seiner Zeit diesen Aufsatz zu veröffentlichen und im 19. Jh. war die Sache kein Thema. So konnte B. Russell<sup>32</sup> in seiner progressiven Schrift „*Marriage and Morals*“ 1926 dafür eintreten, dass man die Homophilen gewähren lassen möge, was ihm aber selber wieder zum Schaden gereichte und seine Berufung an das New York State College verhinderte. Der Abwehrkampf der politischen C-Kreise in Deutschland ist trotz Abschaffung des § 175<sup>33</sup> nicht erlahmt und die Offenbarung eines schwulen Mannes oder einer lesbischen Frau in politischer Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

exponierter Stellung gleicht immer noch einem seelischen Kraftakt, dem zweifellos heftige innere Kämpfe vorhergehen, die der Betroffene bzw. das betreffende Paar mit sich austragen muss, wenn es diesen irreversiblen Schritt plant.

Inzwischen hat sich auch die Biologie dieser sexuellen Orientierung angenommen und versucht – jenseits aller moralischer Kasuistik – zu ergründen, wieso sich diese nichtreproduktive Form der sexuellen Partnerschaft über die Jahrtausende und alle Ethnien hinweg gehalten hat, obwohl diese in bezug auf die differentielle Reproduktion klar benachteiligt ist.<sup>34</sup> Mit Modellen der Verwandtenselektion versucht man zu erklären, warum ein konstanter Prozentsatz in allen Völkern der gleichgeschlechtlichen Orientierung zuneigt. Allerdings nützen diese sachlichen Erklärungen nichts, um die Ideologen der monotheistischen Religionen von der Ablehnung aller homoerotischen Neigungen abzubringen.<sup>35</sup> Speziell der Islam stützt wieder, in jüngster Zeit auch in Europa stärker vertreten, die alten Vorurteile der Tradition und trifft sich mit den überkommenen Verdikten.<sup>36</sup>

Im Islam wird grundsätzlich die Sexualität positiver bewertet als im Christentum, allerdings ist sie einem strengen Verhaltenskodex unterworfen. Der Grund liegt vermutlich im aktiven Sexualleben Muhammads, der anders als Jesus – zumindest nach der offiziellen Version – intensive lebensweltliche Erfahrungen in dieser Richtung besaß. Auf der anderen Seite wird im Islam die Sexualität grundsätzlich auf die Ehe eingeschränkt, wobei strenge Strafen für Übertretungen für vor- und außereheliche Beziehungen sowie für

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Ehebruch gelten. In der Schia besteht allerdings auch die Möglichkeit eine Zeitehe einzugehen, wobei diese auch für eine Nacht geschlossen werden kann, womit de facto die Prostitution indirekt approximiert wird. Das innereheliche Regelsystem kennt auch Koitusverbote und Reinigungsrituale, insgesamt kann man also nicht davon sprechen, dass der Islam die Sexualität ins Belieben des einzelnen stellt, wie dies von einem modernen liberalen Standpunkt aus zu fordern wäre. Inakzeptabel ist sicher aus heutiger Perspektive das vollständige Verbot homosexueller Handlungen – bei Verheirateten, z. B. mit Todesstrafe bedroht – sowie das Verbot der Kontrazeption. Obwohl manche islamische Kulturen eine bedeutende erotische Literatur hervorgebracht haben, wie z. B. „Der duftende Garten des Scheich Nefzavi“, was darauf zurückgeht, dass in der Schia kein Bildverbot besteht, sind erotische Darstellungen in den heutigen islamischen Gesellschaften überwiegend verboten. Zu den vom liberalen Gesichtspunkt unannehmbaren Zügen islamischer Sexualpolitik gehört die Zwangsheirat, die zwar nach Artikel 16 der UN-Menschenrechtskonvention von 1948 verboten ist, aber in einem Teil islamischer Gesellschaften noch üblich ist.<sup>37</sup>

Deschners Standardwerk ist vor 30 Jahren erstmals erschienen und man kann fragen, ob in den „kasuistischen Fragen“ (Kant) sich etwas zum Besseren, Liberalerem bewegt hat. Einmal haben die Großkirchen in den vergangenen Jahrzehnten weiter an Mitgliedern und damit auch an Einfluss verloren. Maßgebend hierfür waren sicher die eindrucksvollen Sexualskandale des Klerus in Österreich und besonders in den USA, die sich wie ein Fortset-

zungsroman zu Deschners seinerzeitigen Schilderungen lesen. Es zeigte sich mit prognostizierbarer Deutlichkeit, dass der Sexus sich allen repressiven Maßnahmen widersetzt und sich im Notfall höchst ungewöhnliche Ventile sucht. Speziell in bezug auf die gleichgeschlechtliche Orientierung scheint sich herauszustellen, dass der Priesterberuf ein Attraktor für Personen mit homoerotischen und päderastischen Neigungen bildet. Der Klerus stellt somit ein Sammelbecken dar für Leute, die von sich aus nicht von der Liebe zu Jesus, sondern zu Gleichgesinnten und Knaben beseelt sind. Da in der reinen klerikalischen Männergesellschaft die raumzeitliche Nähe von Männern und Knaben weniger auffällt als die Anwesenheit von Frauen, lassen sich die Neigungen viel eher verbergen. Von der äußeren säkularen Warte betrachtet, wären die homoerotischen Beziehungen und die päderastischen Verhältnisse mit ausreichend alten Jugendlichen harmlos, wenn nicht die extreme Diskrepanz zwischen den überkommenen kirchlichen Verurteilungen dieser sexuellen Varianten und dem tatsächlichen Verhalten existierte. Wenn man zuerst speziell Jugendliche, die sich noch nicht ausreichend weltanschaulich verselbständigt haben, mit den traditionellen Verboten traktiert und sie dann in erotisch angespannter Lage homosexuellen Verführungen aussetzt, erzeugt man in diesen jungen Menschen eine nicht zu bewältigende moralische Spannung, die bei den meisten über ihre psychischen Kräfte geht. Das Unrecht besteht also nicht in den ungewöhnlichen Sexualpraktiken, sondern in der Diskrepanz zwischen Lehre und Triebrealität, mit der die Kleriker nicht fertig werden. Zu den abscheulichen Seiten verdeckter Klerikal-Sexualität gehört

das erst jüngst in seiner vollen Breite aufgedeckte Umgehen mit Priesterkindern.<sup>38</sup> Hier kann auch mit aller Deutlichkeit die Widersprüchlichkeit der christlichen praktizierten Moral studiert werden: Die heimlichen Geliebten von Priestern und noch mehr die aus solchen verbotenen Beziehungen entstandenen Kinder, werden von der Kirche und den Klöstern, wenn es sich um Mönche handelt, mit rücksichtsloser Lieblosigkeit behandelt, bei der nur die Schonung der eigenen Finanzen und das Bild in der Öffentlichkeit eine Rolle spielen, Nächstenliebe und Fürsorge für die verlassenen Frauen und ihre Kinder, die immer wieder beschworenen jesuanischen Tugenden werden in keiner Weise aktiviert. Diese Haltung gegenüber den Folgen sexueller „Sünden“ passt in das Bild, das Deschner von der langen Geschichte der christlichen Liebe gezeichnet hat. Wir werden sicher noch lange damit leben müssen.

### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> K. Deschner: Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums. Düsseldorf 1974.

<sup>2</sup> E. Voland (Hrsg.): Evolution und Anpassung. Stuttgart 1993.

<sup>3</sup> E. u. G. Rotter: Venus Maria Fatima. Wie die Lust zum Teufel ging. Zürich 1996, S. 20 f.

<sup>4</sup> G. J. Bellinger: Sexualität in den Religionen der Welt. Frechen 1999, S. 106 ff.

<sup>5</sup> Hesiod: Theogonie.

<sup>6</sup> Homer: Odysee VIII, S. 267-366.

<sup>7</sup> Platon: Symposion 184 e.

<sup>8</sup> Euripides fr. 431.

<sup>9</sup> Athenaios XIII, 607 c.

<sup>10</sup> Bellinger a.a.O., S. 130.

<sup>11</sup> Bellinger a.a.O., S. 345

<sup>12</sup> Levitikus 20, 14a.

<sup>13</sup> H. Cancik: Gleichheit und Freiheit. Die antiken Grundlagen der Menschenrechte. In: Ders: Antik Modern, S. 293-315.

- <sup>14</sup> U. Ranke-Heinemann: Eunuchen für das Himmelreich. Katholische Kirche und Sexualität. Hamburg 1988, S. 48.
- <sup>15</sup> Lk. 7, 47; Jh. 8, 3 ff.
- <sup>16</sup> 2. Mose, 20, 14.
- <sup>17</sup> Mat. 5, 27.
- <sup>18</sup> Mat. 15, 17-20.
- <sup>19</sup> G. Streminger: Eine Kritik der christlichen Ethik. Aufklärung und Kritik 1 (1999), S. 3-27.
- <sup>20</sup> Mat. 15-20.
- <sup>21</sup> C. Cancik: Zur Entstehung der christlichen Sexualmoral. In: A. K. Siems: Sexualität und Erotik in der Antike. WBG 1994, S. 347-374.
- <sup>22</sup> Xenophon: Memorabilien III, 11.
- <sup>23</sup> Bellinger, a.a.O., S. 202.
- <sup>24</sup> K. Flasch: Logik des Schreckens. Augustinus von Hippo – Die Gnadenlehre von 397. excerpta classica Bd VIII, Mainz 1990.
- <sup>25</sup> F. J. Wetz: Die Magie der Musik. Warum uns Töne trösten. Stuttgart 2004, S. 148.
- <sup>26</sup> G. Minois: Geschichte des Atheismus. Weimar 2000, S. 68.
- <sup>27</sup> Deschner a.a.O., S. 158 ff.
- <sup>28</sup> I. Kant: Metaphysik der Sitten: Tugendlehre 1, Teil § 7.
- <sup>29</sup> B. Kanitscheider (Hrsg.): Liebe, Lust und Leidenschaft. Sexualität im Spiegel der Wissenschaft. Stuttgart 1998.
- <sup>30</sup> G. Frankenberg: Johann Wolfgang v. Goethe. In: Deschner (Hrsg.): Das Christentum im Urteil seiner Gegner I, 1969, S. 153 ff.
- <sup>31</sup> J. Bentham: An Essay on „Paederasty“, In: R. Baker/F. Elliston: Philosophy and Sex. New York 1984<sup>2</sup>, S. 359-369.
- <sup>32</sup> B. Russell: Warum ich kein Christ bin. München 1963, S. 228.
- <sup>33</sup> In Deutschland im Jahre 1974, vollständige Beseitigung der rechtlichen Sonderbehandlung der Homosexualität erst 1994.
- <sup>34</sup> V. Sommer: Wider die Natur? Homosexualität und Evolution. München 2000.
- <sup>35</sup> Huntemann: Biblisches Ethos im Zeitalter der Moralrevolution. Stuttgart 1995, S. 451.
- <sup>36</sup> G. Kepel: Die Rache Gottes. Radikale Moslems, Christen und Juden auf dem Vormarsch. München 1991, S. 32 ff.
- <sup>37</sup> Vgl. dazu Artikel „Islam“ in St. Dressler/Ch. Zink. Psyhyrembel Wörterbuch der Sexualität. Berlin 2003, S. 249.
- <sup>38</sup> A. Bruhns/P. Wensierski: Gottes heimliche Kinder. Töchter und Söhne von Priestern erzählt. Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004. Hamburg 2004.

### **Vorwort**

Da ich nicht weiß, an wen ich mich wende, fällt es mir ein wenig schwer, meine Ausführungen zu beginnen, denn ein Artikel für eine Zeitschrift ist für mich eine Art Gespräch mit einem echten Partner, der dazu aufgefordert ist, mir eines Tages zu antworten, was jedoch hier kaum der Fall sein dürfte...

Deshalb stelle ich mir einfach vor, ich wende mich an meine Schüler, um ihnen Karlheinz Deschner und seine Leidenschaft näher zu bringen. Ich wende mich allerdings auch im Laufe meiner Ausführungen an die Deutschen, die mir die Ehre geben, mich zu lesen, eine Ehre, die in mir einige Verlegenheit auslöst.

### **Einleitung**

Es gibt zwei Arten von Geschichtsschreibung, die offizielle und die andere, die des intellektuellen Widerstands; zwei Arten von Historikern, von denen die einen mit Orden bedacht, die anderen zum Abschluß freigegeben werden.

Die eine Geschichtsschreibung hat den wenig ruhmvollen Namen Historiographie. Verfasser von Annalen, Chronisten und Apologeten gehören dieser lobpreisenden Gattung an. Ihre Rolle besteht darin, den Herren, deren Sklaven sie sind, zu schmeicheln. Der Historiograph zählt zum Dienstpersonal, zu den Domestiken, wie z.B. Racine oder Boileau, die im Dienste Ludwig XIV Werke verfaßten, die niemand liest – und dies zu Recht.

Die andere zeichnet sich durch ihren kritischen Charakter aus. Griech. kritiké

(techné) bedeutet „(Kunst der) Beurteilung“ in Hinblick auf das geistige Verfahren, das das trügerische Beiwerk eliminiert, um das Wahrhafte hervortreten zu lassen, wobei die Verbindung der verborgenen Seite der Geschichte mit ihrer sichtbaren Seite die flüchtige Wirklichkeit der vergangenen Zeiten besser begreifen läßt. Der Beruf des Historiographen, heute noch sehr gefragt, da vom Staat besonders geschätzt, verträgt sich mit subventionierten Forscherteams, angesehenen Lehrstühlen und den Belohnungen und der Anerkennung durch im Dienste der Macht stehende ideologische Instanzen.

Der Beruf des Kritikers hingegen verlangt vollen Einsatz, ist individuell, wird ignoriert und verachtet, ist einsam, erfordert einen stählernen Charakter, Leidenschaft und Kraft, ein Projekt durchzuführen, von dem niemand hören will, ganz im Gegenteil, jedenfalls nicht in den staatlich anerkannten Institutionen.

Die gleiche Trennung besteht in der Literatur, wo die Grenze zwischen Geschichte und Literatur zumindest in vielen Fällen wie z.B. beim Essay oder in der Literaturkritik nicht klar zu ziehen ist.

Die offizielle Literatur veraltet schnell. Die meisten Erfolgsautoren der Vergangenheit kennt niemand mehr; ganz im Gegensatz zu den „écrivains maudits“, den von der Gesellschaft geächteten Schriftstellern, denen Karlheinz Deschner, obwohl er auch Historiker ist, als Grenzgänger zwischen Geschichte und Literatur voll zuzurechnen ist.

Die französische Literatur ist reich an Autoren, die von der Gesellschaft geächtet  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

wurden und gerade darum in ihrem Schaffen umso fruchtbarer waren. Die Bedeutendsten mußten entweder ins Exil gehen wie Marot, Rabelais, Descartes, Voltaire, Rousseau, Madame de Staël, oder sie wurden wie Flaubert und Baudelaire gerichtlich verfolgt. Sie wurden von der Polizei gejagt wie Pascal und Céline oder ignoriert wie Rimbaud und Sade. Schicksale wie sie auch in der jüngeren europäischen Literatur vorkommen: der mit Prozessen überhäufte Henry Miller, der im Exil verstorbene D.H. Lawrence, James Joyce, der in Paris veröffentlicht und in den Vereinigten Staaten verbrannt wurde, der exkommunizierte Tolstoj, Dostojewskij in Sibirien, Remarque und Benjamin auf der Flucht, der mit Veröffentlichungsverbot belegte Pasternak, der ausgewiesene Solschenizyn, Darwin und Freud, die bespuckt und verächtlich gemacht wurden.

Sie alle bilden die geistige Familie Deschners, sie sind seine Bürgen. Die Sieger haben die Geschichte geschrieben; Deschner sagt ihnen, daß sie gelogen haben und beweist dies in einem Werk, dem man den Titel *La Comédie inhumaine* geben könnte. Somit ist er ein im inneren Exil Lebender.

Die Geschichte wird überall verfälscht. Die Sowjetunion stellte die Geschichte des zaristischen Rußlands verzerrt dar, das jetzige Rußland die der Sowjetunion, Amerika schreibt die des Iraks neu, Frankreich die des Maghrebs, Mao die Chinas; die beiden deutschen Staaten teilen keinesfalls dieselbe Geschichte, und es gibt viele verschiedene Versionen der Geschichte der abendländischen Christenheit.

Die Kirche hatte ihre eigene Legende schon in dem Moment erfunden, als Euse-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

bius von Cäsarea (weiter zurück können wir nicht gehen) sich daran machte, über ihre Anfänge zu berichten, Eusebius, ein Mann, von dem Jacob Burckhardt behauptete, er sei der erste *durch und durch unredliche und ungerechte Historiker der Antike* gewesen, einer von denen, die seither unaufhörlich die verfügbaren Dokumente *bereinigen, korrigieren, zurechtbiegen, fälschen* (Raoul Vaneigem), soweit sie diese nicht verschwinden lassen.

Die Kirche schreibt nicht nur ihre eigene Geschichte in der Art einer Legende, sondern auch die der Antike in Form einer Anklageschrift sowohl gegen den griechisch-römischen Polytheismus, dessen Tempel sie zerstörte und dessen Anhänger sie tötete, als auch gegen Ägypten, wobei sie sogar die Hieroglyphen untersagte. So verwandelte sie die Zeichen der gemeinsamen Toleranz zum Vorteil ihres eigenen Fanatismus.

Zwar muß man gewöhnlich das Ende eines Zeitalters abwarten, ehe man, ohne kosmetisch nachzubessern, dessen getreues Portrait erstellen kann; selbst dann fällt es nicht leicht, eine erneute Fälschung zu vermeiden, bei der man als Sieger dazu verleitet wird, mit dem auf Knien liegenden Gegner abzurechnen und sich zu revanchieren, indem man ihn verleumdet.

Am einfachsten war die Rekonstitution der Vergangenheit immer auf der Grundlage der Archive des Besiegten. Man holte wieder hervor, was die Zensur ausgemerzt hatte, ließ weg, was hinzugefügt, berichtigte, was schief dargestellt, relativierte, was verherrlicht worden war. Man rehabilitierte, was verraten wurde, man berichtigte das falsch Übersetzte. Immer handelt es sich dabei um Versäumnisse, die per definitionem in jeder Historiographie entsprechend ihrer Mis-

sion zahlreich auftreten.

Jedes Geldstück hat selbstverständlich eine Vorder- und eine Rückseite: auf der einen die Kirche, auf der anderen Deschner. Genau diesen gerade erwähnten Schönheitsoperationen hat er sein Leben als Erwachsener gewidmet; er wurde sich plötzlich bewußt, manipuliert, ja getäuscht worden zu sein durch das, was Jacques Lacan *discours courant, doxa*, das Opium der *schnarchenden* Intellektuellen nennt. Deschner taucht den offiziellen Film in ein Säurebad, und aus diesem Negativ entsteht vor unseren Augen das bis dahin virtuelle, verdrängte, geächtete Positiv.

Nichts ist lehrreicher als die zahllosen Referenzen, die alle zusammen und jede für sich seine Behauptungen unangreifbar machen: Wie soll man Dokumenten widersprechen, die nicht von den Feinden der Kirche, sondern von deren größten Wortführern selbst stammen? Wenn man sie nicht zu interpretieren hat, weil es an einer kategorischen Aussage nichts zu interpretieren gibt? Wenn die Kirche ihre eigenen Väter beauftragt, ihr den Strick um den Hals zu legen? Deschner braucht nicht die Feinde der Kirche zu bemühen, er hat verstanden, daß es genügte, den größten Namen ihrer Geschichte das Wort zu geben, um sie vernichtend zu treffen und ihr jede Möglichkeit einer Widerlegung zu nehmen.

Die eine Seite ist sichtbar, apologetisch, die andere verborgen, kritisch: beide zusammen machen die Geschichte aus. Zwar ist dann keineswegs erwiesen, daß wir die Wirklichkeit erfaßt haben, aber wenigstens befinden wir uns dann im Bereich des Wahrscheinlichen, und niemand wird mehr erreichen, da zu viele Zeugnisse vernichtet wurden, um ihre Autoren zum

ewigen Schweigen zu bringen. Wurde uns nicht ein großer Teil unseres griechischen Erbes von den Arabern überliefert, weil diese es bewahrt hatten, und oft nur noch eine arabische Fassung vorhanden war? War es nicht so, daß Aristoteles im 13. Jahrhundert nicht gelehrt werden durfte, und Thomas von Aquin verurteilt wurde? Deschner verfährt wie Solschenizyn im *Archipel Gulag*: er füllt die Lücken aus und ergänzt, er läßt die Toten, die Namen, die Orte sprechen. Die Fülle der Tatsachen läßt das Böse plastisch hervortreten, und man sieht deutlich, daß die Gräber immer geweißt wurden. Nur Sieger bewundern sich zufrieden in einem Zerrspiegel.

Deschner ist der Solschenizyn des westlichen Christentums.

Vor nicht langem noch hätte man seine Werke verbrannt, man hätte ihn selbst auf einem öffentlichen Platz verbrannt, nachdem man ihm zuvor die Zunge ausgerissen und die rechte Hand abgehackt hätte. Ich weiß dies genau, weil ich in dem grausamen Land, von dem er spricht, erzogen wurde, dem Land, in dem wir leben. Das Québec meiner Kindheit war tatsächlich in der Zeit des Papsttums von Innozenz III stehengeblieben, einem Innozenz III, von dem man sagt, er habe sein Ziel, die Vorherrschaft Roms, durchgesetzt, nachdem er jede Form des Widerstands ausgeschaltet hatte.

Nur hätte Deschner damals keinen Verleger gefunden. Niemand hätte auch nur gewagt, irgendetwas von ihm zu veröffentlichen, keine Zeitschrift hätte eine einzige Seite gedruckt, niemand hätte ihn aufgefordert, das Wort zu ergreifen, und keine Bibliothek hätte den Mut gehabt, die Kirche dadurch zu provozieren, daß sie Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

im Ausland herausgekommene Publikationen in ihre Regale gestellt hätte. Man hätte ihn für den leibhaftigen Teufel gehalten. 1964 konnte man an der Universität Laval de Québec nicht einen einzigen Roman von Gide – einem Nobelpreisträger für Literatur immerhin – ausleihen. Wie alle auf dem *Index* stehenden Bücher waren die Werke Gides in der *Hölle* untergebracht, einem abgelegenen Zimmer, dessen doppelt verschlossene Tür sich nur mit der schriftlichen Genehmigung des Rektors, Mgr Vachon, öffnen ließ ... A fortiori Karlheinz Deschner!

Daß Deschner noch am Leben und frei ist, beweist unwiderlegbar, daß der Fortschritt greifbare Wirklichkeit ist; daß ein Verleger bereit ist, ihn zu veröffentlichen, ohne den Besuch der Polizei, Drohungen gegen sich oder die Schließung seines Unternehmens zu befürchten, zeigt, daß die Französische Revolution stattgefunden hat, daß das Licht der Aufklärung nicht umsonst auf Europa gefallen ist. Ein schöner aber stets gefährdeter Sieg. Das flackernde Licht der Kerzen muß ständig die Kraft des Orkans fürchten.

Deschner ist ganz ein Kind des 18. Jahrhunderts. Immer wenn ich mich mit Deschner beschäftige, fühle ich mich nicht fremd. Ich höre dann Voltaire, Diderot, d'Holbach, ihre Hurrarufe und ihren Beifall; ich erkenne in ihm ein Bindeglied zwischen Frankreich und Deutschland, gleich welcher Gesinnung: das wetterleuchtende Nietzsches, das skandalöse Freuds, das anklägerische von Marx, das jupiterhafte Lichtenbergs, das rebellische Schillers.

Die *Kriminalgeschichte des Christentums* vermittelt mir die Heftigkeit und Kraft Beethovens mit der ständig in den Kulissen erklingenden *Hymne an die Freude*.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Soweit meine Einleitung für meine Schüler.

### **Krankengeschichte.**

Ich habe mir gesagt, es wäre nicht schlecht, mich jetzt sowohl an die Deutschen, die über das Québec von 1950 sicherlich nicht viel wissen, als auch an meine Schüler zu wenden, die ebenfalls das diktatorische religiöse Regime nicht kennen, diesen gänzlich in Vergessenheit geratenen Alptraum, von dem man lieber nicht mehr reden möchte.

Durch die Unterzeichnung des Pariser Vertrags (1763) wurde die Nouvelle France an die Engländer abgetreten. Um sie besser loszuwerden, machten die Engländer das großzügige Angebot, die königlichen Verwaltungsbeamten, den hohen Klerus, die Adligen, die sich von ihren Besitzungen getrennt hatten, und das Militär zu repatriieren. Diese Menschen stellten das aus Frankreich hervorgegangene ideologische Gerüst dar, das unserer Gesellschaft Orientierung und *Sinn* verlieh, indem es diese mit dem Mutterland verband. Aus 65.000 ungebildeten, verlassenen Bauern sollten immerhin 6.000.000 Einwohner von Quebec werden... Eine nicht selbstverständliche Rettung!

Wir haben dank der römisch-katholischen Kirche überlebt, die mit ihrem niederen Klerus den Widerstand in die Hand nahm und die geistige Welt bestimmte, die von nun an die unsere sein sollte. Es war die Welt der Gegenreformation, so daß eine Mauer zwischen Engländern und Franzosen errichtet wurde, zunächst zwischen Protestanten und Katholiken, dann zwischen der modernen industriellen und der herkömmlichen, von der Landwirtschaft geprägten Welt.

Es kam zwischen den Engländern und Unseren Herren Bischöfen zu einem dau-

erhaften Kolonialpakt, der die Beziehungen zwischen dem Besatzer und der besetzten Bevölkerung regelte: *kümmert euch weder um Politik noch Wirtschaft, und wir werden uns nicht in die Religion einmischen; wir werden freie Hand haben, ihr werdet freie Hand haben.* Aus diesem überraschenden Bündnis zwischen Anglikanern und Katholiken entstand eine Welt, von der Innozenz III begeistert gewesen wäre, von der Anwesenheit der Anglikaner natürlich abgesehen, obwohl sich diese zu keinem Zeitpunkt in die Religion einmischten. Ihnen war nur an unserer Unterwerfung gelegen. Diese präsentierte man auf einem silbernen Tablett, wir wurden schlicht und einfach geknebelt.

*Schwert und Weihwedel* in amerikanischer Version.

Kreuze und immer mehr Kreuze: mitten in Montréal auf dem Mont-Royal, auf dem weiten, flachen Land an jeder Wegkreuzung, in jedem Klassenraum unserer Schulen, in jedem Krankenhauszimmer, in unseren Gerichtssälen, in der Nationalversammlung, überall Kreuze, überall. Ein Dorf in Québec ist eine einfache Angelegenheit: Im Mittelpunkt eine Kirche, daneben das Pfarrhaus, immer das ansehnlichste Haus des Dorfes, nicht weit davon entfernt die Grundschule und das Kloster, wo die guten Schwestern wohnen, die den kleinen Katechismus mit seinen 608 auswendig zu lernenden Fragen und Antworten lehren. Mit unseren kleinen und großen Städten verhält es sich entsprechend: Eine Kirche so groß wie eine Kathedrale, ein Bischofspalast, ein Priesterseminar, ein Gymnasium für die Jungen, ein Kloster für die Mädchen, eine Grundschule, alles vom Klerus betreute Einrichtungen.

Ähnliche Verhältnisse, vermute ich einmal, wie früher in Bayern und Österreich. Die Kirche hatte absolut alle Institutionen, in denen Französisch gesprochen wurde, unter Beschlag genommen. In der ganzen Provinz hätte man kein einziges Krankenhaus, keine einzige Schule, kein einziges Hospiz finden können, das außerhalb des Einflußbereiches der Kirche lag. Die Universitäten waren katholisch, und das war nicht zum Lachen; ihre Professoren leisteten den Eid, nichts zu vermitteln, was der Lehre der Kirche widerspräche. Die barmherzigen Schwestern leiteten mit eiserner Hand die Krankenhäuser, die Hospize, die Krippen, die Irrenanstalten, alle Grundschulen sowie die staatlichen und privaten Höheren Mädchenschulen. Einen laizistischen Lehrer an einer Höheren Schule gab es einfach nicht. Die im Lehrberuf tätigen Ordensbrüder besaßen das Monopol über das für die Jungen aus dem einfachen Volk bestimmte höhere Schulwesen. Deren gemeinsame wesentliche Aufgabe war es, eine möglichst große Zahl religiöser Berufungen zu erwirken. Die Kirche bemächtigte sich der sozialen Einrichtungen wie auch aller Jugendorganisationen. Sie rief Gewerkschaften ins Leben, die von den Beauftragten der Kirche geleitet wurden. Zu diesen Gründungen kam es allerdings erst, als sie unvermeidlich wurden, denn man sollte mit den Arbeitgebern zusammen und nicht gegen sie arbeiten. Vor allem galt es, jede Art von Klassenkampf auszuschließen. Die Jugend konnte sich nur bei den katholischen Pfadfindern engagieren sowie in der katholischen Arbeiterjugend, in der katholischen Studentenschaft oder in der katholischen Landjugend, alles wichtige Schlüsselpositionen einnehmende Verbände, die die Kirche Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

dank der für diese ernannten Geistlichen mit eiserner Hand regierte.

Jeden Sonntag wurde von den Kanzeln der Kirchen dazu aufgefordert, großzügig zu spenden, denn die Einwohner des französischen Québec fühlten sich insbesondere dazu berufen, Asien und Afrika zum Wahren Glauben zu bekehren. Überfüllte Kirchen, sonntags sieben Messen, drei an jedem Wochentag, ein anderswo auf der Welt unbekannter Triumph, und das im Jahr 1950!

Zu Hause hing in allen Zimmern ein Kruzifix, in allen Schlafzimmern ein Weihwasserbecken, hier und dort Palmenzweige, ein Heiliges Herz Jesu, auf falschem Pergament ein Vers aus dem Evangelium; auf den Kommoden standen Figuren von der Jungfrau Maria und dem Jesukind; jeden Abend wurde in den Familien der Rosenkranz gebetet, dessen Text vom Erzbischof von Montreal im Radio bei hohen Einschaltquoten vorgeprochen wurde.

Unsere seltsamen Buchhandlungen waren nichts anderes als Papierwarengeschäfte, die im wesentlichen ihren Umsatz machten mit Kreuzen und Kruzifixen, Rosenkränzen, kleinen und großen Heiligenfiguren, frommen Bildchen, Skapulieren, Wunder darstellenden Medaillons, Alben, die die großen Momente des religiösen Lebens verewigen sollten, usw. Hier drängelte man sich vor den großen Festen, vor der Taufe, der ersten Kommunion, der Konfirmation, der Hochzeit, der Ordination, den Beerdigungen usw.

In meisten Häusern gab es nur ein Buch, das Meßbuch, mit eingelegten frommen Bildern von der Jungfrau Maria, vom Heiligen Herzen, von der Heiligen Theresia von Lisieux, von Pius XII.

In den öffentlichen Verkehrsmitteln von Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Montréal beteten Erwachsene jeden Alters ihre Rosenkränze, man hörte sie leise vor sich hinsprechen, sie bekreuzigten sich, wenn sie an einer der vielen Kirchenfassaden vorbeikamen, am Gründonnerstag knieten sie vor dem Ruhealtar der neuen Kirchen, um eventuell vollen Ablass zu erhalten und zündeten lukrative Lämpchen an, deren Weihrauch an ihren Kleidern haftete. Der mit Blumen geschmückte Altar der Jungfrau Maria stand in vollem Lichterglanz, während weit von ihm der Altar des Heiligen Joseph im Halbdunkel versank.

Man behauptete, daß eine Mutter, die einen ihrer Söhne Gott geweiht habe, bei ihrem Tod schnurstracks in den Himmel komme. Für die religiöse Berufung eines Jungen gab man sich alle Mühe, z.B. wies man ihn schon im Alter von 12 Jahren in eine Seminarschule ein als präventive Maßnahme, um den Listen Satans zuvorzukommen. Der Gipfel des Glücks, eine fast unerfüllbare Hoffnung, bestand darin, daß einer der Söhne Bischof würde. Man berichtete von dem außerordentlichen Fall der fünf unverheirateten Töchter der Familie Martin aus Lisieux, die sich alle Gott weihten, eine unvergleichliche Gnade, das Glanzstück des Jahrtausends. In den vornehmen Vierteln der Innenstadt befanden sich die Stammhäuser sehr reicher religiöser Bruderschaften, die sonntags in unseren Arbeitervierteln Spenden sammelten; es waren schöne und großzügige Gebäude an den Hängen des Mont-Royal, der sich stolz über den rauchenden Fabriken von Montréal erhebt. In den Straßen der Stadt wimmelte es von religiösen Gewändern der Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner, Redemptoristen, Trinitaristen und was weiß ich für Orden.

Da die weiblichen Orden zehnmal so zahlreich wie die männlichen sind, konnte ich sie an ihrer Kleidung nicht erkennen.

Mitten in Montreal erhebt sich eine gewaltige, dem Sacré-Coeur von Paris nachgeahmte Basilika, deren Hunderte von Stufen der Außentreppe von den Pilgern gewöhnlich auf Knien bei jedem Wetter bezwungen wurden, um so die Sünden besser zu sühnen und den unvermeidbaren Aufenthalt im Purgatorium zu verkürzen. Millionen an Almosen für die Patres, die auch einen gutgehenden Souvenirladen unterhielten, der von zahllosen Schülergruppen wenigstens einmal im Jahr pflichtgemäß besucht wurde.

Jeder anständige Einwohner Québecs träumte davon, eines Tages eine Wallfahrt nach Lourdes, Fatima oder Loreto zu machen, denn der Marienkult und der Glaube an die Erscheinungen der Jungfrau überboten jedes vorstellbare Maß an Einfachheit, ja man verlieh sogar unserer Fahne die Farben der Jungfrau, Weiß und Rot. In Loreto befindet sich noch die Santa Casa, das Haus der Jungfrau, das die Engel auf dem Luftweg in das christliche Italien befördern hatten, eine Tatsache, die niemand bezweifelte.

In der Grundschule begann man jeden Tag mit dem Gebet des Rosenkranzes. Der Religionsunterricht, *Heilige Geschichte* genannt, beanspruchte die sich anschließenden eineinhalb Stunden des Vormittags. Im Geographieunterricht war Palästina das uns am besten bekannte Land, mit Galiläa im Norden, Samaria im Zentrum, Judäa im Süden und dem Sinai, wo 600.000 hebräische Krieger vierzig Jahre lang im Kreis herumgelaufen waren, um die 200 Kilometer zurückzulegen, die Ägypten vom Heiligen Land trennten.

In der Mathematikstunde konnten wir

pausbackige Engel summieren oder subtrahieren, Rosenkränze dividieren oder multiplizieren und die Entfernung zwischen dem Toten Meer und Nazareth berechnen; das tägliche Diktat handelte seinerseits von den netten Begebenheiten der *Goldenen Legende* oder vom vorbildlichen Leben Jean Boscos; es erlaubte uns, die Heiligen zu würdigen, die sich geißelten oder eine Weste aus Roßhaar auf ihrer empfindlichen Haut trugen, um den Teufel besser im Zaum zu halten, oder wir durften auch irgendeinen heiligen Mönch bewundern, der sich nackt schreiend im Schnee wälzte, um mit seinen sündhaften Gedanken fertig zu werden, eine Leistung, deren Wert wir richtig einschätzen konnten, da wir wußten, was Schnee ist.

Wir waren alle von Amts wegen *Kreuzfahrer*, Soldaten Christi, die allwöchentlich einen Umhang anlegten, das Schwert schlangen, einen Dreispitz aufsetzten und in Reih und Glied zur Erbauung ihrer jungen Kameraden defilierten. Anlässlich einer Katechese stellte man die alles entscheidende Frage: *Wer von euch hat sich entschlossen, Priester zu werden?* Von den siebzig Anwesenden meldeten sich ohne zu zögern neunundsechzig.

Eine Bevölkerung von zwei Millionen Einwohnern stellt jedes Jahr dreißig neue Jesuiten, eine Generation umfaßt eine Zeitspanne von etwa dreißig Jahren. Man mache die Rechnung auf allein für den Jesuitenorden!

Da die für die Bekehrung der Heiden unentwegt arbeitenden Missionare Geld benötigten, verkauften sie uns billig sogenannte Chinesen: Für einen bescheidenen Betrag konnte man ein vorschriftsmäßig erstelltes Bekehrungszertifikat mit Photo und Namen des kleinen Handelsobjekts erwerben. Bei einigen hunderttausend Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Schülern stellte die derart ergatterte Summe ein Vermögen dar. In meinen Schubfächern stapelten sich meine Chinesen wie Aprilscherze.

Jeden Monat gingen wir zur Beichte, die man zuvor in der Klasse peinlich genau vorbereitet hatte; Schwester Soundso leierte eine lange Liste möglicher Sünden vor uns herunter, aus der wir, mit geschlossenen Augen lauschend, die unseren zum Beichten herausfinden sollten. Im Alter von sieben oder acht Jahren gelingt das Aufspüren der Sünden nicht von selbst, aber nur Geduld, die Pubertät wird uns diese Aufgabe auf wundersame Weise erleichtern.

Sehr gerne erzählte man den Kindern von den christlichen Märtyrern. Die übrige Geschichte Roms und seines Reiches wurde völlig verschwiegen. Man berichtete uns, daß die Heiden die Christen den dafür aus Afrika herbeigebrachten Raubtieren zum Fraße vorwarfen. Mit zum Himmel erhabenen Augen sahen sie, wie der heilige Petrus ihnen selig lächelnd die Pforten des Paradieses öffnete, wo sie bald die selige Vision genießen würden.

In jedem Klassenzimmer befand sich hinter an der Wand ein Auge in einem Dreieck, das Auge Gottes, das uns von früh bis spät beobachtete; keiner unserer Gedanken konnte seiner Aufsicht entgehen. Von zehn kanadischen Provinzen verbot allein das Québec die Scheidung, die durch einen Beschluß des natürlich von Protestanten beherrschten Bundesparlaments ermöglicht worden war – eine außergewöhnliche Maßnahme! Ein Geschiedener wäre ohnehin geächtet worden. Unter Strafe stehende Homosexualität, heimlicher Verkauf von Kondomen, Verbot der Pille: der oben erwähnte Pakt zeigte Wirkung. Niemand hätte gewagt, an einem Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Sonntag zu arbeiten oder an einem Freitag in der Öffentlichkeit Fleisch zu essen! Der mit Tonsur, Soutane und Barrett versehene Vikar meiner Pfarrgemeinde folgte den nur vereinzelt auftretenden Zeugen Jehovas auf ihrem Missionierungsgang und verlangte ungehalten von seinen Pfarrkindern, sie sollten die Tür, die sie einen Spalt geöffnet hatten, sofort wieder schließen – und sie schlossen sie.

Gewöhnlich stellte man uns die Juden als Gottesmörder dar: Sie hatten schlicht und einfach den Herrn gekreuzigt, so stand es geschrieben, dies führte zu ihrem beklagenswerten, obgleich verdienten Schicksal; denn mußten sie schließlich nicht für ihre Sünde büßen? Philippe Sollers zitiert in *L'année du Tigre*, S.73, Jean Kahn, der wie folgt in *Le Monde* berichtet: *Als Karol Wojtyla noch Bischof von Krakau war, erklärte er 1972, die Shoa sei ein Sühneopfer der Juden für die Vergebung der Tötung Jesu und Auschwitz sein Golgatha.* Die gesamte Kirche des Québec glaubte dies felsenfest. Das verstand sich sogar ganz von selbst, Auge um Auge, Zahn um Zahn, die christliche Barmherzigkeit galt nicht für die Feinde des Messias.

Vor jeder Schule flatterten zwei Fahnen im Wind: die des Québec und die des Vatikanstaats, blau und gelb, mit der Tiara und den zwei Schlüsseln, eine Fahne, die nicht mehr über dem Kirchenstaat wehte, seitdem die Republikaner ihn auf teuflische Weise dem Papst entrissen hatten. Im Pausenhof ließ uns der geistliche Schuldirektor den Schrei ausstoßen, den er auf dem Petersplatz hatte erschallen hören: *Viva il papa!* Da wir hierbei nie genügend Begeisterung zeigten, ließ er uns den Schrei zweimal, dreimal, viermal wiederholen. Des Kampfes müde, gab er schließlich auf.

Eine Mauer trennte uns von Frankreich, vor allem von Paris, dem Sündenpfuhl von Folies-Bergères, Pigalle, von Scham und Schande, der Stadt Satans. Die Glücklichen führen nach Rom, der Heiligen Stadt des Heiligen Vaters, der pontificalen Zuaven, des Segens *urbi et orbi*, wahrlich das Vorzimmer des Himmels. Der Klerus des Québec bezog seine Direktiven aus dem *Syllabus* von Pius IX, der Verdammungsakte der Neuzeit. Mit einem Bann belegte er den Rationalismus, den Sozialismus, den Kommunismus (1864), den Liberalismus, die protestantischen Bibelgesellschaften, die Trennung von Kirche und Staat, die Religionsfreiheit und die Ablehnung der weltlichen Macht des Papstes. Der *Syllabus* hätte folglich zur Konfrontation unserer Herren Bischöfe mit den uns beherrschenden Engländern führen müssen; diese wurden aber nicht einmal von ihm in Kenntnis gesetzt.

Die Wut der Geistlichen wandte sich hingegen gegen die Freunde Deschners, und mit Schaum vor dem Mund sprachen sie den schändlichen Namen ihres schlimmsten Feindes aus: Voltaire! Man versteht sehr wohl warum, wenn man weiß, daß für sie der im Unterricht unaufhörlich gelobte Staatschef par excellence, das Musterbild des christlichen Herrschers, niemand anders als Konstantin der Große war, ein blutrünstiger Despot, dem Deschner aus einer ganz anderen Sicht den ersten Band seiner Geschichte des Christentums widmet.

Man hätte wirklich meinen können, man lebte mitten im 18. Jahrhundert, vor dem Erscheinen der *Encyclopédie*; unsere Don Quichottes kämpften wie wild gegen viele Windmühlen. Jean-Jacques Rousseau, Diderot, die Erklärung der Menschenrechte, die Republik, Gleichheit, Freiheit, Brü-

derlichkeit, alles, was der Teufel an Neuem hervorgebracht hatte, setzten sie mit ihrer Zwangsvorstellung, dem Kommunismus, gleich.

Der Literaturunterricht litt unter diesen Verhältnissen ebenso wie die Humanwissenschaften insgesamt, da man die Verführer der christlichen Herzen um jeden Preis zum Schweigen bringen mußte. Man vollführte dabei eine Art Slalom, indem man gewisse Jahrhunderte völlig unterschlug; so setzte man fast das gesamte 18. und 19. Jahrhundert auf den *Index librorum prohibitorum*! Da uns das Mittelalter aus sprachlichen Gründen praktisch verschlossen blieb, Rabelais und Montaigne aus offensichtlichen Gründen nicht in Frage kamen – die Kirche sprach ein gepflegtes Französisch und *wußte* ohnehin *alles* – blieb nur das 17. Jahrhundert übrig, vor allem Corneille und Racine, mit denen man sich in sadistischer Weise übermäßig befassen mußte.

Stendhal, Flaubert, Maupassant und Zola standen auf dem *Index*, Balzac lag nur in einer Ausgabe *ad usum Delphini* vor. So blieben uns nur *ad nauseam* die katholischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts: Péguy, Blois, Bernanos, Claudel, Mauriac, allenfalls noch Julien Green aber nicht vor Beginn des Philosophieunterrichts auf der Oberstufe.

Was sollte man mit Gide, Sartre, Camus, Ionesco, Beckett machen?

Verbrennen, Freunde, verbrennen.

### **Heilung**

Wie ihr seht, wurden Deschner und ich in demselben Land geboren.

Ich muß keineswegs staubige Archive aufsuchen, um meinerseits von dem Land zu sprechen, von dem er spricht, aus dem er kommt, aus dem wir alle kommen; ich

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

komme dorthier, bin dort geboren, bin dort aufgewachsen und habe mich von diesem Land wie alle Einwohner des Québec meiner Generation befreit.

Daß ihr selbst das Glück oder Unglück gehabt habt, in einer anderen Welt geboren zu sein, bedeutet keineswegs, daß die unsere nicht mehr existiert oder einer Vergangenheit angehört, die unwiderruflich in den Archiven der Geschichte verschwunden ist. Deschner spricht nicht von der Vergangenheit, er spricht von der Gegenwart, von heute, nicht von gestern.

Da es das Land der ganzen Christenheit ist, findet man es in den Köpfen aller Christen, gleich wo sie leben und welche Regierung sie haben. In den ehemals kommunistischen Ländern denken noch viele Menschen kommunistisch, auch solche, die dies aufrichtig bestreiten. Tot ist weder das Spanien Francos noch das Portugal Salazars, und Johannes-Paul II spricht laut aus, was Millionen Christen in ihrem Innersten denken, ohne daß sie es zu sagen wagten. Trotz Trennung von Kirche und Staat sind die Vereinigten Staaten ein aggressiv christliches Land, eine tief verwurzelte Einstellung, von der sich das Abendland noch lange nicht befreit haben wird.

Exzesse rufen zumindest bisweilen Abscheu hervor, vor allem, wenn man Opfer und nicht Täter ist. Wahrscheinlich werden die Deutschen keine Nazipartei und die Russen keine kommunistische Partei mehr wählen, ebensowenig wie die Muslime eine integristische Partei. Man hatte uns das Christentum auferlegt mittels einer engmaschigen Überwachung aller unsere Aktivitäten, vergleichbar der schlimmsten Repression in den Ländern der kommunistischen Welt. So reagierten wir schließlich auf das Christentum mit wachsendem Abscheu, während die Land-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

flucht die ländliche Bevölkerung stark reduzierte, und wir die Welt mit den Augen des Städters zu sehen begannen. Es war die Stunde eines befreienden sich Erbrechens.

Im Zeitalter des Rundfunks konnte man zwar zumindest die Sendungen in französischer Sprache zensieren; schwieriger war dies mit der Bilderwelt des Films, in die uns Frankreich und Hollywood einführten, eine harte Konkurrenz zur Kanzel, die angestaubt, überholt wirkte, und deren von ihr ausgehenden Parolen sich bald lächerlich ausnahmen und schließlich vom Fernsehen den Gnadenstoß erhielten.

Aber die Revolte, die das baufällig gewordene Gebäude zum Einsturz brachte, ging von den Gymnasiasten aus, insbesondere von den beiden letzten der Philosophie gewidmeten Jahrgängen. Die Verteidigung des durch Jacques Maritain und Etienne Gilson wiederbelebten Neothomismus wurde besonders erschwert durch den gleichzeitig stattfindenden Unterricht in den Naturwissenschaften und der Mathematik, den man verständlicherweise nicht zensieren konnte. Als die Professoren ultimativ aufgefordert wurden, ihre Lehre zu verteidigen, während man in Frankreich im Stillen den Aufstand vom Mai 68 vorbereitete, mußten sie aufgeben. Die Haltung der Studenten änderte sich daraufhin spürbar. Sie konnten umso leichter das Geschehen an der Universität bestimmen, als die schweigende Mehrheit der Akademiker mit ihnen sympathisierte und einen Umsturz sehnsüchtig herbeiwünschte.

*La révolution tranquille*, die ruhige Revolution, demontierte ab 1960 das ideologische Gerüst und tat dies friedlich; kein Stein zerstörte eine Fensterscheibe, nie-

mand wurde auf der Straße angerempelt, die fröhlichen Demonstrationen der Einwohner des Québec endeten im Bierlokal an der Ecke. Das Volk des Québec verabschiedete sich schlicht und einfach lautlos lachend von seiner Vergangenheit.

Universitäten und Gewerkschaften wurden säkularisiert; das Ministerium für Soziales übernahm die Krankenhäuser, die Hospize, Heime und alles übrige; das Kultusministerium organisierte das Unterrichtswesen neu, während die Kirchen leer standen, weil die Gläubigen ihnen fernblieben. Die Zahl der Ordensmitglieder schmolz dahin wie Schnee in der Sonne; nur die über 50-jährigen blieben den Orden treu – allerdings oft gezwungenermaßen. *Primum vivere, deinde philosophari*, nécessité oblige, Not verpflichtet.

Der weltliche Klerus speckte ebenfalls ab, die religiösen Gewänder verschwanden aus dem Straßenbild; man wagte nicht mehr, die römische Halskrause zu tragen, weil man fürchtete, von Gaffern belächelt zu werden. Man verwendete in den verlassenen Kirchen anstelle der großen Orgeln elektrische Gitarren, aber ohne Erfolg; die Kirchenverwaltung weiß heutzutage nicht, wie sie die Mittel aufbringen soll, um die Gotteshäuser in den harten Wintermonaten zu heizen. Die Klöster hatten mehr Glück: Sie wurden in Hospize, Schulen oder auch luxuriöse Mietshäuser umgebaut.

Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß es heute innerhalb der Christenheit kein anderes derart entchristianisiertes Land gibt, in dem nur noch das materielle Gerippe der Kirche stehen geblieben ist, ein Land, dessen Kirchen leer bzw. drei Viertel von ihnen geschlossen sind, das restliche Viertel wird nur von alten Leuten besucht und wird ebenfalls

bald geschlossen werden. Nonnen und Mönche leben unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Orden zusammen in Altersheimen; wie durch Zauberei sind die einst so zahlreichen Novizen und Seminaristen verschwunden; der Religionsunterricht wurde in den Schulen abgeschafft. Man könnte glauben, dies alles hätte sich in einem langen Zeitraum abgespielt, in Wahrheit haben gerade einmal fünf Jahre dafür gereicht...

Was ist aus den Tausenden von Ordensbrüdern und -schwestern geworden? Von einem Tag auf den anderen wurden sie laizistische Lehrer, laizistische Verwaltungsangestellte, laizistische Krankenschwestern, laizistische Sozialhelferinnen...

Man nahm verblüfft zur Kenntnis, daß die Ordensleute bereits den Glauben verloren hatten, man stellte fest, daß 80% der übrigen Pfarrer (es gibt nirgends mehr Vikare) in aller Ruhe im Konkubinat mit ihrer Putzfrau lebten, ohne daß sich ihre Pfarrkinder darum scherten.

Die katholische Kirche ist schließlich wieder eine Sekte unter vielen anderen geworden.

Beziehe ich mich im Unterricht einmal auf die *Bibel*, so stelle ich fest, daß sie niemand gelesen, nicht einmal durchgeblättert hat; wenn ich das Wort *Transsubstantiation* verwende, weiß niemand, wovon ich spreche; wenn ich die Bedeutung dieses Wortes erkläre, lachen alle laut auf, und niemand glaubt mir, so daß ich die kanonische Definition aus dem *Petit Larousse* vorlesen muß.

Meine Schüler, die meine Enkelkinder sein könnten, kennen nicht mehr die christlichen Feiertage, die man alle, einschließlich Weihnachten, in *heidnischem* Geist begeht. *Quasimodo* ist für sie eine Gestalt aus Hugos Roman *Notre-Dame de Paris*

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

und nicht der erste auf Ostern folgende Sonntag, Ostern nunmehr das Fest des Frühlings und der Schokoladenhasen.

Deschner würde bei uns keinen Skandal erregen; man würde seine Werke neugierig aufnehmen, falls man sich in Frankreich entschlösse, sie zu übersetzen.

Es ist aus und vorbei mit dem Christentum.

Ich müßte einen weiteren Aufsatz verfassen, um euch die Ersatzrolle darzustellen, die *der Moloch* in unserer entchristianisierten Gesellschaft spielt, denn der Mensch fürchtet sich vor einem ideologischen Vakuum wie vor der Pest.

Wird das Québec von Skylla in Charybdis geraten?

### **Nachwort.**

Wenn uns Deschner ständig den Menschen zeigt, wie er der Macht, der Lust oder dem Besitz hinterherläuft, so deshalb, weil es in seinem Reich der Begierde nichts anderes gibt.

Die Amerikaner sagen das auf ihre Art: *Money, Power and Sex*, eine lapidare Formel für die einzigen Motive, die die Menschen jemals dazu veranlaßten, das Gesetz zu übertreten; dies bestätigt auch das Werk unseres Autors: Die *Kriminalgeschichte des Christentums* beschreibt das Streben nach Macht, *Das Kreuz mit der Kirche* das Streben nach Lust, *Der Moloch* das Streben nach Besitz. *Oben ohne* stellt seinerseits den Versuch dar, uns aus einer Sackgasse zu führen, die an sich nicht christlich ist, aber in die wir durch das Christentum umso tiefer hineingeraten sind.

Schlagt eine Zeitung auf, und ich wette, ihr findet nichts anderes. Die seriösen Blätter verwenden allerdings einen besonderen Wortschatz, je nachdem, ob sie ihre Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Artikel der Politik, der Erotik oder der Wirtschaft widmen; die Grundaussage ist immer die gleiche; manche Publikationen wie *London Times*, *Playboy Magazine* oder *Wall Street Journal* befassen sich im wesentlichen nur mit dem einen oder anderen dieser Themen.

Da ich anderen Interessen nie begegnet bin, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie diese beschaffen sein sollten, wenn es sie denn gäbe.

Die Boulevardpresse greift die gleichen Themen in weniger abstrakter Form auf: die Macht oder die Traumwelt der Monarchen, die Lust oder das geheime Leben der Lady Di, der Besitz oder die mit blasierter Gleichgültigkeit verpulverten Millionen der Ölscheichs.

George W. Bush, Johannes Paul II, Bill Gates: jedem sein Steckenpferd. Macht, Lust oder Besitz.

Die *tabloids* (Bilderblätter) verbinden die Welt der Schrift mit der des Bildes und ziehen eine bunt zusammengesetzte Leserschaft an; sie illustrieren mehr, als daß sie kommentieren, ohne jemals den Bereich der drei abgesteckten Themen zu verlassen: Politik, Erotik, Wirtschaft.

Schließlich vermute ich, daß in Deutschland ebenso wie in Kanada die Videokassetten die Geschäfte überflutet haben und mit unglaublichen Erfolg ausgeliehen werden. Man trifft hier auf die gleiche Dreiteilung: die der Macht gewidmeten Gewaltfilme à la Schwarzenegger, die dem Besitz gewidmeten Filme, die die Gier bisiger junger Wölfe darstellen, die Filme der Lust, die, soweit sie nicht durch und durch sentimentaler Art sind, die Hölle aufsuchen, deren Pforten sich nur den Jugendlichen über achtzehn öffnen.

So ist die Welt Deschners, eine Welt der *Triebe*, die das Christentum durch die

unmögliche Unterdrückung der Lust ausbeutet – Lust ist ebensowenig zusammenpreßbar wie Wasser –, was zwangsläufig die kompensatorische Hypertrophie des Macht- und Besitztriebes nach sich zieht. Deschner trägt somit dazu bei, daß wir die hinter den Kulissen verborgenen Maschinen erkennen können. Die Bühnenausstattung ermöglichte es der Kirche, dem Abendland Sand in die Augen zu streuen. Wie Zola zeigt er Mißstände auf, und wie Zola klagt er an; er seziert und legt die Eingeweide des Christentums frei.

Natürlich hält man sich die Nase zu, wenn es unerträglich wird. Auch die Lektüre des *Archipel Gulag* bereitete von Seite zu Seite mehr Schmerzen, so daß viele Leser, obwohl sie das Buch schätzten, es nicht zu Ende lesen konnten.

Ich lese Deschner so, wie ich Freud lese; der eine deckt die Verdrängungen des Christentums auf, der andere die des Abendlands. Freuds Patienten sprechen über ihre *Symptome*, über das, was sie straucheln läßt und dessen Ursache sie nicht kennen. Der eine kann nicht auf der rechten Straßenseite gehen, der andere fällt beim Anblick einer Schlange in Ohnmacht oder beginnt zu stottern, wenn er mit seiner Schwiegermutter spricht, quälende Rätsel, deren Deutung nicht leicht fiel.

Die Religion wirkt immer komisch, unsinnig, wie zusammengesetzt aus absurden Ritualen, die den Symptomen der Patienten Freuds ähneln. Der Rosenkranz, den die Muslime herbeten, die Gebetsmühle der Tibeter, die Klagen der Juden an der Tempelmauer, der linke Fuß, mit dem man weder aufstehen noch die Schwelle des Hauses überschreiten darf, die Finger, die bei einer Initiation amputiert werden, die Exzision der Clitoris, Tätowierungen, die durch die Unterlippe

der Mädchen gestochenen Ringe, die grausame Beschneidung fünf- bis achtjähriger Jungen, der Schleier der Mädchen, das Verbot Schweinefleisch zu essen oder Alkohol zu trinken, nichts als Wunderlichkeiten, die uns zwangsläufig zu fragen veranlassen: Warum?

Es fällt hingegen schwer, den symptomatischen Charakter der Religion zu erkennen, in der man erzogen wurde; so normal erscheinen uns ihre Tics. Das Anormale ist immer der andere. Auch der Verrückte eines Regiments glaubt, als einziger richtig zu marschieren. Und dennoch! Freitags kein Fleisch zu essen unter dem Vorwand, daß der Messias Jesus an diesem Tage gekreuzigt wurde, ehe er starb und auferstand, die Hölle aufsuchte und in den Himmel auffuhr, wo er sich zur Rechten des allmächtigen Vaters setzte, des Schöpfers des Himmels und der Erde; all dies entbehrt sicherlich nicht der Pikanterie und des Witzes für einen von anderswo kommenden Beobachter...

Deschner zeigt uns auf sehr überzeugende Weise, daß hier Wahnsinnige am Werke sind. Wird der Zweifel schließlich in die Köpfe seiner Leser dringen? Warum verbrannte man denn die armen Teufel, die sich weigerten anzuerkennen, daß Jesus von einer Jungfrau geboren wurde, daß Petrus auf dem Wasser laufen konnte, ohne unterzugehen, oder daß die Apostel gleichzeitig in mehreren ihnen unbekannt Sprachen redeten?

Als Rom Galilei den Prozeß machte, sagte Kardinal Bellarmin, *es sei ebenso absurd zu behaupten, die Erde drehe sich um sich selbst, wie zu behaupten, Jesus sei nicht von der Jungfrau Maria geboren...*

Sind die Christen verrückt?

Auf der Suche nach dem Grund unserer mörderischen Leichtgläubigkeit führt Deschner archäologische Ausgrabungen durch, genauso wie Freud, der über die Symptome hinausgehend, den Geist erforschte auf der Suche nach *la raison de la déraison*, dem Grund der Unvernunft. Der gesunde Menschenverstand weiß sehr wohl, daß es sich um *Kindereien* handelt. Freud lehrte uns, daß wir weder glauben dürften, die Kindheit sei zu Ende – schon gar nicht die der scheinbar reifsten Erwachsenen –, noch daß ihre Kindereien harmloser Natur seien.

Kinder leben in einer von *Sinn* bestimmten Welt, in der nichts unbegründet, nichts dem Zufall überlassen, alles gerechtfertigt ist, alles einen Zweck hat. Daher *glauben Kinder an Gott* und verlieren den Verstand, wenn ihre Lebensverhältnisse dazu führen, daß diese sie umgebende *notwendige* Welt jäh in sich zusammenstürzt; es sei denn, die zunehmende Evidenz ihrer Nichtigkeit veranlaßt sie, entsprechend dem Geschick normaler Sterblicher, die Leere der Welt zu bestreiten, indem sie diese Leere mit hinfälligen Bildern auffüllen, wobei jeder Versuch, diese zu entfernen, ein aggressives Abwehrverhalten auslöst: die Wahrheit schockiert.

So entstehen Gott, Mythen, Religion, die vielen Gegenstände des Glaubens, Theologien, Dogmatik, Zauberei, alle *Abrakadabras*, die glauben lassen, die Gewißheiten der Kindheit seien von Dauer. Diejenigen, die diese hinfälligen Vorstellungen mit der größten Entschiedenheit verteidigen wollen, werden Priester, Ideologen, Revolutionäre, Missionare oder Henker, für die jeder Ungläubige ein zu tötender Feind ist.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Die Kräfte, die sich der Demontage dieser imaginären Prothese widersetzen, hat Freud mit dem Wort *Widerstand* bezeichnet. Dieser Widerstand habe die gleiche, manchmal überraschende Dauer der Psychoanalyse selbst, deren einziges Hindernis er in der Tat darstellt: Sich der Wahrheit widersetzen, sie mit allen Kräften bekämpfen, ihre Gegner niedermetzeln, Scheiterhaufen entzünden, die heilige Flamme am Brennen erhalten, zum Heiligen Krieg aufrufen...

Die Masse Mensch unterstützt lauthals die Missionare des Abrakadabra; sie *wird* immer an die Existenz von Massenvernichtungswaffen *glauben*; sie wird niemals anerkennen, daß der König nackt ist, und daß es über dem König weder etwas noch jemanden gibt. Gott ist der kindische Schlußstein des Imaginären des Lebenssinns; man entferne ihn oder seine Metamorphosen, und alles wird in sich zusammenstürzen und *der Mensch wird es nicht ertragen*.

Das antike Griechenland erlebte den entscheidenden Moment, in dem der Olympe zu einem Berg unter anderen wurde, eine Entdeckung, die die Geburt der Philosophie besiegelte, die leider dem normalen Sterblichen unzugänglich war. Man kann durchaus meinen, dieser Moment sei den Griechen unendlich lang und buchstäblich unerträglich erschienen; sie bedauerten so sehr den Tod Gottes, daß sie der teuflischen Versuchung erlagen, ihn auferstehen zu lassen.

Freud stellte sich die Frage: Wie konnte es geschehen, daß die so klar denkende Antike zu Beginn unseres Zeitalters plötzlich den Verstand verlor und die kindische Religion der Hebräer übernahm? Warum glaubte sie plötzlich an die *Kindereien* der *Genesis* und der *Guten Botschaft*, die bar

jeglicher Rationalität sind?

Der Mensch ist gewiß nicht fähig, dem Tod ins Auge zu schauen; daher erzählt er zum Einschlafen langweilige Geschichten, die in den Worten von Marx das Opium des Volkes sind. Marx vergaß leider, daß niemand vor dem Opium sicher ist, nicht einmal er selbst.

Wehe denen, die verhindern wollen, daß man sich im Kreis bewegt! Wehe Freud und wehe Deschner! Man rührt nicht ungestraft am Heiligsten, und die Scheiterhaufen brennen noch immer! An ihrem Bemühen um die Wiederherstellung geistiger Gesundheit erscheint paradox, daß der befreite Sklave eigensinnig darauf besteht, sich immer wieder Ketten aufzulegen und dies im Namen der Treue, die er seinem Herrn und Meister schuldig ist.

Ist es nicht erstaunlich festzustellen, daß man noch immer und wie zuvor Jahwe diejenigen in die Hölle stürzt, die sich weigern, an die Tugend des Opiums zu glauben und laut rufen *non serviam!*?

Ein Aufschrei ganz im Geiste Nietzsches, der es verdienen würde, der Gesamtausgabe der Werke Karlheinz Deschners vorangestellt zu werden – zu seiner größten Ehre.

### **Zum Schluß**

Dies alles würde ich meinen Schülern über Karlheinz Deschner sagen in Erwartung des lang ersehnten Tages, an dem ich ihnen sein Werk zum Lesen geben kann.

*Autor: Jean Forest, professeur à l'Université de Sherbrooke (Québec)*

*Email: jean.forest@USherbrooke.ca*

*Übersetzung aus dem Französischen:  
Ingo Nagel, Erlangen, Mitglied der Gesellschaft für kritische Philosophie, dem dafür der herzliche Dank der Redaktion gilt.*

Ingo Petz (Düren)  
**Nackt im Wald mit Nietzsche\***

---

*Karlheinz Deschner schreibt seit mehr als einem halben Jahrhundert gegen die Verlogenheit des Christentums an.*

*Leben konnte er von dieser Mission nie.  
Dafür hielt sie ihn quicklebendig.*

An diesem Ort geht es um das Wesentliche. Es gibt kein Internetcafé. Der Main fließt gemächlich. Das Zentrum liegt übersichtlich zwischen zwei alten Türmen. Man hat viel Zeit für ein Stück Kuchen in der fränkischen Kleinstadt Haßfurt und viel Ruhe zu jeder Tages- und Nachtzeit. Hier lebt der „bedeutendste Kirchenkritiker der Gegenwart“ (Österreichischer Rundfunk), „der wohl kompromissloseste Autor und Denker im deutschsprachigen Raum“ (»Weltwoche«), „der sowohl schärfste wie kenntnisreichste Kirchenkritiker des 20. Jahrhunderts“ (»El Independiente«), „ein Voltaire unserer Tage“ (»Basler Zeitung«) – Karlheinz Deschner.

Er wohnt in dem Haus, das seine Eltern gebaut haben. „Ich selbst hätte mir nie so was leisten können.“ Das Haus ist funktional, klar, unscheinbar. Dort schreibt er seit mehr als 50 Jahren Bücher gegen das Christentum, gegen die USA, gegen schlechte Literatur. Mehr als 15000 Druckseiten hat er bis heute gefüllt. „Aufklärung ist Ärgernis; wer die Welt erhellt, macht ihren Dreck deutlicher“, ist einer seiner Sätze. Seine Feinde nennen ihn „Oberteufel“, „Antichrist“ oder „Menschenfeind“.

„Warum wollen Sie zu mir kommen?“, hatte er gefragt.

„Wir wollen ergründen, was Sie treibt.“

„Ich warne Sie: Sie werden enttäuscht sein. Bis auf einen alten Mann und alte Katzen werden Sie nichts finden.“

Deschner ist ein hagerer, flinker 80-Jähriger. Er hat wache Augen. Er kann zuhören. Und er hat eine sehr leise Stimme. „Hier habe ich die Welt im Be-Griff“, meint er, „wörtlich, sprachlich, schriftlich, literarisch.“ Und dann zeigt er in sein Arbeitszimmer. Das ist bis in die letzte Ecke voll gestopft mit Büchern, Papier und Akten über vergangene Menschen, vergangene Epochen, vergangenes Leben. Es riecht nach Papier und Tier. Seine Kaninchen und Katzen erinnern ihn wohl daran, dass das Kleine oft das Große im Leben ist.

Hier vergehen Tage, Monate, Jahre und Leben – in denen aus Schmidt Kohl und aus Kohl Schröder wird, aus der Bundesrepublik Deutschland und aus der DDR nichts. Während all dessen sitzt Karlheinz Deschner hinter seinem Schreibtisch, liest, denkt und schreibt, schreibt wie ein Galeerensträfling, der nicht anders kann, seit mehr als einem halben Jahrhundert, bis zu 14 Stunden am Tag, 100 Stunden die Woche, 5000 im Jahr. „Die 40-Stunden-Woche“, sagt er lächelnd, „würde für mich bedeuten, dass ich weniger arbeiten müss-

te.” Aber für einen wie Deschner zählen Zahlen nicht. Für einen wie ihn zählt das, was am Ende herauskommt und dann vielleicht bleibt. „Auch, wenn irgendwann mal alles schnuppe ist, was ich geschrieben habe.”

Was treibt diesen Mann? Woher kommt sein Radikalismus? Und vor allem: Warum hat sich sein Radikalismus noch nicht in Rente begeben? Oder wurde die Rente nur erfunden, um unruhige Geister wie Deschner ruhig zu stellen?

1962 veröffentlichte Deschner das bis heute als kirchenkritisches Standardwerk geltende Buch „Abermals krähte der Hahn”, in dem er Laien erstmals verständlich erklärte, wie das Christentum zu dem wurde, was es ist. Er entlarvte die Scheinheiligkeit der Moral, der Dogmen, das Weihnachts- oder Osterfest als Plagiate, den Widerspruch zwischen Verkündung und Tatsache. Letzten Endes ließ er nur Haare in der Suppe zurück.

An den 700 Seiten hatte er in 5 Jahren 25000 Stunden gearbeitet. Und das nur, weil ihm die Presse 1957 Feigheit vorgeworfen hatte. Denn Deschner hatte ein Buch veröffentlicht, in dem bekannte Autoren schrieben, was sie vom Christentum hielten. Deschner als Herausgeber schrieb keinen Beitrag. „Den Vorwurf der Feigheit konnte ich doch nicht unerwidert lassen.”

Wenn radikal bedeute, an die Wurzeln und Quellen zu gehen, „dann bin ich ein Radikalist, aber ein vernünftiger”, sagt er und streichelt mit der linken Hand seinen kleinen Hund, der ihn sehnsüchtig ansieht. „Mein Radikalismus ist nur geistiger Art, ich habe noch nie ein Fenster eingeworfen. Und ich war nur zwei Mal auf einer Demo – zufällig.”

Wie wird man ein Radikaler?

Zunächst sei das eine Frage des Temperaments, der Ehrlichkeit, setzt er an, vielleicht müsse man auch ein bisschen altmodisch und weltvergessen sein. Und dann sagt er: „Man muss sehr wach sein, genau beobachten, dann sollte man einigermaßen sensibel sein und, ganz wichtig, man sollte weitab von jeglichem Opportunismus stehen, und das ist am schwierigsten.”

Seit 1970 schreibt er an der auf zehn Bände angelegten „Kriminalgeschichte des Christentums”, ein monumentales Werk, das hält, was der Titel verspricht. Der erste Band erschien 1986. Deschner war da schon 62 Jahre alt. In einem Alter, in dem sich andere zur Ruhe setzen, begann er diesen Feldzug gegen den Opportunismus. Es geht ums Foltern, Verbrennen, Morden, Abschlachten im Namen Gottes. Es geht um Prostitution, Korruption und Betrug im Namen des Christentums – von den Anfängen bis heute.

Deschner haut drauf, wo es nur geht, so stark, wie es nur geht – als empörter Ankläger mit dem Hammer der Faktenlast und dem Schwert der Wortgewalt. Das klingt so: „Es muss ein eigentümliches Vergnügen sein, im Blut der Menschheit zu schwimmen und Halleluja zu rufen! Es muss ein eigentümliches Vergnügen sein, fast zwei Jahrtausende hindurch zu lügen, zu fälschen und zu täuschen. Es muss ein eigentümliches Vergnügen sein, über Äonen, über alle Zusammenbrüche, Allergroßvölkernasführen und Völker ruinieren hinweg die Heuchelei zur Kunst aller Künste zu machen und sie fort und fort zu sanktionieren – auf das es einem wohl ergehe und man lange lebe auf Erden.“ (...) „Wo sonst gibt es eine Religion, die aus Liebe tötet, aus Liebe foltert, aus Liebe raubt, erpresst, entehrt, verteu- Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

felt und verdammt. Das Ganze heißt nicht Geisteskrankheit, das Ganze heißt Christentum.“

Seine Feinde werfen ihm Diffamierung, fehlende Wissenschaftlichkeit, Einseitigkeit und Polemik vor, bezeichnen ihn als Misanthropen, Ketzer, Hetzer. So einen wie Deschner hätte man im Mittelalter verbrannt. Dass er noch lebe, hat ihm mal ein Leser gesagt, sei ein Zeichen dafür, dass die Kirche doch nicht mehr so schlecht sei. Heute beten sogar Katholiken für ihn. Nach einer Lesung kamen mal einige Frauen auf ihn zu: „Wir beten für Sie. Wir beten für Sie, dass Sie Ihr Werk vollenden können.“ Im Vergleich zu Deschner sind bekanntere Kirchenkritiker wie Hans Küng oder Eugen Drewermann nur Kuschtiere.

Der Mann ist liebenswürdig, heimatverbunden, tierlieb. Und sagt: „Gott geht in den Schuhen des Teufels.“

„Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang“, sagte sein Vater ihm immer wieder – den Satz, den man Martin Luther vor seinem Gang zum Wormser Reichstag gesagt haben soll. „Er hatte wohl eine Ahnung, was mir bevorstand“, sagt der Sohn heute. Er wurde als Karl Heinrich Leopold Deschner am 23. Mai 1924 im bischöflichen Bamberg geboren. Der Vater war katholisch, Förster und Fischzüchter; die Mutter war protestantisch aufgewachsen. Seine Heimat, „die Landschaft meines Lebens“, um den Steigerwald in Franken, hat Deschner nie verlassen.

Wer heute mit ihm in seinem alten BMW durch die idyllischen Dörfer fährt, merkt sofort, dass er hier zu Hause ist. Vom Straßenrand grüßen ihn die Menschen. Hier Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Freunde, dort Verwandte. Felder, Wälder, Wiesen wecken Erinnerungen. „Hier haben wir gewildert. Dort war ich mit meiner ersten Liebe. Wenn ich in München groß geworden wäre, wer weiß, ob ich da Kirchenkritiker geworden wäre – bei all dem Pomp da und der Macht.“ Seine Familie, sagt er, sei bunt gewesen. Sozialisten, Kommunisten, Juden, Sektierer, Freimaurer und Nazis. Der kleine Deschner saß bei Familienfesten zwischen den diskutierenden Verwandten, hörte zu, verstand sicher noch nicht alles, aber, dass die Welt nicht einfach einzuteilen ist.

Im Internat wohnte ich bei Franziskanern, Karmelitern und englischen Fräuleins. Deschner war ein fauler Schüler. Aber: „Nein. Ich bin nie misshandelt worden. Ich hatte eine glückliche Jugend. Ich habe wunderbare Kleriker kennen gelernt. Und doch habe ich mich geistig vom Christentum distanziert.“ An schönen, sonnigen Tagen fuhr Deschner mit dem Rad zur Bahn, um dann weiter zur Schule zu fahren. Dort kam er oft nicht an. Er schlug sich, angezogen von den Sonnenstrahlen und der Freiheit, in den Wald, zu einer Lichtung, zog sich aus und las – Nietzsche. Das gab die Richtung. Später noch Kant und Schopenhauer.

Nach dem Krieg – er war Fallschirmjäger – studierte er zunächst Forstwirtschaft, dann Jura, Psychologie, Theologie, Philosophie, Geschichte und Literatur, ohne je ein Seminar zu besuchen. Deschner war fleißig, er stand um vier Uhr auf, las und las – vor allem das, was ihn interessierte, selten das, was er sollte. Er promovierte mit einer Arbeit über „Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung“ und bestand die Prüfung „mit viel Glück“. An einen Tag in den Fünfzigern kann sich Deschner noch sehr gut erinnern. Es war

ein Tag, der ihm sagte, wo all das, was er bis dahin geworden war, noch hinführen sollte. Bei einem Spaziergang mit seinem Hund sah er in der Ferne zwei Geistliche unter Apfelbäumen. Deschner erinnert sich: „Etwas atemlos noch verfolgte ich beide, genoss ihr geistliches Gehen, so ruhig alles, friedlich, und dachte plötzlich: Gott geht in den Schuhen des Teufels. Dieser Gedanke bestimmte meine Arbeit, mein Leben.“

1956 veröffentlichte er einen autobiografischen Roman. „Die Nacht steht um mein Haus“. Es ist der Befreiungsschlag eines Mannes in der Nachkriegszeit – ein bohrender, negativer Monolog über die Befreiung von der eigenen, feigen Unzulänglichkeit. Wer verstehen will, was diesen Menschen treibt, ihn bewegt, ihn die Arbeit tun lässt, für die andere Menschen mehr als ein Leben bräuchten, der liest dort: „Ich drehe mich wie ein Kreisel fortwährend im Nichts, ich bin schwindlig davon, ich bin schwach davon, ich sehe nicht, wie ich zur Ruhe kommen soll, und wenn ich zur Ruhe komme, dann ist es eine Ruhe in der Verzweiflung.“

Deschners Verzweiflung steckt an. Als den Kirchen in den Achtzigern und Neunzigern die Menschen wegliefen, hatten viele ihre Gründe bei Deschner gefunden. „Ich denke, also bin ich kein Christ“, sagt er. Seine Fans, darunter Professoren, Arbeiter, Lehrer, Hausfrauen, Journalisten und auch Priester oder Theologen, feiern seine Sprache, seine Sachkenntnis, seine Ironie, Spitzfindigkeit und seine Radikalität.

Herbert Steffen, einer seiner beiden Mäzene, sagte in einem Interview: „In Deschners Büchern hat mich immer wieder diese Radikalität aufgewühlt. Weil mir dadurch immer klarer bewusst wurde, wie

belogen und betrogen ich in meinem früheren Leben war und was die Kirche, die die reine Lehre und nur Liebe und Güte predigt und den Menschen Frieden verheißt und Trost und Erlösung, was diese Kirche angerichtet hat. Sooft ich ein Deschner-Buch gelesen habe, möchte ich am liebsten meinen Job an den Nagel hängen und nach dem Motto Voltaires vorgehen: *Ecrasez l'infame!*“ – Zerschlagt die Infamie!

Deschners langjähriger Lektor bei Rowohlt, Hermann Gieselbusch, hat ihn mal als „Streitschriftsteller“ bezeichnet. Das ist er. Außerdem Freidenker, Skeptiker, Provokateur. Vor mehr als 40 Jahren hat er bereits Aufsehen erregt – mit der literarischen Streitschriften „Kitsch, Konvention und Kunst“ und „Talente, Dichter, Dilettanten“, worin der er Suhrkamp-Großautoren seiner Zeit die Leviten las und sich auf die Seite von Hans Henny Jahn und Robert Musil schlug. Er war Gegner der mächtigen Gruppe 47, „die fast alle für den literarischen Betrieb wichtigen Redakteursposten in Deutschland innehatte“. Er schrieb gegen den Kitsch, „den dickhäuterischen Optimismus“ und als Vegetarier leidenschaftlich für die Rechte der Tiere. Deschner ist sonst fast nichts heilig. Seine Hauptzielscheibe aber blieb das Christentum. Wer von all den bluttriefenden Verbrechen bei Deschner liest, erwartet vielleicht jemanden, der so laut ist wie seine Worte, vielleicht einen wie Michel Friedman. Deschner ist das Gegenteil. „Nehmen Sie Plätzchen, nehmen Sie Plätzchen“, sagt er und lässt sich in einem schweren Sessel nieder. „Noch Kaffee?“ Von einem Foto im Regal lächelt Erich Kästner. Wer Deschner einmal auf seiner Lesung gesehen hat, der sieht einen Mann in einfachem Jackett, einfache Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

chem Pullover und einfacher Hose, der kommt, liest und wieder geht. Ohne Schnörkel, ohne Pomp – so wie er schreibt, ohne unnötigen Ballast. Es gäbe keine schlechtere Vorführung, wenn da nicht seine Worte wären, die dem Zuhörer wie Granaten um die Ohren fliegen. Applaus empfängt er mit einem Nicken, während seine Augen umher wandern und der Mann anscheinend nur eines will: weg hier! „Ich bin ein Mann des Schreibtischen“, sagt er.

Ob er das Leben draußen nicht manchmal vermisst?

„Wer schreibt schon nebenbei? Die Frage ist, ob man nebenbei leben kann!“ Erst vor zwei Monaten, erzählt er, habe er entdeckt, „dass der Frankenwein ja ganz gut ist“. Deschner hat sein ganzes Leben in Franken gelebt.

### **Zum 80. Geburtstag gab's für „den berühmtesten Sohn der Stadt“ einen Sekt-empfang. Und seine Feinde schäumten.**

In Haßfurt ist Deschner bekannt – vor allem aus der Zeitung, „denn Deschner tritt hier eigentlich nie auf“. Das sagt Wolfgang Sandler. Er ist der Chefredakteur des »Haßfurter Tagblatts«, ein kleiner, runder Mann mit Brille und Schnauzbart. Er kennt die Gegend wie seine Westentasche. „Nein, Ärger gibt es hier keinen mit Deschner. Zumindest keinen, der von ihm ausgeht.“ Deschner sähe man kaum und wenn, dann bei nächtlichen Spaziergängen auf einsamen Straßen, „wie ein Nachtgespenst“.

Nur zum 80. Geburtstag, den er im Mai dieses Jahres feierte, hatten Stadt und Landrat einen Sektempfang organisiert. Karlheinz Deschner durfte sich als „berühmtester Sohn der Stadt“ in das Golde-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ne Buch dieser katholischen, schwarzen Stadt eintragen. Einige Einwohner liefen Sturm, schickten Leserbriefe an die Zeitung, in denen sie beklagten, dass Steuergelder für jemanden ausgegeben würden, der ihre religiösen Gefühle beleidige. „So ist das eben“, sagt Deschner. „Früher war es so, dass die Menschen einen gemieden haben und ich auf einer ganzen Zeitungsseite fertig gemacht wurde.“

Warum hat er nicht alles hingeworfen, nicht aufgegeben? Bei all dem Druck? All den Anfeindungen?

„Ich will das nicht Glaube oder Idealismus nennen, ich bin Determinist. Ich hatte eine gewisse Energie und einen Trieb, das immer weiter zu machen.“

Und gab es keine Zweifel?

„Zweifel gab es immer, aber es ist die Kunst, nicht daran zu verzweifeln.“ Nicht zuletzt deshalb ist Deschners unermüdliche Schufferei der Versuch, sich selbst gnadenlos offen zu legen, sich zu erkennen, so wie er als junger Mann im Wald lag und Nietzsche nackt an sich heran ließ. Ohne Puffer, ohne Schutz.

Allerdings bekennt er in einer Aphorismensammlung auch: „Jeden Augenblick hätte ich für meine Kinder mein Leben hergegeben, für die ich doch nur Augenblicke meiner Zeit hergab.“ Und man ahnt, welche familiären Opfer das kostete. „Für Katja, Bärbel und Thomas (1959–1984)“ ist in seinen Büchern oft als Widmung zu lesen. Katja und Bärbel heißen seine Töchter. Thomas hieß sein Sohn. Deschner hat mit seiner Schreibmaschine bis heute 15000 Druckseiten in mehr als 50 Büchern gefüllt. Seine Bücher haben sich insgesamt mehr als eine Million Mal verkauft. Er hat mehr als 60000 Leserbriefe bekommen und mehr als 2000 Vorträge gehalten. Aber: Seitdem

er als 32-Jähriger sein erstes Buch veröffentlichte, konnte Deschner eigentlich nie von seiner Arbeit leben.

**Störenfriede wie Deschner bekommen keine Lehraufträge und Stipendien. Dafür hat er zwei Mäzene.**

„Das Elend war mein ständiger Begleiter“, sagt er. „Ich wusste manchmal nicht, wie ich meine Familie ernähren sollte. Furchtbar war das. Furchtbar.“ Er bewarb sich erfolglos als Lehrer, Redakteur, Lektor, „Wer nimmt einen wie mich schon?“ Einmal bekam er allerdings die Stelle eines Programmdirektors beim Saarländischen Rundfunk angeboten. „Ich war total pleite. Aber der Intendant war gerade Referent bei Adenauer gewesen. Das wäre sicher nicht gut gegangen.“ Alle diese Ausbruchsversuche hätten ihn von seiner „Linie“ etwas abgebracht, nicht geistig, „aber so, dass ich weniger Zeit fürs Schreiben gegen die Kirche gehabt hätte.“

Er musste schreiben, um zu leben und zu überleben. Und seine Arbeit erscheint, das ständige Schreiben, wie ein ewiger Kampf um das klarste Wort, den bestechendsten Gedanken, die wahrste Aussage. „Wer die Wahrheit gewinnen will, muss aufräumen wollen, sich vom Schund trennen können. Kein Autor, der so aufs Ganze geht und sich selbst dabei nicht ungeschoren lässt, sich bis ins Innerste misstraut, bespitzelt, belästigt, zertrümmert, demontiert und schlechtmacht.“ Das schrieb der Schweizer Autor Dieter Fringeli 1989 über ihn. Mehr als 60 Menschen haben Deschners Findungsarbeit bis heute ermöglicht, darunter zwei Mäzene. Denn Störer wie Deschner bekommen keine Stipendien

oder Lehraufträge. Selbst all die Schreibmaschinen, auf denen er arbeitet, sind Geschenke seiner Leser. So hat etwa ein Chef einer Krankenkasse aus Würzburg dafür gesorgt, dass er seine Zeit bei der Wehrmacht und die Arbeit bei seinem Vater, der Förster war, als Rente angerechnet bekommt. „Rente? Ich? Da wäre ich nie drauf gekommen.“

Ohne solche Hilfen hätte Deschner nie überlebt. Er wäre nie zu dem Deschner geworden, der es allein aus seinem Zimmer heraus mit 2000 Jahren Christentum aufnimmt – und der heute in großen Buchhandlungen wie Gonski in Köln ein eigenes Fach hat. „Deschner“ steht da, wie eine Marke – neben „Heilige Schrift“ und „Theologie“. Trotzdem hat er sich nie wirklich frei gefühlt. „Klar, mir hat niemand über die Schultern geschaut. Aber ich bin abhängig, wie jeder. Von Verlagen, von meinen Mäzenen, von mir selbst. Frei ist nur, wer wirtschaftliche Unabhängigkeit hat. Ein Unternehmer.“

Es bleibt die Frage: Wer braucht einen radikalen Deschner heute noch? Ist Kirchenkritik überhaupt noch zeitgemäß?

„Nach außen hin verlieren die Kirchen an Macht, aber nach innen bleibt sie. Sehen Sie die Parteien, Politik, viele Medien, die Sozialgefüge in Dörfern und Städten. Die Kirche ist noch überall“, sagt Deschner. „Und: Es wird immer noch mehr Geld für Volksverdummung als für Bildung ausgegeben. Dagegen hilft nur radikale, geistige Opposition.“

Einen Computer hat er immer noch nicht, und als Sabine Christiansen bei ihm anrief, um zu fragen, ob er nicht in ihrer Sendung auftreten wolle, antwortete er: „Nein!“ Was ist in einer Gesellschaft, in der alles wesentlich ist außer dem Wesentlichen, radikaler als eine Absage bei Christen-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

tiansen? Substanzlosigkeit sei ihm ein Graus, sagt er. „Und in zwei, drei Minuten lässt sich im Fernsehen nichts sagen, was von Belang wäre. Also bleibe ich lieber zu Hause und schreibe.“ Oder er hört Bruckner, schreibt über Franken oder fährt ans Meer, das er über alles liebt. Es gibt Fotos, die zeigen ihn am Strand, mit einem Baskenmütze auf dem Kopf, eingehüllt in einen Trenchcoat, wie der Detektiv Jerry Cotton ihn trägt, mit einem großen Fernglas, raus aufs Meer gen Horizont blickend. „Es geht mir um kritische Aufklärung“, sagt er. „Und die ist, auch wenn es überzogen klingt, wichtiger als alles.“

Würde er sein Leben wieder so leben?

„Ich bereue nichts. Ich würde alles wieder so machen. Meine radikale Haltung hat nie gelitten. Sie hält mich wach.“ Er hält inne und schweigt. Seine Augen schweifen durch das Zimmer, entlang an den Büchern, Büchern, Büchern. „Eines würde ich ändern“, sagt er. „Ich würde nicht mehr mein halbes Leben gegen das Christentum verwenden, sondern für eine noch hoffnungslosere Thematik – die Tiere.“ –

### **Radikal und ausgezeichnet:**

1988: Arno-Schmidt-Preis, 1993: Alternativer Büchnerpreis, 1993: Als erster Deutscher nach Andrej Sacharow und Alexander Dubcek mit dem International Humanist Award ausgezeichnet, 2001: Erwin-Fischer-Preis, 2001: Ludwig-Feuerbach-Preis, ab 2005/2006 wird die Giordano Bruno Stiftung den Deschner-Preis ausloben (ein Geschenk zum 80. Geburtstag).

### **Literatur (Auswahl):**

Karlheinz Deschner: Die Nacht steht um Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

mein Haus (1956), Kitsch, Konvention und Kunst (1957), Abermals krähte der Hahn (1962), Der manipulierte Glaube (1971), Kriminalgeschichte der Christentums, Bände 1 bis 8 erschienen (1986 bis 2004), Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert (1991), Bissige Aphorismen (1996), Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom (1985).

\* Dieser Artikel erschien in der Septemбераusgabe 7/2004 von brand eins (Wirtschaftsmagazin), Hamburg. [www.brandeins.de](http://www.brandeins.de). Für die vorliegende Publikation wurden einige geringfügige Änderungen vorgenommen. Wir danken der Redaktion von „brand eins“.

### *Zum Autor:*

*Ingo Petz (1973) studierte Osteuropäische Geschichte, Politikwissenschaft in Köln und Russland. Seit 1997 arbeitet er als freier Autor für Printmedien und Radio, darunter für die Süddeutsche Zeitung, den Tagesspiegel, den WDR und für brand eins. 2002/2003 lebte er als freier Journalist in Auckland, Neuseeland. Seit Ende 2003 wohnt er in Köln. 2004 ist er Stipendiat des Gräfin-Marion-Dönhoff-Programms in Baku, Aserbaidschan. [www.ingopetz.com](http://www.ingopetz.com)*

## Das Phänomen Deschner – Größe und Grenzen

---

Phänomenal an Karlheinz Deschner ist bereits seine enorme Schaffenskraft. Um die 50 Bücher hat er veröffentlicht, darunter die voluminösen acht Bände seiner „Kriminalgeschichte des Christentums“, denen noch zwei weitere folgen sollen. Radikale Kritik am institutionalisierten, also kirchlichen Christentum ist denn auch der Schwerpunkt seines Lebenswerks, und das eigentliche Zentrum dieser Kritik stellen die acht bzw. zehn Bände der „Kriminalgeschichte“ dar.

Verdient diese „Kriminalgeschichte“ Deschners das Prädikat Größe? Ich bejahe diese Frage, setze aber die Akzente dieser Größe anders als die meisten anderen, die sich positiv oder negativ mit Deschners Werk befasst haben. Groß ist nämlich Deschners „Kriminalgeschichte“ nicht dadurch, dass er etwa die Verbrechen der Kirche originär, d.h. als Erster aufgedeckt hätte. Es gibt in seinen acht Bänden kein einziges Verbrechen, keine einzige Brutalität, Perversion, Grausamkeit, keinen Betrug, keine Fälschung und Irreführung, keinen Missbrauch und kein Defizit, keinen Dogmenschwindel usw., die er in alten vergilbten Papieren der Archive oder in mühsamer Feldforschung vor allen anderen herausgefunden hat. In dieser Hinsicht ist Deschner, wie er selbst einige Male vor mir eingestand, ein „Kompilator“, einer, der das übernimmt und zusammenträgt, was andere erarbeitet haben. Auch schriftlich hat Deschner in anerkennenswerter wissenschaftlicher Bescheidenheit erklärt: „Mein Buch“ – es handelt sich um „Abermals krähte der Hahn“, von

dem er viele und lange Passagen später in seine „Kriminalgeschichte des Christentums“ hereinnahm – ist ein „für Laien bestimmtes Buch“, seine „Kirchengeschichte“ sei „von einem Laien für Laien geschrieben“ und fuße „zum größten Teil auf den Ergebnissen der modernen historisch-kritischen christlichen Theologie.“

Deschners Demut ging sogar noch weiter: Er bat einige Theologen und weitere Fachgelehrte, „das Manuskript auf seine historische Exaktheit hin zu lesen. Der Hauptteil wurde von einem der besten theologischen Kenner des antiken Christentums einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen. Ein weiterer namhafter Theologe überprüfte die dem Mittelalter gewidmeten Kapitel ...“ Sein Anliegen, so Deschner, sei es, „dass gerade die Laien einmal in dieser Form erfahren sollen, was zumindest die Gelehrten unter den Klerikalen ja ohnehin längst wissen.“<sup>1</sup>

Obendrein ließ sich Deschner von einem bekannten Schweizer Theologen, Prof. Fritz Blanke, bescheinigen: „Deschner hat die von ihm benützten Bücher – es sind deren gegen tausend! – wirklich verarbeitet und ist mit der neuesten Diskussion vertraut ... Neue eigene Forschung hat Deschner nicht unternommen – das war auch nicht sein Plan –, aber er hat die heutigen kirchengeschichtlichen Kenntnisse und Erkenntnisse zusammengefasst ... Auch über das Neue Testament und seine gegenwärtige Auslegung ist Deschner, der sich vorzugsweise auf die Arbeit der Bultmann-Schule stützt, sehr gut unterrichtet.“<sup>2</sup> Dem pflichtete der bekannte Essayist Jean Améry in „Die Zeit“ bei: Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Deschner habe „historische Fakten – häufig dem Nichttheologen – unbekannter Art“ ausgebreitet und damit „seiner populär geschriebenen Arbeit das Gewicht ernsthafter Wissenschaftlichkeit verliehen.“<sup>3</sup>

Wenn also momentan wieder gegen Deschner aus dem katholischen Lager scharf geschossen wird, neuerdings zum wiederholten Mal vom emeritierten Bamberger Professor für Kirchengeschichte, Georg Denzler, der ihm „Polemik, Geschichtsfälschung, Pseudowissenschaft“ vorwirft und „dem Hobby-Historiker das vernichtende Urteil ausstellt, dass der kenntnisreiche Autor weder historisch denken noch historisch urteilen kann“<sup>4</sup>, dann wenden sich diese Verunglimpfungen gegen Denzler selbst und überhaupt alle kirchlichen Apologeten, denn Deschner bedient sich ja lediglich der Forschungsergebnisse christlicher Exegeten, Altertumsforscher, Mediävisten, neuzeitlicher und moderner Historiker, allerdings so, dass er die Lehren dieser seiner Lehrer gegen sie selbst kehrt<sup>5</sup>. Wie er das macht, darüber wird gleich noch zu reden sein.

Es gibt nämlich kaum einen kirchlichen Theologen, Bibelexegeten, Archäologen, Historiker etc., der seine für die Kirche, ihre Lehren, ihre Herrschaft und Fundamente niederschmetternden Forschungsergebnisse so klar, eindeutig und gravitatisch stehen lässt, wie er zu ihnen gelangt ist. Nein, es kommt sofort, vor und gleich nach derart niederschmetternden Aussagen die Beteuerung, dass damit das unfehlbare kirchliche Lehramt überhaupt nicht tangiert sei, dass die isolierte Aussage eines Fachgelehrten natürlich erst Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

noch in den Gesamtzusammenhang der „ewig gleichgebliebenen“ kirchlichen Verkündigung und Lehrtradition harmonisch integriert werden müsse, dass, wie es selbst der aufmüffigste Befreiungstheologe Leonardo Boff vor Ratzingers Glaubenskongregation demütig zu Protokoll gab, die Theologie eines einzelnen natürlich nichts sei im Vergleich zur Ewigkeitstheologie der Mutter Kirche. Aber selbst ein theologischer Gigant wie Rudolf Bultmann, der wahrscheinlich mit seinen kritischen Forschungsergebnissen und seiner Entmythologisierung der Anfänge des Christentums dessen Grundlagen am meisten bei den Gebildeten unserer Zeit erschüttert hat, bekannte unterwürfig, dass er den Gehorsam des Glaubens an das verkündete Wort über seine Forschung stelle, dass dem „Kerygma“ gegenüber, wenn es sich in der Verkündigung eines Predigers des geoffenbarten Gotteswortes erzeige, selbstverständlich das Opfer des Intellekts zu erbringen sei.

Genau hierin liegt eine Größe der Deschnerschen Kriminalgeschichte, nämlich dass er die Verrenkungen und Verbeugungen der Theologen vor ihrem kirchlichen Lehramt evangelischer oder katholischer Provenienz nicht mitmacht, dass er alle Aufweichungen, Abschwächungen, Verniedlichungen, Verbiegungen, Relativierungen ihrer Aussagen radikal weglässt und wegstreicht, so dass diese Aussagen überhaupt erst in ihrer Unverblümtheit und ungeschützten Nacktheit die kalte, aber erhabene Majestät der Wahrheit widerspiegeln können. Nicht also, dass Deschner uns mit seiner Kriminalgeschichte des Christentums neue Einsichten und Erkenntnisse gebracht hätte, macht die Größe dieser Geschichte aus,

sondern dass er diese nicht von ihm stammenden Einsichten und Erkenntnisse von allem Beiwerk gereinigt hat, so dass sie jetzt erst in ihrer ganzen wuchtigen Relevanz auf indoktrinierte, mit Dogmen, Glaubenssätzen, frommen Anmutungen, Märchen, Legenden und Mythen vollgestopfte Gehirne durchschlagend, aber auch erhellend wirken können. Genau das ist Aufklärungsarbeit im besten klassischen Sinn dieses Wortes! Deschners Standardwerk einer alternativen Kirchengeschichte führt also gerade mit Hilfe der Methoden, Einsichten, Erkenntnisse, der Forschungsergebnisse und Argumente der Theologen der Kirche dieselbe ad absurdum, widerlegt sie durch deren eigene Forscher und Forschungsergebnisse.

Wenn „Wahrhaftigkeit die Grundlage allen geistigen Lebens“ ist, wie Albert Schweitzer 1934 schrieb<sup>6</sup>, dann hat Deschner sogar den kritischen Theologen einen Dienst erwiesen, denn er hat ihre Forschungsergebnisse erst aus der kirchlichen Zwangsjacke befreit. Immer noch ist ja die historisch-kritische Forschung über die Grundlagen des Christentums das „bestgehütete Geheimnis der Kirche“.<sup>7</sup> Zwar kriegen die künftigen Priester und Prediger des Christentums einiges von dieser Forschung in ihrer Grundausbildung mit, aber sie dürfen es in der Volkskatechese nachher nicht verwerten, sonst drohen Suspension, Lehrzuchtverfahren etc.<sup>8</sup> So haben wir es mit einer typischen »Zwei-Klassen Theologie« der Kirche zu tun, einer für die höhere Klasse der Theologen, einer für das Volk.<sup>9</sup> Deschner hat diese Mauer zwischen den zwei Klassen niedergedrückt, hat den theologisch nicht Eingeweihten die bereinigten, auf den schnörkellosen, opportunitätsfreien Punkt

gebrachten Ergebnisse bibelexegetischer und kirchenhistorischer Forschung seriös und verständlich präsentiert und serviert. Insofern kann ich in Bezug auf Deschners „Kriminalgeschichte des Christentums“ und deren Kurzfassungen wie z.B. „Memento!“<sup>10</sup> Hans Wollschlägers Charakterisierung seines Werkes als Schmähschrift, als „ein einziges gewaltiges Pamphlet“ und „nicht das Ideal selbst, zu dem die Geschichtsschreibung gelangen muss“<sup>11</sup>, nicht akzeptieren.

In Wirklichkeit kommt Deschner dem Ideal der Geschichtsschreibung zumindest sehr nahe. Er hat geradezu eine *neue literarische Kunstform der Geschichtsschreibung* geschaffen. Jedenfalls ist seine »Kriminalgeschichte des Christentums« die qualitativ beste Kirchengeschichte in literarisch anspruchs- und niveaivollem Gewand, die es überhaupt gibt. Das verdankt sich dem Umstand, dass Deschner eben nicht nur Historiker, sondern auch Schriftsteller ist. Die Qualität dieser literarischen Kunstform der Geschichtsschreibung Deschners zeigt sich gerade auch im Vergleich zu anderen Kirchengeschichten. Franz Buggles beachtliches Werk „Denn sie wissen nicht, was sie glauben“<sup>12</sup>, inhaltlich vortrefflich, ist stilistisch ein schwieriges, holpriges Gelände, durch das sich ein akademisch nicht Vorgebildeter mühsam durcharbeiten muss. Aber auch stilistisch elegantere Kirchenhistorien wie Peter de Rosas „Gottes Erste Diener“<sup>13</sup>, Rainer Scheppers „Das ist Christentum“<sup>14</sup>, Horst Herrmanns „Passion der Grausamkeit“<sup>15</sup> oder auch meine „Neue Inquisition“<sup>16</sup> müssen Deschners »Kriminalgeschichte« den ersten Platz überlassen, ganz abgesehen davon, dass dieser seinen flüssigen Sprachduktus und die Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

permanente literarische und gut verständliche Formulierung auch kompliziertester Faktenkonstellationen acht Bände lang durchhält, während die gerade genannten Werke der anderen Autoren zwar voluminös, aber nur einbändig sind. Also: Eine komplette, umfassende Kirchengeschichte auf durchgehend höchstem literarischem Niveau – das hat es noch nicht gegeben und steht einmalig da!

Trotz dieser Superlative, mit denen wir Deschners Kirchengeschichte bedenken (also nicht nur seine „Kriminalgeschichte des Christentums“ sondern auch seine anderen kirchengeschichtlichen Publikationen, die allerdings meist nur Auszüge, Kurzdarstellungen, partielle Wiederholungen des in der „Kriminalgeschichte“ Gesagten sind), dürfen wir auch die Grenzen seines Werkes nicht übersehen. Eine Grenze ist die *induktive Methode*, der er sich bedient. Wie umfassend seine Kirchengeschichte auch sein mag, wie mühselig und mit welcher ehrgeiziger Intention auf Vollständigkeit er auch Fakt auf Fakt anhäuft, Verbrechen an Verbrechen reiht, sie kann nicht restlos alle Negativa umfassen, weil so vieles verloren, vernichtet, unterdrückt wurde, weil aus den Nebeln der Vergangenheit auch immer wieder ein positives Faktum auftauchen kann, das den systematischen Duktus von Deschners negativ-alternativer Kirchengeschichte stört oder stören könnte. Sein Ziel, die Kirche als die größte Verbrecherorganisation aller Zeiten herauszuarbeiten, kann er auf diesem induktiven Weg nicht erreichen. Das ist eine Sisyphos-Arbeit, die nicht zum Ziel führen kann, die nicht mal zu beweisen vermag, dass das Christentum die schlechteste aller Religionen und Institutionen ist, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

obwohl Deschners Intention in diese Richtung geht. Höchstens beweist sie, dass jede menschliche Gruppe, die in den Besitz solcher Macht wie die der katholischen Kirche kommt, genau die gleichen Kanailen, Gangster, Halunken, Henker, Fälscher, Inquisitoren, Massenmörder etc. pp. hervorbringt. Es ist eben so, dass kein -ismus (Kommunismus, Atheismus, Kapitalismus, also auch Christianismus, Katholizismus usw.) durch die Auflistung der von ihm begangenen Verbrechen endgültig widerlegbar ist, weil es die induktive Methode eben nicht gestattet, ein allgemein geltendes Gesetz aufzustellen.

Um die katholische Kirche trotzdem als die monströseste und dämonischste Herrschaftsinstitution in der Perspektive der letzten zweitausend Jahre zu erweisen, bedarf es einer *philosophisch-soziologischen Analyse*, die bei Deschner fehlt und die „deduktiv“ aus den hierarchischen, vermeintlich von Gott geoffenbarten und geschenkten Strukturen die eherne, logische Notwendigkeit des Gesamts aller Verbrechen, aller abscheulichen Machtperversionen herleitet. Das leistet in etwa Eugen Drewermanns Buch „Kleriker“ (wahrscheinlich das beste in der Flut der schon etwa hundert Bücher dieses Schnellschreibers)<sup>17</sup>, das geschieht auch in meinen Büchern „Religion – Möglichkeit oder Grenze der Freiheit“<sup>18</sup> und „Verrat an der Botschaft Jesu – Kirche ohne Tabu“.<sup>19</sup>

Deschner ging nicht diesen Weg der philosophisch-soziologischen Analyse, er ging auch *nicht den Weg der großen Philosophen und Psychologen* wie Feuerbach, Marx, Nietzsche, Freud, Fromm usw., die neue, kühne, revolutionäre Religionstheorien in die Welt setzten und die Religion als Wunschprojektion, Opi-

um des Volks, universale Neurose oder Schutzmechanismus der Schwachen philosophisch und psychoanalytisch herausarbeiteten.<sup>20</sup> Deschner ging den anderen Weg, den der minutiösen, detaillierten Kleinstarbeit, mit Hilfe welcher er Tausende, ja beinahe Millionen Verbrechen der Kirche, eben ihr ungeheures Kriminalitätspotential auflistete und seiner staunenden Lesergemeinde servierte. Er bestätigte damit auch konkret, anschaulich, ja massiv-demonstrativ die Theorien der vorhin genannten großen Pioniere der philosophischen, psychologischen und ökonomisch-sozialen Religionskritik. Deren Genie stellte er seinen phänomenalen Fleiß ebenbürtig an die Seite, deren sachlich-nüchternem, teilweise abstraktem Stil seine neue Kunstform einer glänzenden literarischen Verarbeitung einer großen Verbrecher- und Verbrechensgeschichte, so dass sich seine acht Bände wie ein einziger gewaltiger Roman, eben ein Sachbuch-Roman lesen, eine phantastische Geschichte, die trotzdem nichts Phantasiertes, sondern die reine Wahrheit enthält.

Im Licht dieser Tatsache, dass Deschner keine kritische Religionsphilosophie, -soziologie oder -psychologie entwickelt hat, weil sein Bestreben gar nicht in diese Richtung ging, weil er die Theorien anderer Denker nur mit Leben, mit einem überbordenden induktiven Material füllen wollte, müssen jetzt aber auch einige weitere Grenzen des Phänomens Deschner angesprochen werden: Deschner kann nicht, wie einige seiner kritiklosen Bewunderer tönen, „in einem Atemzug“ mit den großen Religionskritikern „Auguste Comte, Ludwig Feuerbach, Karl Marx, Sigmund Freud oder Max Stirner“<sup>21</sup> oder Friedrich

Nietzsche genannt werden. Er gehört gar nicht in diese Reihe. Er ist in seinen kirchenkritischen Büchern kein Philosoph, sondern ein literarisch arbeitender und verarbeitender Historiker, auch kein „Religionspsychologe“, wie ihm einer seiner Schweizer Freunde, Robert Mächler, in der „Basler Zeitung“ freundlicherweise attestiert.<sup>22</sup> Mit Nietzsche ist Deschner nur als Aphoristiker vergleichbar, nicht aber mit ersterem, soweit dieser seine Religionskritik in sein philosophisches System der ewigen Wiederkehr, des Übermenschlichen, des Willens zur Macht und der universalen „Scheinbarkeit“ alles Wirklichen gestellt hat. Insofern gehört Deschners Werk auch nicht „auf die Regale unmittelbar neben den Werken des Aurelius Augustinus, neben der Summa Theologiae des Thomas von Aquin und neben den Lexika für Theologie und Kirche“.<sup>23</sup> Ich glaube nicht einmal, dass Deschner sich in solcher Nachbarschaft wohl fühlen könnte. Auf jeden Fall ist Deschner weder *Kirchenphilosoph* wie die beiden Genannten noch Philosoph. Ebenso falsch ist es, wenn ein Luxemburger Blatt behauptet, Deschner ersetze „sozusagen ein ganzes Jahrhundert der Aufklärung.“<sup>24</sup> Das wäre dann doch eine furchtbar tragische Lücke, die er nicht füllen kann, weil Aufklärung der primär *philosophisch* fundierte Protest gegen Kirche, Thron und Altar sowie jede institutionalisierte Religion war.

Insofern stimmt auch nicht die Behauptung, wonach „Deschner der größte Kirchenkritiker und Religionskritiker aller Zeiten“<sup>25</sup> sei. Als Religionskritiker kann Deschner schon deshalb nicht gelten, weil er die Religionen in seinen Büchern praktisch gar nicht in den Blick bekommen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

oder genommen hat, weil er die großen Weltreligionen wie Buddhismus, Hinduismus, Taoismus, Konfuzianismus, Islam nicht behandelt oder nur ganz marginal streift. Deschners Kritik der Religion, wenn man schon – unberechtigterweise – davon sprechen will, ist eine Kritik des Christentums. Sollte er glauben, damit alle Religionen widerlegt zu haben, so wäre das typisch abendländisch gedacht, und er hätte auf diese Weise die gewaltigen Strukturunterschiede der asiatischen Religionen zum Christentum glatt übersehen.

Ich teile mit Professor Hermann Josef Schmidt die Auffassung von Deschner als dem literarisch „brillantesten Kirchenkritiker“ des 20. Jahrhunderts, kann ihm aber nicht folgen, wenn er ihn auch als den „substantiellsten Kirchenkritiker“<sup>26</sup> bezeichnet, denn dazu fehlt dem so Gelobten die philosophische und psychoanalytische Substanz, mit der die Comtes, Feuerbachs, Freuds, Fromms usw. die Signatur des 19. und 20. Jahrhunderts noch viel entscheidender geprägt haben als jede nur historische Sicht und Darstellungsweise. Im ganz strikt-definitiven Sinn ist Deschner nicht einmal Kirchenkritiker, weil er keine philosophisch-soziologische Strukturanalyse des Christentums und der Kirche vorgelegt hat, vielmehr nur die kriminellen Fakten derselben historisch behandelt hat. Ganz präzise gesagt: Deschner ist *Kirchengeschichtskritiker*, nicht Kirchenkritiker, schon gar nicht „der bedeutendste Kirchenkritiker des Jahrhunderts“ (Wolfgang Stegmüller<sup>27</sup>), wo er doch, wie wir weiter oben sahen, nur der Kompilator der Erkenntnisse und Forschungsergebnisse anderer war. Es bleibt bei Größe und Grenzen des Deschnerschen Werkes, wie sie ein bekannter Ge-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

lehrter im Brief an ihn umschrieben hat: „Was unseren gelehrten Büchern versagt bleiben wird, Ihrem Werk dürfte es gelingen: die Masse der Gebildeten mit den Ergebnissen der modernen Forschung über das Christentum bekannt zu machen“.<sup>28</sup>

Nach Weglassung aller unberechtigten Lobeshymnen bleibt immer noch genug von der wahren Größe Deschners übrig, wie ich sie im Vorhergehenden trotz aller von der Sache her geforderten Einschränkungen herauszuarbeiten versuchte. Für die Nachwelt wird ohnehin nur diese eingegrenzte Größe Bestand haben. Es kann eben keiner der „größte Kirchenkritiker aller Zeiten“ sein, dessen Werke eine fundamentale Abhängigkeit von den Forschungsergebnissen der historisch-kritisch arbeitenden Theologen aufweisen.

Das Phänomen Deschner beschränkt sich aber keineswegs auf seine Kirchengeschichte. Seine Größe liegt auch in seinen *Aphorismen*. Es sind echte Perlen, ja Kronjuwelen darunter, Sprüche von einer Eleganz der Formulierung, von einer prägnanten Kürze und treffsicheren Pointierung, die ihresgleichen im ganzen aphoristischen Blätterwald der Gegenwart suchen, die auch an Nietzsches Aphorismen erinnern, diese teilweise noch übertreffen. Hier braucht sich Deschner, anders als in seiner „Kriminalgeschichte“, nicht an die Vorgaben der historisch-kritischen Theologen zu halten, hier kann sich sein Geist zu höchster Freiheit und Unabhängigkeit hinaufsteigern. Was Deschner in herrlichen Bonmots über »Geist und Kunst«, »Mensch und Leben«, »Geschichte und Politik«, »Gesellschaft, Recht und Natur« sagt, ersetzt in mancherlei Hinsicht ganze Bände langatmiger Ausführungen zu diesen Themen.<sup>29</sup> Unüberbietbar seine Cha-

rakterisierung der heutigen Demokratien als „die Kunst, dem Volk im Namen des Volkes feierlich das Fell über die Ohren zu ziehen“ oder als „die Kunst, für viele möglichst wenig und für wenige möglichst viel zu tun“, des „Geschäfts der Politik“ als der „Politik des Geschäfts“, des Politikers, für den es typisch sei, „nicht, dass er eine Partei vertritt, sondern dass er jede vertreten könnte.“<sup>30</sup>

Aber ein um Objektivität bemühter Kritiker darf auch nicht darüber hinwegsehen, dass Deschner das bestechend hohe Niveau seiner Aphorismen nicht durchgängig zu halten vermag. Besonders in seinen Aphorismen zu „Religion und Klerus“ finden sich zwar auch wieder eine Reihe markanter, stilsicherer Charakterisierungen, aber auch triviale Pauschalurteile. So wenn er Religion ganz allgemein und ausnahmslos schlecht macht: „Je größer der Dachschaten, desto schöner der Aufblick zum Himmel“. Hier rächt sich der methodologische Fehler seiner „Kriminalgeschichte“: er kann die durchgehende Schlechtigkeit des Christentums, das er als Modell von Religion überhaupt sieht, nicht beweisen, so dass deshalb auch das eben zitierte Pauschalurteil falsch ist. Im übrigen hat die Ablehnung, ja Verfolgung jeglichen Aufblicks zum Himmel in den von Stalin, Mao Tse Tung, Ho Tsching Minh oder Pol Pot beherrschten Ländern ja zu ganz ähnlichen mörderischen Ergebnissen geführt.

Deschner widerlegt sich bei seinen Pauschalurteilen gegen die Religion allerdings auch selbst. Einerseits: „Glaube ... der häufigste Zustand partieller Unzurechnungsfähigkeit ... der Krückstock, mit dem Lahme ihre Flügel in höhere Welten bestreiten ... Dass Glaube etwas ganz ande-

res sei als Aberglaube, ist unter allem Aberglauben der größte“. Andererseits: „Im Grunde bin ich ein aus lauter Zweifeln bestehender gläubiger Mensch“.<sup>31</sup> Weiter: Einerseits „Beten heißt den Himmel melken wollen“.<sup>32</sup> Andererseits: „ich bete heute noch manchmal“, „ich selbst bete heute noch manchmal zu Gott“, „ich schäme mich manchmal, wenn ich Gott lästere“, „ich selbst habe oft zu Gott gebetet“.<sup>33</sup>

Deschner sollte sich mal den Atheisten Erich Fromm mit dessen Ausführungen zum Glauben als intuitiver Kraft bei der Vorbereitung und Ausbrütung wissenschaftlicher Entdeckungen, Erfindungen, Problemlösungen zu Gemüte führen, um eine differenziertere Sicht des Glaubens zu gewinnen.<sup>34</sup>

Auch da rächt sich, dass Deschner zu sehr an der Vorstellung festklebt, Glaube sei immer Dogmenglaube. Er ist in dieser Hinsicht sozusagen ein Opfer seines Berufs. Denn in „Der gefälschte Glaube“, einem Kompendium alternativer Dogmengeschichte, führt er zwar systematisch ein Dogma nach dem anderen im Gefolge kritischer Theologen und Historiker ad absurdum, wobei ihm wahre Kunststücke gelingen, z.B. eine glänzend ironische Widerlegung des Trinitätsdogmas, aber am Ende sieht er vor lauter Dogmen nicht mehr das weite Feld dogmenfreien Glaubens als Welt-, Daseins- und Sinnvertrauen, ohne das im Grunde kein Mensch leben kann, auch der Skeptiker und Nihilist nicht, es sei denn, er beginge logischerweise sofort Selbstmord.

Deschner scheint auch von dem fatalen Fehler betroffen, Religion stets mit dem Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Glauben an Gott gleichzusetzen, ohne auf das weitverbreitete Phänomen einer »Religiosität ohne Gott« Rücksicht zu nehmen.<sup>35</sup> Der schon erwähnte Erich Fromm hat sogar in ausführlichen Analysen Karl Marx und Albert Einstein eine »Religiosität ohne Gott« bescheinigt. Es ist klar, dass Deschner alle Religion ablehnen muss, wenn er sie mit Gottesglauben identisch setzt. Auch wenn er immer wieder mal in Gebete zu Gott zurückfällt, so dürfte die Ablehnung Gottes bei ihm persönlich doch überwiegen, daher also auch die Ablehnung jeder Religion und Religiosität.

Ich nannte diesen Fehler einen fatalen, weil er in seiner theoretischen und praktischen Konsequenz einen frappanten Widerspruch zu der von Deschner, seinem Mäzen Herbert Steffen und Dr. Schmidt-Salomon von Internationalem Bund der Konfessionslosen und Atheisten ins Leben gerufenen »Giordano-Bruno-Stiftung« darstellt. Bruno negierte den christlichen Glauben und den persönlichen Gott, damit nach Deschner und seinen treu ergebenden Gefolgsleuten jeglichen Glauben, jegliche Religion. Aber Bruno war einer der Spitzenvertreter einer »kosmischen Religiosität« und sogar des Unsterblichkeitsglaubens: „Nachdem der Weltgeist in allem lebt, ist es unmöglich, dass irgendein wahres Wesen der Vernichtung anheimfallen oder einen endgültigen Tod erleiden kann“.<sup>36</sup> Große Theoretiker der Physik wie Albert Einstein und Sir James Jeans würdigten den angesichts der feudalistisch-ekklesiokratischen Strukturen des Mittelalters bahnbrechenden und revolutionären religiös-mystischen Pantheismus Giordano Brunos mit größter Hochachtung.<sup>37</sup> Könnte es Giordano Bruno, wenn er noch lebte, gefallen, dass seine Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ne Stiftung von total Religionslosen geleitet wird?

Bedenkt man obendrein, dass es »Revolutionen aus Religion« (so Ernst Bloch über Thomas Müntzer), einen gewaltigen »Feldzug ohne Schwert, ohne Gewalt« des Hindu Mahatma Gandhi gegen ein ganzes, nämlich das britische Imperium gegeben hat, dann wird die Niveaulosigkeit des „Dachschaden“-Aphorismus von Deschner und einiger seiner anderen Sprüche über Religion und Metaphysik vollends evident.

Deschner sieht obendrein in jeglicher Mystik nur verkappte, sich verstellende und versteckende Sexualität<sup>38</sup>, ganz im Gegensatz zu Giordano Bruno, der ein Naturmystiker war und der das System einer philosophisch-religiösen Mystik der Natur, des Kosmos, der vielen Universen schuf.

Sein totales Religionsverdikt kann Deschner auch in seiner Einstellung zur religiösen Gestalt Jesu nicht durchhalten. Mich stört schon, dass er den synoptischen Jesus fast nur positiv sieht, beinahe alle Schuld am Unheil des Christentums von Paulus ausgehen lässt. Insofern geht auch durch seine „Kriminalgeschichte des Christentums“ ein Bruch, der aber dazu beitrug, dass christliche Leser in Deschner einen Anwalt der Parole »Jesus ja – Kirche nein« sahen. Das ging so weit, dass selbst der erzkonservative damalige Bayerische Kultusminister Hans Maier, lange Jahre Präsident des Zentralrats der deutschen Katholiken, Deschner ein Stipendium gewährte. Auch orthodoxeste Katholiken spüren ja heute und seit geraumer Zeit, dass ihre Kirche dringend renoviert werden muss. Was eignet sich dazu besser als der von allem Makel befreite My-

thos Jesus. Deschner sieht – außer der irr-  
tümlichen Naherwartung des Gottesreichs  
– bei Jesus keine ethischen Fehler. Die  
sind aber sogar in den ihn verklärenden  
synoptischen Evangelien und dem des Jo-  
hannes durchaus aufspürbar.<sup>39</sup> Auf einer  
Tagung in Berlin, auf der ich anwesend  
war, erklärte Deschner allerdings auf eine  
diesbezügliche kritische Anfrage hin, er  
habe die Anfänge des Christentums nur  
aus taktischen Gründen so positiv gezeich-  
net, um Christen nicht vom Lesen seiner  
Bücher abzuhalten. Das wäre dann aber  
ein Makel an seiner Wahrhaftigkeit.

Aber ich glaube nicht, dass Deschners  
ideale Darstellung der Person Jesus aus  
taktischen Gründen erfolgte. Zu klar, zu  
eindringlich, zu aufrichtig klingen da sei-  
ne eigenen Beteuerungen: „Während mei-  
ne Ablehnung des kirchlichen Christen-  
tums noch wuchs, änderte sich meine Ein-  
stellung zum biblischen Jesus fundamen-  
tal. Ich erinnere mich einiger Augenblik-  
ke in einsamen Nachtstunden, in denen  
mir vor Erschütterung über seine Erschei-  
nung die Tränen in die Augen traten. Die-  
se neue, vertiefte Verehrung des synopti-  
schen Jesus verdanke ich, wie ich gerne  
bekenne, dem Studium der historisch-kri-  
tischen Theologie ... dieser Theologie, der  
einzigen, die, historisch und logisch ge-  
sehen, ernst genommen zu werden ver-  
dient“.<sup>40</sup> Man müsse einfach als „maßgeb-  
lich betrachten ... was Generationen hi-  
storisch-kritischer Theologen mit unend-  
licher Mühe und Akribie geleistet ha-  
ben“.<sup>41</sup> Deschner entschuldigt sich sogar  
bei diesen Theologen, sie möchten doch  
in seinen Ausführungen „ein paar Laien-  
Bemerkungen ... mit christlicher Lieben  
nachsehen“.<sup>42</sup> Nochmals betont er nach-  
drücklich: „... ich stehe mit Ehrfurcht und  
Liebe vor der Gestalt des synoptischen

Jesus“. Das gelte selbst für den Fall, dass  
Jesus evtl. gar nicht existiert habe: „Nein,  
die Gestalt des leidenden Gerechten ver-  
liert ... für mich ihre Größe und Symbol-  
kraft nicht. Und ebenso wenig die Gestalt  
jenes friedliebenden Jesus“<sup>43</sup>, der, so  
möchte ich hinzufügen, keine Probleme  
damit hatte, Feuer und Schwefel auf die  
Städte herabzuwünschen, die ihn, den gro-  
ßen Missionar, nicht aufnehmen wollten.  
Tut mir leid, hier ist mir Deschner zu sen-  
timental, zu romantisch-verklärend.

Kein Wunder daher, dass zum ansehnli-  
chen Heer seiner ihn mit beachtlichen  
Summen unterstützenden Förderer auch  
eine Reihe von Christen gehört. Ihnen  
wird Deschner auch damit imponiert ha-  
ben, dass seiner Überzeugung nach das  
Christentum gar nicht unbedingt eine reale  
Grundlage in der Geschichte haben müs-  
se, die »tiefere Wahrheit« des Christen-  
tums begründe ausreichend seine Daseins-  
berechtigung. Er zitiert in diesem Zusam-  
menhang zustimmend Paul Feines Satz:  
„Große weltgeschichtliche Ereignisse wie  
die Entstehung des Christentums beruhen  
nicht auf Unwahrheit. Was sich so in der  
Geschichte der Menschheit zur Geltung  
gebracht hat wie das Christentum, wird  
einen realen Untergrund haben!“<sup>44</sup> (Als ob  
sich nicht jede rücksichtslose, brutale  
Machtpolitik stets in der Weltgeschichte  
real in Erscheinung zu bringen vermoch-  
te!) Und ebenso zustimmend den Satz des  
Theologen Hermann Raschke, dass die  
Wahrheit des Christentums „gerade, weil  
sie Wahrheit ist, von der realen Wirklich-  
keit niedergetreten und vernichtet“ wer-  
den könne.<sup>45</sup> (Als ob Systeme und Insti-  
tutionen, die ideologische Verkörperungen  
der Lüge, des Betrugs, der Unwahrheit  
sind, nicht auch von der realen Wirklich-  
keit vernichtet werden könnten).

Angesichts der Idealisierung des Ursprungs des Christentums und der Gestalt Jesu durch Deschner kann von einer wirklich einheitlichen „Kriminalgeschichte des Christentums“ nicht die Rede sein.<sup>46</sup> Deschner hat sein Programm einer durchgehend negativen Kirchengeschichte nicht konsequent durchgezogen, vor allem, wenn man bedenkt, dass auch schon der Uranfang des Christentums mit der Gestalt Jesu nicht einfach einen reinen, idealen kirchen- und institutionslosen Status darstellt. Deschner aber bleibt auch in späteren Werken seines Lebens bei dem, was er mit den Worten des Nietzsche-Freundes Overbeck so ausdrückt: „Alle schönen Seiten des Christentums knüpfen sich an Jesus, alle unschönen an Paulus. Gerade dem Paulus war Jesus unbegreiflich.“<sup>47</sup>

Man hat an Deschners kritischer Kirchengeschichte vor allem den moralkritischen Aspekt hervorgehoben. Horst Herrmann: „Deschner ist ein Moralist, wie es – innerhalb der kirchlichen Mauern – keinen vergleichbaren gibt.“ Hermann Josef Schmidt in seiner Laudatio auf Deschner zu dessen 80. Geburtstag: „Sie und niemand sonst sind es, der die erste primär ethische detaillierte Kritik der gesamten Geschichte hierzulande dominanter Religionen ... im Zusammenhang darzustellen sich entschlossen ... hat.“ Nach Norbert Hoerster hat Deschner durch seine Bücher die These von der „Unverzichtbarkeit (des Christentums) für eine humane Moral“ widerlegt.

Zweifellos kritisiert Deschner von einer hohen ethischen Warte aus die Verbrechen und Verbrecher des Christentums. Er misst deren Leben, ihre Praxis an den Idealen, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

die sie verkünden. Als rigoroser Moralist prüft er sie im Hinblick auf die höchsten ethisch-humanen Maßstäbe. Logisch und konsequent, dass die großen Übeltäter der Christenheit seine Prüfung nicht bestehen. Das alles ist legitim und nachvollziehbar. Aber gerechterweise muss auch gefragt werden, ob Deschner selbst seinem ethischen Programm gerecht werde, ob die von jeglichem Humanismus geforderte Einheit von Theorie und Praxis, von ethischem Ideal und moralischem Handeln bei ihm selbst stimme.

Im Allgemeinen soll ja die Privatmoral der Menschen außen vor bleiben. Bei Deschner verbietet sich das gleich aus mehreren Gründen: 1. Er ist eine prominente Person der Zeitgeschichte und des öffentlichen Lebens; 2. Er ist ein rigoroser Moral-kritiker der kirchlich geprägten Gesellschaft, tritt mit dem Anspruch auf, ihre Theorien und Ideale an ihrem praktischen Handeln zu messen; 3. Er selbst macht in seinen Schriften Ausflüge in seine eigene private Moral; 4. Er wollte im Rahmen des Gesamts seiner Moralkritik am Christentum auch dessen spießbürgerliche Moral ad absurdum führen.

Dementsprechend hier einige Widersprüche in Deschners Leben: „Ich weiß“, gibt er zu, „es ist so viel wichtiger, gut zu sein als gut zu schreiben, und doch war es mir immer so viel wichtiger, gut zu schreiben als gut zu sein.“<sup>48</sup> „Täglich denke ich an meinen Sohn“ (1959-84) „Du und deine Bücher, sagte er. Ich las in Büchern, während er zugrunde ging“.<sup>49</sup>

Deschner muss sich an den von ihm selbst aufgestellten sozial-ethischen Maßstäben messen lassen: Von den millionenschweren Unternehmern Schwarz, Steffen,

Reemtsma usw. lässt er sich unterstützen, betont aber gleichzeitig, dass „Reichtum selten mehr ist als der Rest von Verbrechen“, dass „große Vermögen und große Verbrechen gewöhnlich zusammengehören wie Dotter und Ei“, dass „Geld verdienen keine harmlose Sache ist. Und je mehr man verdient, desto weniger harmlos ist es.“ Gegen die Unternehmer generell gerichtet, sagt Deschner: „Ich bezweifle nicht, dass ein Unternehmer Geld ehrenhaft verdienen kann. Ich frage nur, hat er es immer so verdient und wird er es immer so verdienen, ja, ist es überhaupt ehrenhaft verdient, wenn er es zwar ehrenhaft verdient, aber mit zuvor unehrenhaft verdientem Geld?“<sup>50</sup>

Wer Deschner wirklich kannte und kennen will, weiß, dass dieser Asket und Epikureer, Enthaltensapostel und Genussmensch, düsterer Weltflüchtling und in üppigen Farben und Kunstwerken schwelgender Ästhet und Hedonist in einem ist. Dialektik einer Person! Geheimnis einer reich veranlagten Persönlichkeit!

In die tiefen Abgründe von Deschners widersprüchlichem Wesen führt wohl am effektivsten sein Saulus-Paulus-Erlebnis mit den Tieren. Die ungeheure Spannweite seiner Psyche, ausgespannt zwischen den wahrlich extremsten Polen von Licht und Schatten, von Gut und Böse, ja, von tollwütigster, wollüstigster Mordlust und universaler, wunderbarer Güte offenbart sich nirgendwo so deutlich und krass wie in den zwei gegensätzlichen Phasen seiner Einstellung zum Tier. Deschner beschreibt die erste Phase mit rückhaltloser, ja leidenschaftlicher Offenheit. Die Beschreibung, literarisch auf höchstem Niveau, ist inhaltlich eine Katastrophe seiner Humanität. O-Ton des „leidenschaft-

lichen Wilderers“ Deschner: „... ich habe Hunderte von Tieren zerstört, ich habe sie erschossen, ich habe getötet, ich konnte es zuletzt nicht mehr, ich habe es aufgegeben, ich habe zu oft an die Tiere gedacht, an den Keiler, dem ich das ganze Maul zerschossen hatte, alles lag voll Zähne und Kieferknochen, und er war fort, und es war strenger Winter, und ich wusste, dass es kein tödlicher Schuss war, und dass das Tier elend verhungern musste. Und ich habe oft an den Adler gedacht, den ich angeschossen hatte, und der dann mit schlagenden Flügeln und hohem Hals auf mich zukam, und ich habe so lange mit einem Stock auf ihn eingedroschen, bis er tot war. Und die Ente, die ich geflügelt hatte, und auf die ich dann einschlug, bis der Rumpf ohne Kopf dalag und zuckte. Und die Sau, die ich im Sommer zwischen zwei Getreidefeldern schoss und die dann im Getreide lag und wie wild das Getreide niederwälzte, und dann klagte sie laut, der ganze Abend hing voll von ihrem Schrei, und zwanzig Schritte hinter ihr kamen plötzlich Frischlinge, viele Frischlinge, sie wackelten so schnell sie konnten mit ihren kleinen Leibern den Hang hinauf, und ich wusste jetzt, dass ich die Mutter erschossen hatte. Und der Rehbock, den ich zu tief traf, und der dann viele Woche später mit halbverfaultem Vorderlauf, mit einem Vorderlauf, der schon stank, vom Nachbar geschossen wurde. Und der andere Bock, mein zweiter Bock, den ich abnicken wollte, weil das als weidmännischer galt, und wie ich ihn dann metzelte, wie ich dreimal auf seinen Kopf einstach, ohne die richtige Stelle zu finden, und wie das Tier unter mir zappelte und schrie, und wie ich immer wieder hochfuhr, und wie der Bock dann unter mir lag, still unter mir lag und war-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

tete, und wie er mich mit seinen Augen ansah, und wie ich wusste, dass ich ihn umbringen musste, dass ich verdammt war, ihn umzubringen, und oben hing der Himmel und splitterte blau über den Buchen und die Vögel piepsten und es war Sonntagnachmittag. Ach, ich könnte Dutzende von Tieren aufzählen, die ich gefoltert habe, und Dutzende von Tieren gab es bestimmt, die ich gefoltert habe, ohne dass ich es weiß, die ich angeschossen habe und die dann irgendwo verstunken, elend irgendwo verstunken sind oder vom Hund oder vom Fuchs gerissen worden sind ... Ich habe mehr als ein Dutzend Böcke gewildert, aber es hat mir großen Spaß gemacht, es war eine tolle Zeit, ja, es war eine wundervolle Zeit ... eine aufregende Zeit, nur zuletzt haben meine Nerven versagt, und ich habe es sein lassen.“ Aber auch heute noch – im Rückblick – preist Deschner diese hemmungslose Jagdphase seines Lebens: „Zwei Sommer lang habe ich gewildert, zwei wundervolle Sommer lang ...“<sup>51</sup>

Man kann nur hoffen, dass Deschners Hymne auf die Jagdlust möglichst wenige zu Gesicht bekommen, denn die Leidenschaft der Beschreibung seiner damaligen Aggression gegen Tiere könnte das latente Aggressionspotential so manchen jungen Menschen auch heute noch durchaus in die falsche Richtung (ver)führen. Nun ist Deschner seit drei Jahrzehnten Vegetarier, aber man fragt sich, warum er dann in der Broschüre zum Erscheinen seines bisher letzten Bandes der »Kriminalgeschichte« diese zwar suggestiv geschriebene, aber blutrünstige Story wieder aufleben lassen muss und ihr noch bescheinigt, die wundervollste Zeit seines Lebens gewesen zu sein.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Aber derselbe Deschner hat sein enormes Aggressionspotential inzwischen von den Tieren abgezogen und auf die Kirche umgelenkt. Einer seiner engsten Freunde und Bewunderer, Professor Hermann Josef Schmidt, spricht deshalb von „transformierter Jagdleidenschaft“ bei Deschner.<sup>52</sup> Teilweise kann man auch von Sublimation sprechen. Zwar eignet sich die Kirche nicht für die Sublimation des triebhaften Potentials einer Seele. Wer sich mit Kirche ernsthaft befasst, muss gerade aus ethisch-humanen Gründen eigentlich immer aggressiver gegen sie werden. Aber Deschner hat zumindest einen Teil seiner Aggressionslust zu einer großartigen Tierethik hinaufsublimiert. Seine Aphorismen zur Achtung und zum Schutz der Tiere<sup>53</sup> halte ich für noch schöner als alle seine anderen Aphorismen zusammen. Wir haben es bei seinen Tier-Aphorismen mit dem höchsten Ausdruck menschlicher Güte, menschlicher Ehrfurcht, menschlicher Liebe, menschlicher Feinfühligkeit zu tun. Und Deschner hat es zuerst selber schmerzlichst-tief empfunden, was er von allen einigermaßen Sensiblen sagt: „Das Elend dieser Tiere, dieser permanente Massenmord, ... müsste eigentlich jeden auch nur halbwegs Sensiblen sofort um den Verstand bringen.“<sup>54</sup>

Deschner hat mit den Dämonen in seiner Seele gerungen und sie in Gestalt seines theoretischen und praktischen Engagements für die Tiere auch bezwungen. Das ist eine ethische Tat! Um so mehr wunderte mich sein Eintreten für die totale Determiniertheit des Menschen im Anschluss an die Neurologen und Gehirnphysiologen Wolf Singer, Gerhard Roth und andere Neo-Deterministen, wie das aus seiner

Rede anlässlich der Feiern zu seinem 80. Geburtstag hervorging. Hier ist nicht der Ort, um detailliert nachzuweisen, dass die deterministische These sich nicht verträgt mit einer konsequent agnostischen Einstellung, zu der Deschner sich bekennt. Das »Bewusstsein-Gehirn-«, »Geist-Leib-Verhältnis« gehört zu jenen letzten Seins- und Sinnproblemen, die durch keinen Beweis in welcher Richtung auch immer zu lösen sind.<sup>55</sup> Wer das trotzdem behauptet, wird zum Dogmatiker, nicht sehr unterschieden von den Dogmatikern unfehlbarer kirchlicher Couleur. Deschner ist offenbar nicht einmal aufgefallen, dass seine Determinismus-These, wonach dann auch jedes Verbrechen begangen werden *musste*, seine Kritik der Kirchengeschichte ad absurdum führt, ja zunichte macht. Er hätte sich diese ungeheure Arbeit mit der „Kriminalgeschichte des Christentums“ sparen können, wenn die Repräsentanten und obersten Herren der Kirche – im Sinne seiner Determinismus-These – so handeln *mussten* wie sie gehandelt haben, eben gar nicht anders konnten. Der ganze ethisch-humane Impetus und Vitalimpuls seiner Kirchengeschichtskritik fiel in einem solchen Falle weg.

Hoffen wir, dass Deschner seinen Determinismus im Interesse seiner fabelhaften Kirchengeschichte aufgibt, so wie er seine Aggressionen gegen die Tiere in eine grenzenlose Tierliebe umgewandelt hat. Auch das faszinierende Phänomen Deschner selbst in seiner Größe und seinen Extremen würde m.E. im Rahmen der Determinismus-These an Strahl- und Überzeugungskraft verlieren, es wäre eingeebnet, nivelliert, zu fatalistischer Zwangsläufigkeit heruntergekommen.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> K. H. Deschner, „Abermals krähte der Hahn“, Reinbek 1972 (Rowohlt TB), „Vorwort zur 2. und 3. Auflage“, S. 7; „Vorbemerkung“, S. 9 f.

<sup>2</sup> Ebd. S. 7.

<sup>3</sup> Zit. in: „Über K. H. Deschner und seine große Kriminalgeschichte des Christentums. Zum Erscheinen von Bd. 8 und zum 80. Geburtstag des Autors am 23. Mai 2004“, Rowohlt 2004, S. 56.

<sup>4</sup> G. Denzler, Kirchenkritiker Karlheinz Deschner 80, in: »Kirche In«, 07/2004, S. 18.

<sup>5</sup> Vgl. H. Wollschläger über Deschner: „Lernen müssen so von ihm vor allem die Historiker, die durch ihn fehlbar gewordenen Lehrer, von denen er die Materialien hat und gegen die er sie kehrt“ (H. Wollschläger, Leitfaden a priori, in K. H. Deschner, Memento!, Reinbek 1999 (Rowohlt TB), Nachwort.

<sup>6</sup> Zit. nach A. Rössler, Keine „doppelte Wahrheit“, in: »Freies Christentum«, Sept./Okt. 2004, S. 109.

<sup>7</sup> So H. Conzelmann, einer der bekanntesten protestantischen Bibelforscher des 20. Jahrhunderts.

<sup>8</sup> Vgl. dazu auch den neueren Fall des Göttinger Neutestamentlers Gerd Lüdemann, dokumentiert bei H. Mynarek, Die Neue Inquisition, Markt-Heidenfeld 1999 (Verlag Das Weiße Pferd), S. 258-274, überhaupt darin das ganze Kapitel „Identitätskonfusion und Existenzangst“ der Theologen, S. 256-287.

<sup>9</sup> Ausführlich dazu mit vielen neuen Belegen die 2. Auflage von Mynarek, Herren und Knechte der Kirche, Ulm 2003.

<sup>10</sup> K. H. Deschner, Memento!, Reinbek 1999 (Rowohlt-TB).

<sup>11</sup> Wollschläger, a.a.O. (s. Anm. 5).

<sup>12</sup> F. Buggle, Denn sie wissen nicht, was sie glauben, Reinbek 1992.

<sup>13</sup> P. de Rosa, Gottes Erste Diener, München 1989.

<sup>14</sup> R. Schepper, Das ist Christentum, Neustadt 1999.

<sup>15</sup> H. Herrmann, Passion der Grausamkeit, München 1994.

<sup>16</sup> H. Mynarek, Die Neue Inquisition (s. Anm. 8).

<sup>17</sup> E. Drewermann, Kleriker, Olten <sup>3</sup> 1989.

<sup>18</sup> H. Mynarek, Religion – Möglichkeit oder Grenze der Freiheit?, Köln 1977.

<sup>19</sup> H. Mynarek, Verrat an der Botschaft Jesu – Kirche ohne Tabu, Rottweil a. N. 1986; dazu Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

noch der III. Teil der 2. Auflage von Mynarek, Herren und Knechte der Kirche (s. Anm. 9).

<sup>20</sup> Dazu ausführlich: H. Mynarek, Das Gericht der Philosophen, Essen 1997 (Verlag Die Blaue Eule).

<sup>21</sup> Zitat in: „Über K. H. Deschner ...“, S. 54 (s. Anm. 3).

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Ebd. S. 56.

<sup>24</sup> Ebd. S. 55.

<sup>25</sup> Ebd. S. 61.

<sup>26</sup> Ebd. S. 60.

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Prof. Dr. Julius Gross, Göttingen, ebd. 61.

<sup>29</sup> Vgl. vor allem Deschners Aphorismenbände: „Ärgernisse“, „Mörder machen Geschichte“, „Für einen Bissen Fleisch“, in denen freilich auch nicht selten dieselben Aphorismen wiederkehren.

<sup>30</sup> K. H. Deschner, Ärgernisse, Reinbek 1994, S. 41; vgl. dazu das Kapitel „Staat und Politik“ in: M. Mynarek, Geistiger Neubeginn oder Werteverfall?, Norderstedt 2003 (Books on Demand Verlag).

<sup>31</sup> Deschner, Ärgernisse, Reinbek 1994, S. 73, S. 91.

<sup>32</sup> Ebd. S. 75.

<sup>33</sup> S. die in Anmerkung 3 angeführte Schrift Deschners, S. 79 f.

<sup>34</sup> Dazu ausführlich H. Mynarek, Mystik und Vernunft, Münster <sup>2</sup>2001 (LIT-Verlag).

<sup>35</sup> Es gibt Weltreligionen und Naturreligionen, die Religionen ohne Gott sind; vgl. Mynarek, Religiös ohne Gott?, München 1989 (Goldmann TB).

<sup>36</sup> Giordano Bruno, Della causa, principio et uno, Venedig 1584; vgl. Mynarek, Die Vernunft des Universums. Lebensgesetze von Kosmos und Psyche, München 1988 (Goldmann TB, 2. Aufl. Essen 2003, Verlag Die Blaue Eule).

<sup>37</sup> „In seiner Philosophie war Bruno ein Pantheist. Er sah die Natur als eine Welt voll Leben und Schönheit, durchpuls vom göttlichen Wesen“, so J. Jeans in seinem Buch „The growth of physical science, Cambridge <sup>2</sup>1960.

<sup>38</sup> So vor allem in seiner „Sexualgeschichte des Christentums u.d.T. „Das Kreuz mit der Kirche“, Düsseldorf 1974 (Econ Verlag).

<sup>39</sup> Vgl. zu den Fehlern und moralischen Defiziten Jesu: Mynarek, Jesus und die Frauen, Essen  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

<sup>2</sup> 1999, Verlag Die Blaue Eule (= eine Gesamtdarstellung der Person Jesu, nicht bloß seines Frauenverhältnisses) sowie meinen Aufsatz „War Jesu der vollkommenste Mensch, der größte Humanist aller Zeiten?“, in: »Aufklärung und Kritik«, 2/2002, S. 102-118.

<sup>40</sup> K. H. Deschner (Hg.), Jesusbilder, München 1966, Vorwort des Herausgebers, S. 7.

<sup>41</sup> Ebd., Nachwort des Herausgebers, S. 446.

<sup>42</sup> Ebd., S. 445.

<sup>43</sup> Ebd., S. 494 f.

<sup>44</sup> Ebd., S. 494 f.

<sup>45</sup> Ebd.

<sup>46</sup> In meinem Buch „Denkverbot“, München 1992, weise ich Fundamentalismus, Autoritarismus, Inhumanität auch schon im Ursprung des Christentums nach.

<sup>47</sup> K. H. Deschner, Kriminalgeschichte des Christentums, Bd. I, Reinbek 1986, S. 149.

<sup>48</sup> Deschner, Ärgernisse, S. 85.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Ebd., S. 51.

<sup>51</sup> Broschüre zum 8. Bd. (s. Anm. 3), das Kapitel: „Aus meinem Leben“, S. 87-91.

<sup>52</sup> Schmidt in seiner Laudatio anlässlich Deschners 80. Geburtstag.

<sup>53</sup> K. H. Deschner, Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen, Asku-Press (ohne Jahres- und Ortsangabe), S. 9-11.

<sup>54</sup> Ebd., S. 41.

<sup>55</sup> Eine detaillierte, sehr ausführliche Stellungnahme zu den Thesen des neuen Determinismus bietet mein 2005 erscheinendes Buch über Unsterblichkeit.

*Hubertus Mynarek, Dr. theol., Mag. phil., habilitierte sich für Fundamentaltheologie und Vergleichende Religionswissenschaft an der Universität Würzburg, lehrte dann als Professor an den Universitäten Bamberg und Wien. Er war der erste Universitätsprofessor der katholischen Theologie, der im deutschsprachigen Raum des 20. Jahrhunderts aus der Kirche austrat und deswegen aufgrund des österreichischen Konkordats seinen Lehrstuhl verlor. Sein Buch über die Zustände in der Kirche unter dem Titel „Herren und Knechte der Kirche“ brachte ihm 14 Gerichtsprozesse ein, die er in der 2. Auflage dieses Buches, erschienen 2005, beschreibt und die ein unwahrscheinlich*

## **Deschners Aphorismen. Eine Kritik ihres Menschenbildes sowie ihres Gesellschafts- und Geschichtsverständnisses**

---

Der Name Karlheinz Deschner ist mir seit meiner Gymnasialzeit bekannt. 1957 brachte ein Klassenkamerad das gerade frisch erschienene List-Taschenbuch „Was halten Sie vom Christentum?“, herausgegeben von Deschner, mit auf einen Schulausflug. Wenig später kaufte sich meine Mutter seine Streitschrift „Kitsch, Konvention und Kunst“, aus der ich – parallel zur „Stilfibel“ Ludwig Reiners’ – bleibende Anregungen für meinen eigenen Gebrauch der deutschen Muttersprache empfing.

Besonders wichtig wurde für mich – während meines Theologiestudiums – die einbändige „kritische Kirchengeschichte“ unter dem Titel „Abermals krähte der Hahn“ (1962). Sie bekräftigte meinen Glaubenszerfall, der durch das Studium selbst hervorgerufen war.

Als ich mich in meinem Buch „Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott“ (1968) mehrfach darauf berief und es zitierte, erhielt ich von Deschner einen Brief, in dem er sich dafür bedankte. So entstanden ein gelegentlicher Austausch und eine punktuelle Zusammenarbeit. Zweimal forderte Deschner mich zur Mitarbeit an Sammelbänden auf, die er herausgab.

Ich war der jüngste Autor, der erklärte „Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin“ (1970). Später legte ich dar, warum ich „Atheist“ bin, wohingegen Deschner sich als „Agnostiker“ und Friedrich Heer

als „Christ“ vorstellten. Theoretische Akzentunterschiede waren von Anfang an erkennbar und wurden auch gelegentlich offen ausgesprochen. So erinnere ich mich noch an ein öffentliches Streitgespräch 1983 in Nürnberg anlässlich des Luther-Jahres, als ich – gegen Deschner – den fortschrittlichen Gehalt der Reformation gegenüber dem Katholizismus verteidigte.

### **Aphoristik im Allgemeinen und Deschners Aphorismen im Überblick**

Tiefergehende Differenzen, ja Gegensätze wurden mir erst später bewusst, als ich mir die drei Aphorismen-Bände etwas genauer ansah. In ihnen sprechen sich Deschners Misanthropie und sein metaphysischer Negativismus unverhüllt aus. Ihnen sind die folgenden Überlegungen gewidmet. Ich nummeriere die drei Bände in der Reihenfolge ihres Erscheinens durch und setze die Zitate mit Seitenzahlen in meinen Text:

- „*Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen*“, 1985, (I),
- „*Ärgernisse. Aphorismen*“, 1995, (II),
- „*Mörder machen Geschichte. Aphorismen*“, 2003, (III).

Als ich in dem ersten Band kurz nach Erscheinen erstmals las, blieben mir vornehmlich zwei Sinnsprüche im Gedächtnis haften, weil sie meinen Argwohn weckten. Bei der späteren gründlichen Lektüre aller Texte aller drei Bände verdichtete sich der anfängliche Argwohn zur düsteren Gewissheit. Ich brauchte aller-  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

dings noch einige Zeit, die nötige Konfliktbereitschaft gegenüber ihrem Autor zu entwickeln.

Die beiden Aphorismen lauten:

- „*Pleonasmus: Unmensch.*“ (I,24)
- „*Wer Weltgeschichte nicht als Kriminalgeschichte schreibt, ist ihr Komplize.*“ (I,50)

Was ist gemeint? Was ist ein Pleonasmus? Ein Pleonasmus ist eine überflüssige Fülle des Ausdrucks, die zwar stilistisch als Mittel der Verdeutlichung gewollt sein kann, aber inhaltlich nichts Neues hinzufügt. Insofern bedeutet „*Pleonasmus: Unmensch*“: Mensch und Unmensch, das kommt auf dasselbe hinaus. Die negative Vorsilbe könnte auch weggelassen werden.

Diese blanke Gleichsetzung von Mensch und Unmensch ist starker Tobak! Deschner meint ja nicht den unbestreitbaren Sachverhalt, dass in jedem Menschen stets *auch* die Möglichkeit steckt, sich als Unmensch zu verhalten. Vielmehr reduziert er die komplexe und widersprüchliche Natur des Menschen auf eben diese eine negative Option. In der menschlichen Natur stecken aber auch die Anlagen zu gegenseitiger Hilfe, zu Kooperation, ja zu Solidarität und Warmherzigkeit, wie nicht zuletzt die zeitgenössische Soziobiologie – unter Verweis auf deren evolutionäre Vorteilhaftigkeit – immer wieder aufzeigt.

Der gleichen monströsen Vereinfachung und Übertreibung macht sich Deschner auch – folgerichtig – in dem zweiten Diktum schuldig: Die Geschichte der Menschheit insgesamt (nicht nur die des Christentums) sei eine Geschichte von Verbrechen  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

und Verbrechen. Auch hier darf der Sinn der Aussage nicht verharmlost werden dahingehend, dass sie das natürlich „immer auch“ sei. Die Pointe ist vielmehr: in ihrem Kern, ihrem Wesen nach sei die Weltgeschichte Kriminalgeschichte.

Der Einwand liegt nahe, derlei Überspitzungen gehörten notwendig zum Stil der Aphoristik. Stimmt das? Zur Aphoristik gehört nicht *Überspitzung*, sondern *Zuspitzung*: eine geistreiche Formulierung, die punktgenau das Wesentliche trifft. Scharfzüngigkeit in der Wortwahl und Scharfkantigkeit in der Aussage verleihen jedem Aphorismus Glanz, sofern er freilich zugleich dem Kriterium der Triftigkeit genügt. Es muss schlicht zutreffen, es muss stimmen, was behauptet wird. Was Cartoon und Karikatur als graphische Künste sich erlauben dürfen – überzeichnen, vergrößern, verkürzen – bleibt der sprachlichen Kunst des Aphorismus streng verwehrt. Aphorismus kommt vom griechischen Verb *aphorizein* = begrenzen, definieren. Ein Aphorismus grenzt ab, grenzt ein, schließt aus und umkreist eben damit den Kern einer Sache.

Insofern spricht sich in der Aphoristik ein Wesenszug jeglichen Denkens aus: das Differenzieren, das genaue Unterscheiden im Gegensatz zum grobschlächtigen Behaupten und platten Verallgemeinern, das aus einzelnen Beispielen und persönlichen Erlebnissen falsche Schlussfolgerungen zieht und zu unkritischen Pauschalurteilen gelangt.

Dieser Gefahr plakativer, verbalradikaler Rundumschläge ist Deschner in seinen drei Bändchen wiederholt erlegen. Ich zitiere einen Aphorismus über die Ehe:

*„Ehe: einander anstarren wie über  
Kimme und Korn. Zusammenwachsen  
wie Kettenhund und Kette.“ (II,  
28)*

Deschner schreibt nicht „manche Ehe“ oder „meine Ehe“, sondern apodiktisch, wie meist, „Ehe“, Ehe schlechthin. Als hätte diese Form des Zusammenlebens der Geschlechter nicht im Laufe ihrer Jahrtausende alten Geschichte die unterschiedlichsten Formen ausgebildet und alle Grade von Freiheit und Hörigkeit durchlaufen!

Deschner erklärt eine ihrer giftigsten Entwicklungsmöglichkeiten zur Norm und unterschlägt dabei völlig die seit langem gegebenen Wege der Trennung und Scheidung. Eheleute müssen keineswegs wie Kettenhund und Kette zusammenwachsen. Wobei sich die delikate Frage aufdrängt: Wer ist – nach Deschner – Hund, und wer ist Kette?

Jedenfalls sei bereits hier darauf aufmerksam gemacht, dass wir soeben einer anthropologischen Lieblingsmetapher Deschners begegnet sind. In der Unfreiheit der Ehe manifestiert sich auf engem Raum, was für ihn die menschliche Lage insgesamt kennzeichnet:

*„Kein Mensch ist freier als ein Kettenhund – nur die Kette ist länger.“ (I, 39)*

*„Völker sind wie Kettenhunde, die von Freiheit träumen.“ (II, 37)*

Vor diesem Hintergrund gefragt: Welchen Sinn machen dann Aphorismen? Deschner meint kühn:

*„Aphorismen schreiben heißt auf die Sprünge helfen oder Beine machen.“ (I, 10)*

Auf die Sprünge helfen? Wem? Wesen, die an Ketten hängen? Beine machen? Wohin? Ins Ausweglose? Noch merkwürdiger klingt der Aphorismus:

*„Fußangeln lege ich nicht – Minen.“ (I, 97)*

Mit Fußangeln, die das Gehen nur behindern, will Deschner sich nicht abgeben. Er legt Minen, eine Metapher, die bei der sonstigen antimilitärischen Tonlage der Aphorismen ausgesprochen verblüfft. Denn was machen Minen? Minen explodieren und sprengen Füße und Beine weg und hinterlassen lebenslange Traumata. Wäre es nicht menschenfreundlicher, gemeinsam Wege in einem unwegsamen Gelände zu suchen, aus Sackgassen herauszuführen, Brücken zu bauen?

Um es mit Gottfried Benn zu sagen:

*„Leben ist Brückenschlagen  
über Ströme, die vergehn.“  
(Epilog, 1947)*

Natürlich vergehen auch die Brücken und die Menschen, die sie bauen und begehen. Aber Vergänglichkeit ist nicht gleich Vergänglichkeit oder gar Sinnlosigkeit.

In der Auswahl seiner Aphorismen beweist Deschner nicht immer eine stillichere Hand. Alle drei Bände enthalten Texte, die dort nichts zu suchen hätten, weil sie entweder zu leichtgewichtig oder zu privat sind.

*„Entblößen kann sehr kleidsam sein.“ (III, 32)*

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Dieser Satz ist kaum mehr als eine neckische Party-Bemerkung, aber kein geistvoller Aphorismus, der etwas Kluges und Nachdenkenswertes sagte in einer Zeit allgegenwärtiger Nacktbilder und Exhibitionismen jeglicher Art. Je nach Umfang und Umständen kann Entblößen auch sehr störend und geschmacklos sein.

Belanglos, allenfalls amüsant ist jene anekdotische Mitteilung über den liberalen Bremer Pfarrer Hermann Raschke:

*„Pastor Raschkes Frau hieß Nora und sein Wahlspruch: Nora et labora.“ (II, 66)*

Das Witzige liegt bei Raschke, nicht bei Deschner.

Deschners Schuldgefühlen gegenüber seinem Sohn Thomas, der sich das Leben genommen hat, gebühren Pietät und Respekt. Gleichwohl muss gesagt werden dürfen, dass die darauf bezogenen Sätze – nach Form und Inhalt – nicht in eine Aphorismen-Sammlung gehören, sondern besser in autobiographischen Aufzeichnungen (etwa als Tagebuchnotizen) aufgehoben wären:

*„Täglich denke ich an meinen Sohn, und denke täglich, nicht wert zu sein, an ihn zu denken. – Ich werde nicht alt, sagte er manchmal, und immer mit jenem winzigen Lächeln, das wie ein Weinen aussah. – Du und deine Bücher, sagte er. Ich las in Büchern, während er zugrunde ging.“ (II, 85)*

Entsprechendes gilt auch für Deschners Mitteilungen über seinen Frauengeschmack.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*„Mein alter Wunsch, an eine Nymphomanin zu geraten, erlosch noch vor dem Morgengrauen (!) der Nacht, in der ich unter eine geriet.“ (II, 86)*

Bitte sehr! Chacun à son goût! Aber wo bleibt das Aphoristische, der funkelnde Geistesblitz, der ein überraschendes Licht auf ein relevantes Lebensproblem wirft?

*„Ich mag Mädchenfrauen, und wenig widerstrebt mir so wie der Eindruck: ich habe eine Dame vor mir – Pendant des Herrenmenschen.“ (III, 92)*

Erneut gilt: Bitte sehr! Jeder, wie er kann und mag. Hier allerdings mit der Einschränkung, dass die Damenhaftigkeit einer Frau keineswegs als die weibliche Spielart von „Herrenmenschentum“ verunglimpft werden darf, sondern auch für Eleganz, Kultiviertheit, Weltläufigkeit und Eigenständigkeit stehen kann – Eigenschaften, die bekanntlich in der Männerwelt nicht überall auf Gegenliebe stoßen...

Vollends auf dem Niveau eines plumpen Macho-Spruches bewegt sich der Satz:

*„Es gibt Frauen wie Quecksilber – sobald man zugreift, hat man nichts in der Hand.“ (I, 34)*

Natürlich gibt es solche Frauen. Aber weshalb bleiben die Männer unerwähnt, denen ebenso die Schwäche der Ungreifbarkeit anhaftet? Gegenüber dieser patriarchalischen Geschlechterpsychologie besteht ein erheblicher Bedarf an nachholender Aufklärung!

Ein anderes strukturelles Defizit vieler Aphorismen Deschners ist die Abstraktheit und Konturlosigkeit des Subjekts des jeweils angeprangerten Sachverhaltes. Ross und Reiter bleiben ungenannt, wodurch die Aussage der analytischen Schärfe entbehrt und sich in verbalradikalem Auftrumpfen erschöpft.

*„Sie vernichten Getreide – und sammeln Brot für die Welt.“ (II, 53)*

Die Formulierung suggeriert, es handele sich um dieselben Kreise, die – heuchlerisch – zunächst Getreide vernichten und dann Brot für die Welt sammeln. In Wirklichkeit aber sind es völlig andere Subjekte. „Brot für die Welt“ ist eine Sammelaktion der Evangelischen Kirche in Deutschland, durchgeführt seit 1959 jeweils in der Passionszeit. Getreide aber wurde vernichtet bereits während der Weltwirtschaftskrise 1929/30. Auch heute ist es nicht die evangelische Kirche, die Getreide „aus dem Markt nimmt“, um die Preise hoch zu halten, sondern dies tun internationale Lebensmittel- und Handelskonzerne.

*„Einst schrien sie Preußen. Dann Deutschland. Heute schreien sie Europa. Wer denkt, ist exterritorial.“ (II, 42)*

Uns soll zunächst nicht interessieren, dass Deschner hier die verbreitete Illusion von Intellektuellen teilt, „exterritorial“ zu sein: über den Parteiungen und Gruppierungen zu stehen. Dazu sei später noch etwas gesagt. Jetzt beachten wir nur, dass er erneut eine nicht gegebene Identität und Kontinuität eines kollektiven Subjektes konstruiert. Ein wenig historisches und

geographisches Nachdenken lässt erkennen, wie schief und verunglückt dieser Aphorismus ist.

Denn die Kreise der – im Sinne Deschners verblendet – Schreienden werden ja immer größer. „Preußen“ schreien nur die Preußen. Aber bereits „Deutschland“ schreien auch Bayern, Sachsen, Schwaben. Und Europa besteht aus dreißig bis vierzig Ethnien und Völkern. Wo und wann sollen Ungarn und Isländer „Preußen“ und „Deutschland“ gerufen haben? Es offenbart sich hier nicht nur ein Mangel an logischem Denken, sondern auch ein völliges Unverständnis für die Legitimität ethnischer und nationaler Selbstvergewisserung.

Gerade wer denkt, weiß, woher er kommt, wo er zu Hause ist, was er Herkunft und Heimat verdankt. Deschner begrenzt willkürlich sein Heimatgefühl auf die Region Franken, der er freilich eine seiner schönsten Arbeiten gewidmet hat („Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens“, 1989). Aber Franken ist ein Teil Bayerns, das seinerseits zu Deutschland gehört. Deutschland ist ein Kernland Europas, einer der fünf Kontinente der Erde, des dritten Planeten unseres Sonnensystems.

Es zeugt von Deschners Realitätsverleugnung und geistiger Fehlanpassung an die tatsächlichen Bedingungen seiner Existenz, dass er von all dem nichts wissen will.

*„Zum Patrioten fehlt mir nur das Vaterland.“ (III, 93)*

Wer sich gutmütig an das „nur“ klammern wollte, wird durch einen anderen Aphorismus harsch eines Besseren, eines Schlimmeren belehrt:

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*„Patriot – potentiell Mörder und Märtyrer in einer Person. Jeder Kampf, jedes Martyrium für eine Kirche, ein Vaterland oder sonst ein ideologisches Ungeheuer ist nichts als Irrtum.“ (III, 47)*

Den welthistorischen Fortschritt der europäischen Einigung nach dem Zweiten Weltkrieg beurteilt, verurteilt Deschner mit Unverständnis, ja mit Abscheu:

*„Wer heute politisch überzeugter Europäer ist, ist Nationalist der schlimmsten Sorte.“ (III, 49)*

Inwiefern ein Europäer – als Bürger einer multinationalen Staatengemeinschaft – ein Nationalist, gar ein „Nationalist der schlimmsten Sorte“ sein soll, bleibt wohl Deschners Geheimnis. Trocknet doch der europäische Einigungsprozess gerade den Boden aus, auf dem Nationalismen wachsen!

Ebenso unbegreiflich bleibt der hysterisch anmutende Hass Deschners auf Deutschland und alles Deutsche.

*„Deutsch sein heißt die Fresse halten!“ (III, 54)*

*„Alla tedesca. Vom Krieger zum Arschkriecher – Teutoniens Weg ins 21. Jahrhundert.“ (III, 55)*

Weshalb diese vulgären Ausfälligkeiten ohne Maß und Ziel, ohne argumentative Kraft, ohne stilistischen Glanz? Inhaltlich strafen sie sich selbst Lügen. Denn weder hält der deutsche Schriftsteller Karlheinz Deschner den Mund noch wird er von irgendeiner Instanz dazu gezwungen. Und auch den angeblichen Weg unseres abfällig bezeichneten Vaterlandes vom Militäraufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

rismus zum windelweichen Duckmäuser-tum ist er nicht mitgegangen – ebenso wenig wie Millionen andere Deutsche. Gerade fachkundige ausländische Beobachter bestätigen, dass Deutschland in der selbstkritischen Aufarbeitung der dunklen Seiten seiner Geschichte Vorbildliches geleistet hat. Andere Völker tun sich viel schwerer, ihre Untaten wissenschaftlich zu dokumentieren und erinnerungspolitisch zu präsentieren.

Dass deutsche Autoren die Problematik deutscher Identität auch unverkrampft und differenziert angehen können, sei abschließend nur an einem Beispiel belegt: mit den prägnanten Worten Ernst Tollers. In seiner Autobiographie „Eine Jugend in Deutschland“ (1933) gelingt es ihm, Judentum, Deutschtum, Europäertum, Weltbürgertum zu versöhnen. Trotz allem, was seither geschehen ist, bleibt die darin ausgesprochene Haltung vorbildlich bis auf den heutigen Tag: „Eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa mich gebildet, meine Heimat ist der Erde, die Welt mein Vaterland.“ (Zitiert nach der Ausgabe rororo 4178, Seite 162)

**Deschners Menschenbild – hämisch herabsetzend, fatalistisch, voll Sehnsucht nach Tod und Tötung**

Dass Deschners Menschenbild von einer Sehnsucht nach Tod und Tötung durchdrungen ist, wird bei manchen Lesern zunächst ungläubiges Befremden auslösen. Aber der Textbefund ist völlig eindeutig. Ich zitiere jetzt die einschlägigen Aphorismen im Überblick und werde sie danach einzeln kommentieren.

*„Verdient eine Menschheit, die Trilliarden Tiere tötet, nicht eben das, was sie dem Tier antut?“ (II, 57)*

*„Ich bedauere und betrauere wenig mehr, als dass alle, die Tiere, zumal professionell, wie am Fließband töten, von ihnen nicht getötet werden können.“ (III, 73)*

*„Eine Gesellschaft, die für das Schafott ist, gehört selbst darauf.“ (III, 71)*

*„Stünde manchem Krawattenhals nicht besser ein Galgenstrick?“ (III, 51)*

*„Gegenüber dem Tier ist der Mensch ein Gewohnheitsverbrecher.“ (I, 77)*

*„Wer Tiere isst, steht unter dem Tier.“ (II, 56)*

*„Mensch: heruntergekommenes Tier.“ (I, 24)*

*„Das Raubtier im Menschen macht Fortschritte als Verkleidungskünstler.“ (I, 74)*

Zwar sprechen die meisten Zitate für sich selbst. Aber in einen größeren Zusammenhang eingeordnet, enthüllen sie noch deutlicher die abgründige Menschenverachtung, die darin angelegt ist. Beginnen wir mit dem letzten Zitat. Deschner entdeckt – vulgärdarwinistisch – ein „Raubtier im Menschen“, das zwar seine kulturelle Tarnfarbe wechselt, aber unser Verhalten unabänderlich bestimmt. Dementsprechend zynisch „löst“ er auch das Problem moralischer Normen und moralischen Handelns:

*„Ethik – die Phantasie des Opfers im Raubtierkäfig.“ (I, 71)*

Ein wahrhaft demotivierender, im wörtlichen Sinne demoralisierender Aphorismus!

Zwar deklariert Deschner unsere ambivalente Menschennatur zu einer einfachen Raubtiernatur um. Aber so erbarmungslos konsequent wie Nietzsche, uns dann auch die „Unschuld des Raubtier-Gewissens“ zuzubilligen („Zur Genealogie der Moral“ – Erste Abhandlung), ist er nicht. Vielmehr belegt er uns mit schauerlichen Vorwürfen. Gegenüber „dem Tier“ seien wir „Gewohnheitsverbrecher“ und stünden, sofern wir Fleisch äßen, „unter dem Tier“. Geradezu strafbesessen wünscht er uns die kollektive Todesstrafe auf den Hals, am besten vollzogen durch Tiere. Da dies aber bedauerlicherweise nicht zu verwirklichen sei, setzt er auf die Selbstauslöschung der Menschheit, wie er in zwei diesbezüglichen Aphorismen formuliert:

*„Technik: Spezialart eines Kampfes, die auf Dauer den Sieger ebenso kaputtmacht wie das Besiegte. Denn das, womit der Mensch seine Welt aufbaut, ruiniert sie auch.“*

*„Ob der Mensch vor seinem Untergang noch ahnen wird, dass von all seinen Weltbezwungungsmitteln die Technik das schädlichste, das Militär das schändlichste war? Und die Religion das dümmste?“ (Beide III, 63)*

Über die sich hier zeigende prinzipielle Technikfeindschaft wird noch zu sprechen sein. Zwar erklärt Deschner, er sei „grundsätzlich gegen die Todesstrafe“ (III, 65). Aber wie glaubwürdig ist diese Behauptung, wenn er gleichzeitig die rhetorische Frage stellt:

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*„Stünde manchem Krawattenhals nicht besser ein Galgenstrick?“  
(III, 51)*

Auch frage ich mich, was es bedeutet, wenn Deschner in einem Aphorismus schreibt:

*„Ich habe ein Schafott in mir.“  
(II,84)*

Diese Frage drängt sich auf, weil er ja an anderer Stelle sagt:

*„Eine Gesellschaft, die für das Schafott ist, gehört selbst darauf.“ (III, 71)*

Halt! möchte ich da laut ausrufen. Diese Parole ist falsch und führt in die Irre. Sie verwirrt die Geister! Gegenüber einer Gesellschaft, die für das Schafott ist – also für ein Schau- und Blutgerüst, auf dem Menschen öffentlich enthauptet werden –, gegenüber einer solchen Gesellschaft ist Überzeugungsarbeit angebracht: geduldige Aufklärung, die in tatkräftige politische und juristische Umgestaltung mündet. Ein solcher Prozess kann Jahrzehnte oder Jahrhunderte dauern und ist vor Rückschlägen nicht gefeit.

Mutigen und edelmütigen Einzelnen fällt dabei regelmäßig eine Pionierrolle zu. Bei der Abschaffung des Schafotts (und anderer Gräueltaten) hat sich der italienische Rechtsphilosoph Cesare Beccaria (1738 bis 1794) hervor getan und im Sinne der menschenfreundlichen Ideale der europäischen Aufklärung gewirkt. Diese Perspektive hat sich Deschner gedanklich verbaut durch die Annahme eines „Raubtiers im Menschen“. Die seither eingetretene Humanisierung im Strafrecht spricht gegen ihn. Es gibt vier Tiere in Deschners Menage-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

die er heranzieht zur Illustration dessen, was er vom Menschen hält: wenig bis nichts. Vom Hund an der Kette, dem wir gleichen, und vom Raubtier in uns haben wir schon gehört. Es fehlen noch die Ameisen und die Affen. Wobei auffällt, dass es sich um keine biologische Systematik handelt, sondern um willkürliche Assoziationen. Allenfalls bei den Affen gibt es eine tatsächliche genealogische Verbindung, die er aber krude verkürzt.

Die Ameisen zieht Deschner natürlich nicht heran im Sinne der Fabel von Jean de la Fontaine „Die Grille und die Ameise“, wo sie uns als Vorbild für Fleiß und kluge Vorsorge anempfohlen wird – im Gegensatz zur Grille, die nur dem Lustprinzip frönt und singt. Abfällig spricht Deschner von einer drohenden, ja bereits um sich greifenden „Verameisung“ der Menschen:

*„Man prophezeit die Entwicklung der Menschheit zum Individualismus als naturgemäß. Was aber kommt, schon begonnen hat, beinahe boomt, ist ihre Verameisung: ein Ausmaß an Entseelung, das der Beschreibung spottet. Wir werden nur noch blinzeln-de Mechanik sein.“ (III, 62)*

Ameisen mit blinzeln-der Mechanik? Dieser Bildbruch signalisiert eine Mischung konventioneller Versatzstücke aus dem Arsenal des Kulturpessimismus nach dem Zweiten Weltkrieg, als gerne von Veramasung und seelenloser Technokratie gesprochen wurde. Max Webers Ausführungen über den Aufstieg von „Fachmenschen ohne Geist“ und „Genussmenschen ohne Herz“ im „stahlharten Gehäuse“ des „siegreichen Kapitalismus“ bezeichnen die dro-

henden Gefahren wirklichkeitsnäher und sprachlich präziser. (Im Schlussteil des Werkes: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“.)

Was geben die Affen her für Deschners Menschbild? Kurz gesagt: Ach wäre doch die Evolution des Lebendigen auf ihrer Stufe stehen geblieben! Wie viel Elend wäre der Welt erspart geblieben! Instinkt-sicher weigern sich daher die übrig gebliebenen Affen, Mensch zu werden. Das ist der Sinn des holprig formulierten und biologisch unhaltbaren Aphorismus:

*„Instinkt – abstrakt: die Fähigkeit, sich zweckmäßig zu verhalten, ohne das Bewusstsein des Zweckes; konkret: das, was den Rest der Affen abhält, Mensch zu werden.“ (II, 57)*

Dass Deschner gerne von einer Erde ohne Menschen träumt, ergibt sich aus folgendem Aphorismus:

*„Am liebsten hätte ich manchmal im Jahrhundert vor Adam und Eva gelebt.“ (I, 100)*

Dass er dann – fiktiv genug – der einzige Mensch gewesen wäre, hätte ihn zugleich erfreut und erschreckt. Denn:

*„Irgendwo dazugehören wollen, ist unser ältester und schönster Wunsch; auch wenn man oft ein Leben braucht, um zu erkennen, dass man nirgendwo dazugehört.“ (I, 25)*

So artikuliert sich ein unglückliches Weltbewusstsein, das mit dem Lauf der Dinge seit Jahrmillionen hadert und die Grundgegebenheiten unseres Daseins nur als Verhängnis erlebt.

Im gleichen Sinn, wie Deschner im ersten Band der Aphorismen den Mensch zum „Kettenhund“ degradiert, erklärt er ihn im dritten Band zur „Marionette“ an „Stricken“. Unser Leben sei ein „Marionettentheater“, allerdings eins von gänzlich anderer Art als das, dem Heinrich von Kleist einen berühmten Aufsatz (1810) gewidmet hat. Denn der preußische Dichter sah im Tanz der Marionetten eine Synthese von Determiniertheit und Anmut, die Versöhnung von harmonischer Bewegung und (zu erringender) Bewusstheit. Deschner dagegen verwendet die Marionetten-Metapher rein negativ (wie könnte es anders sein), um uns jegliche Freiheit abzusprechen. Die daran anschließenden Aphorismen bekräftigen diese fatalistische Position.

*„Unser Leben? Ein Marionettentheater. Erst wenn das Spiel aus ist, fallen die Stricke.“*

*„Der Wollende ist immer unfrei; der Nichtwollende auch.“*

*„Was wir Willensfreiheit nennen, resultiert aus der unerforschbaren Vielzahl unserer Bedingtheiten. Jede Wahl, die wir zu haben glauben, ist nur eine Scheinwahl – in Wirklichkeit geht es uns wie dem Lauf des Wassers, das seinen Weg nimmt.“*

*„Indem man sich bisweilen frei fühlt, frei von dem oder jedem, frei für dieses und das, ist man durch tausend Dinge bedingt, die zwar nicht das Gefühl der Freiheit verhindern – aber die Freiheit.“ (Alle III, 33)*

*„Man tut nie, was man will, sondern was man muss. Wollen ist ein Euphemismus für müssen.“*

*„Frei ist, wer von niemand abhängt: keiner.“ (Beide I, 39)*

Bevor ich die fatalen Folgen dieses Fatalismus namentlich für Erziehung, Demokratie und Technik aufzeige, mit denen Deschner in der Tat – keineswegs zufällig – auf dem Kriegsfuß steht, sei in aller Kürze ein theoretischer Einwand geltend gemacht.

In einer Hinsicht hat Deschner recht: alles ist determiniert, alles Einzelne ist bedingt. Aber mitnichten folgt daraus die platte Leugnung der menschlichen Freiheit im Wollen und im Handeln. Hier erliegt Deschner – wie viele, die heute Parolen der Hirnforscher Wolf Singer und Gerhard Roth unkritisch aufgreifen – einem Kurzschluss. Denn im Menschen hat die Natur ein Wesen hervorgebracht, das die Determiniertheit von Subjekt und Objekt erkennen und den eigenen Zwecken dienstbar machen kann. Eben darin besteht die menschliche Freiheit des Willens und des Handelns: die Wirklichkeit in ihrem unzerreißbaren Kausalnexus zu erkennen und für unsere Bedürfnisse zu nutzen. Determiniert sind beide – Freiheit und Unfreiheit, aber jeweils in einem anderen Sinn und mit anderen Folgen für uns.

Bin ich pünktlich und erreiche meinen Zug, erlebe ich die Freiheit der Fortbewegung. Komme ich zu spät und verpasse meinen Zug, erfahre ich die Unfreiheit mit ihren Zwängen. Beide Vorgänge sind strikt determiniert – der eine mir zum Vorteil, der andere mir zum Nachteil.

Wie schon bemerkt, findet Deschner von seinem hündischen und an Marionettenmechanik orientierten Menschenbild keinen produktiven Zugang zu den verantwortungsvollen Aufgaben von Erziehung und Schule. Für sie hält er nur zynische Sprüche bereit. Sie stoßen alle Beteiligten, alle ernsthaft Interessierten, alle Gut-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

willigen vor den Kopf und rufen Ratlosigkeit und Entmutigung hervor. Argumentationshilfen für geplagte Eltern, praktische Vorschläge zu einer Schulreform, gar ein Ansporn zu lebenslanger Selbsterziehung lassen sich daraus nicht ableiten. Wechselseitiger Respekt zwischen Eltern und Kindern, zwischen Schülern und Lehrern lässt sich mit Deschners Anthropologie nicht begründen.

Ich stelle zunächst die einschlägigen Texte überblickshaft zusammen.

*„Erziehung: einen Kopf drehn, bis er verdreht ist – natürlich auf den neuesten Stand.“ (I, 14)*

*„Ziel der Schule: jedem zu ermöglichen, immer so dumm zu bleiben, wie ihn die Schule gemacht hat.“ (II, 12)*

*„Den größten Erziehungsfehler nennt Gotthold Ephraim Lessing, «dass man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet ...» Das ist kein Fehler. Das ist Absicht!“*

*„Hegel: «Die Erziehung hat den Zweck, den Menschen zu einem selbständigen Wesen zu machen; d. h. zu einem Wesen von freiem Willen.» Im Gegenteil: zum Staats-, zum Kirchenkrüppel, zur funktionierenden Marionette.“ (Beide III, 15)*

*„Schon in der Antike erkennt Petronius: unsere jungen Leute werden in den Schulen ganz und gar verdummt. Ist jede öffentliche Erziehung doch ein Politikum, das heißt in aller Regel: die Individualität aus-, die Norm eintreiben.“ (III, 16)*

Versuchen wir uns einen Reim auf Deschners Provokationen zu Erziehung und Schule zu machen. Zwei Vorbemerkungen mögen den Rahmen abstecken. Be-

denken wir, dass beide Gegenstände ein bevorzugtes Feld waren, auf dem die europäische Aufklärung obrigkeitsstaatliche und kirchliche Verhaltensmuster zurückdrängte. Und registrieren wir, dass die großen bildungspolitischen Debatten und Veränderungen der nachachtundsechziger Zeit unter dem Stichwort der „antiautoritären Erziehung“ an Deschner offenbar spurlos vorüber gegangen sind.

Die herausgegriffenen Aphorismen verdienen energischen Widerspruch in empirischer und in normativer Hinsicht. Als empirische Aussagen verstanden, sind sie maßlos übertrieben. Als normative Orientierung gedeutet, sind sie schlichtweg Unsinn. Gehen wir sie einzeln durch.

Natürlich *kann* Erziehung einen Kopf drehen, bis er verdreht ist. Es gibt *verzogene* Menschen. Unbestreitbar. Aber es gibt auch *erzogene*, gar *wohlerzogene* Menschen. Typisch für Deschner: es wird *nur* die jeweils negative Möglichkeit gesehen und unkritisch zur Norm erhoben. Aber es gilt – hier wie auch anderswo – das lateinische Sprichwort: *Abusus non tollit usum*. Der Missbrauch hebt den richtigen Gebrauch nicht auf.

Dass es das „*Ziel* der Schule“ sei, Menschen zu verdummen und immer dumm zu halten, ist eine hanebüchene Absurdität, die nicht ehrwürdiger wird, wenn Deschner dafür einen Bogen bis zu dem antiken Satiriker Petronius schlägt. Verdummung kann als ein *Ergebnis* verfehlter schulischer Bemühungen entstehen, ist aber niemals ihr *Ziel*. Jahrtausendlang waren die meisten Menschen von jeglicher Schulbildung ausgeschlossen. Insofern war die Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht ein zivilisatorischer Fortschritt. Im Übrigen begeht Deschner einen Kategorienfehler, wenn er nicht zwi-

schen Absicht und Ergebnis, zwischen Ziel und Resultat unterscheidet. Immer wieder aber fallen – im großen wie im kleinen Weltgetriebe – Absicht und Ergebnis weit auseinander, sei es zum Vorteil, sei es zum Schaden aller Beteiligten.

Im gleichen Sinne verrennt Deschner sich gegen Gotthold Ephraim Lessing. Auch hier konstruiert er eine finstere „Absicht“ (wessen?), obwohl zur Zeit Lessings bereits das aufstrebende (auch deutsche) Bürgertum das „eigene Nachdenken“ der jungen Generation benötigte und förderte.

Deschners Einwand gegen Hegel, der als Nürnberger Gymnasialdirektor viel über Erziehung nachgedacht und publiziert hat, ist ähnlich abwegig. Im Hinblick auf die „funktionierende Marionette“ gibt er einen wohl unfreiwillig selbstentlarvenden Hinweis. Denn da wir ja ohnehin „Marionetten“ seien, fiel der Erziehung in der Tat die Aufgabe zu, ihr „Funktionieren“ frühzeitig und zuverlässig zu organisieren. Dass allerdings die „funktionierende Marionette“ in Parallele „zum Staats-, zum Kirchenkrüppel“ gesetzt wird, passt nur zur Hälfte zu Deschner und gar nicht zu Hegel. Denn unbeschadet aller preußisch-monarchistischer Gesinnung blieb Hegel zeitlebens ein Anhänger der Französischen Revolution, wie Joachim Ritter gezeigt hat. Jedenfalls hat sein aufgeklärtes bürgerliches Subjekt weder mit einem Staats- noch mit einem Kirchenkrüppel etwas gemeinsam.

Es bleibt die Frage: Was ist überhaupt ein „Staatskrüppel“, was ein „Kirchenkrüppel“? Auch im Obrigkeitsstaat lässt sich mit Krüppeln kein Staat machen. Da werden funktionstüchtige Untertanen gebraucht. Und „Kirchenkrüppel“? Es gibt ekklesiogene Neurotiker innerhalb und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

außerhalb der Kirche. Ob sich ihre Beschädigungen und Absonderlichkeiten angemessen als die von „Krüppeln“ bezeichnen lassen? Mit solchen Begriffen aus der rhetorischen Holzhammerkiste lassen sich nur recht grobschlächtige Behauptungen zusammenzimmern, die kaum den Namen eines fein geschliffenen Aphorismus verdienen.

Zum Abschluss ein kurzer Kommentar zu Deschners Polemik, in den schulischen Verdummungsanstalten werde die Norm ein- und die Individualität ausgetrieben. Wieder einmal konstruiert er eine falsche Alternative. Als erstes übersieht er, dass Individualität selbst bereits eine Norm ist, in der Moderne zum Zuge gekommen, aber mit einer langen Vorgeschichte. Es gibt keine Individualität ohne Verinnerlichung und Verwirklichung von Normen: etwa der Toleranz gegenüber anderen Individualitäten, der Selbständigkeit, der Hilfsbereitschaft. Normen sind gesellschaftlich gebilligte und sanktionierte Regeln, ohne die kein friedliches Zusammenleben, gerade von starken Persönlichkeiten möglich ist. Aber auch die Normen der Grammatik und der Rechtschreibung, die Normen der Mathematik und der Logik stehen jeder Individualität gut zu Gesicht und dienen ihrer Entfaltung.

Das eigentliche Problem, das ich bei Deschner sehe, lautet: Über welche Individualität verfügen Kettenhunde, Ameisen, Marionetten? Auf welche humanen Ressourcen können und sollen sie bei Bedarf zurückgreifen? Eine Antwort hören wir bereits:

*„Ethik: die Phantasie des Opfers im Raubtierkäfig.“ (I, 71)*

## **Deschners Gesellschafts- und Politikverständnis**

Eine besonders widerwärtige Gestalt in Deschners Menschenzoo ist „der Politiker“, fast ausnahmslos im Singular und männlichen Geschlechts. In ihm verdichtet sich Deschners Drang, die Welt aus einer rein negativen Sicht zu zeichnen. Ihm eine simple Schwarz-Weiß-Technik vorzuhalten, wäre eine Beschönigung. Es fehlt das Weiß. Ich stelle die einschlägigen Aphorismen überblickartig zusammen.

*„Politiker: jederzeit austauschbar, mal leutselig, mal arrogant, meist mehr Kehle als Kopf, oft etwas schmierig, nicht selten auch etwas geschmiert und stets – wie der Schaum – oben.“ (III, 57)*

*„Ein Politiker hält leichter hundert Reden als sein Wort.“*

*„Einem Politiker vertrauen heißt falsche Vorstellungen haben. Drei Ideale leiten ihn klammheimlich: Wie komme ich hinauf? Wie bleibe ich oben? Wie mehre ich meine Moneuten?“ (Beide III, 56)*

*„Das Hauptwerk des Politikers heißt Maulwerk und spricht für sich. Es kann aus jeder Phrase eine große Idee und aus jeder großen Idee eine Phrase machen.“*

*„Typisch für den Politiker ist nicht, dass er eine Partei vertritt, sondern dass er jede vertreten könnte.“ (Beide II, 42)*

Wie bei Deschner üblich, wird nicht weiter differenziert. Er konstruiert den Politiker schlechthin – ohne Bezug auf ein Zeitalter, ohne Bezug auf politische Systeme, ohne Bezug auf Verantwortungsebenen oder konkrete Umstände. Alle Po-

litikerinnen und Politiker sind im Kern gleich – gleich korrupt – und lassen sich zu einer zeitlosen maskulinen Singularform zusammenziehen. Für diese rabiate Politikerschelte – von wenig Kenntnis und viel Ressentiment geleitet – dürfte sich Deschner des dröhnenden Beifalls in bestimmten dumpfen Stammtischrunden sicher sein, wenn sie denn dort zur Kenntnis genommen würde.

Gustav Heinemann, Willy Brandt, Nelson Mandela, Mahatma Gandhi, Michail Gorbatschow, Hildegard Hamm-Brücher, Bertha von Suttner, Rosa Luxemburg, Alva Myrdal – sie alle und Hunderttausend andere, die ich jetzt nicht nennen kann, alles inkompetente und pflichtvergessene Karrieristinnen und Karrieristen, die nur ihren persönlichen Vorteil suchten und ihr Mäntelchen nach dem Wind hängten?

Doch nicht genug damit! Deschner versteigt sich zu einem Korruptions- und Kriminalitätsvorwurf, der tendenziell alle Mitglieder der Gesellschaft mit einschließt.

*„Korruption – die Luft, in der wir leben. Pluralistisch korrupt, ökumenisch korrupt, konzentriert korrupt. Wer nicht korrupt ist, ist kaum vertrauenswürdig. Wer nicht Komplize ist, wird leicht Opfer. Wer die Wahrheit sagt, verrät sich mehr, als wer lügt.“* (III, 51)

*„Wie gut wäre dieses Land, wären nur seine Kriminellen kriminell!“* (III, 54)

*„Politik – das Kriminalregister der Menschheit.“* (III, 41)

Diese bizarren Pauschalurteile sind keine unbedachten Entgleisungen, sondern konsequente Anwendungen des Schlüsselaphorismus:

*„Pleonasmus: Unmensch.“* (I, 24)

Für Deschners Stellung zur Demokratie lässt dies das Schlimmste befürchten. In der Tat wütet er nicht nur mit Gift und Galle gegen Politiker und Politikerinnen jeglicher Couleur. Mit Hohn und Häme verunglimpft er auch die Demokratie.

*„Demokratie ist die Kunst, dem Volk im Namen des Volkes feierlich das Fell über die Ohren zu ziehen.“* (I, 65 und II, 41)

*„Die Diktatur der modernen Demokratie ist allgegenwärtig und lautlos wie der elektrische Strom.“* (II, 41)

*„Ich habe nichts gegen eine Partei. Ich habe etwas gegen alle.“* (II, 86)

*„Demokratie – die nichtöffentliche Meinung schlägt in Gesetzen um sich. Das System ermöglicht es, von Böcken regiert zu werden, die man selbst zu Gärtnern gemacht hat.“* (III, 50)

Fehlhandlungen, Fehlurteile und Fehlbesetzungen sind überall möglich. Aber die Demokratie ist die Regierungsform, in der ungeeignetes Führungspersonal auch wieder – gewaltfrei – ausgetauscht werden kann: durch geregelte Abwahl.

Deschners Kritik an der Demokratie meint, was sie sagt, und sagt, was sie meint. Sie zielt auf die Demokratie, nicht auf Scheindemokratie, nicht auf entartete Demokratie. Er verlästert die Staatsform, die den meisten Menschen Chancen zur Teilhabe und zur Mitbestimmung am politischen und gesellschaftlichen Leben einräumt. Gerade der Wettstreit konkurrierender Parteien, die Deschner rundweg ablehnt, ermöglicht es, das Zusammenleben erträglich zu gestalten und das Gemeinwohl zu finden und zu fördern. Das freie Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

und gleiche Wahlrecht beider Geschlechter, Grund- und Menschenrechte – wofür die Besten der Völker Jahrhunderte lang gekämpft haben, was Millionen heute noch vorenthalten wird –, all dies wird von Deschner mit verleumderischen Worten geschmäht. Dass Demokratie ein kostbares Gut ist, eine große Errungenschaft, die es zu verteidigen gilt, wird nicht deutlich.

Ein Gesichtspunkt, der Deschners Demokratie-Demontage erklären hilft und gedanklich unterfüttert, ist ein spezifisch intellektueller Dünkel. Ein kurzer Aphorismus spricht ihn prägnant aus:

*„Geist ist nicht mehrheitsfähig.“*  
(III, 11)

Damit ist gesagt: Die Mehrzahl der Menschen sind und bleiben geistlos. Eine Erkenntnis ihrer Interessen und eine Einsicht in die Spielregeln eines guten Lebens und eines geordneten Zusammenlebens sind ihnen weder zuzutrauen noch zuzumuten. An der Befestigung dieser geistlosen Zustände hat das Schulwesen einen tragenden Anteil, da es eigens der Verdummung dient. Konsequenz: Aufklärung und Demokratie, die historischen Projekte, die sich an den Interessen der Mehrzahl orientieren, sind Illusionen.

Ähnlich Sachkundiges weiß Deschner über „Ideen“ zu vermelden. Ohne jede Differenzierung zwischen Idee und Ideologie, zwischen wahr und falsch, zwischen erprobt und gescheitert, heißt es:

*„Ideen sind bloß Kulissen auf der Bühne der Welt; vorn stirbt man dafür, dahinter lacht man darüber.“*  
(II,40)

Damit ist gesagt: Ideen – welcher Art auch immer – sind bloßer Schein, Lug und Trug, erfunden von bösen Menschen für dumme Menschen, die sich damit hinters Licht führen lassen. Offenkundig gilt dies auch für die Ideen von Aufklärung und Demokratie. Deshalb hütet euch, sie ernst zu nehmen und euch gar für sie zu engagieren!

Deschner ist ein Virtuose in der Kunst, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Dies beweist sich auch bei dem Thema, dem wir uns nun abschließend zuwenden: bei den legitimen Versuchen der Menschheit, sich Mühsal und Härte des Lebenskampfes mit Hilfe von Technik ein wenig zu erleichtern. Auch hier sieht Deschner fast ausschließlich nur die destruktiven Potenziale der Technik.

Selbst der Technik, der er seinen Aufstieg als Schriftsteller mitverdankt, der genialen Erfindung des Johannes Gutenberg, gewinnt er vornehmlich negative Seiten ab:

*„Die Druckerkunst ist weniger die Artillerie der Idee als die Beförderin von Blindgängern geworden.“* (I, 16)

Und in ungewohnter ökologischer Melancholie heißt es:

*„Wälder, die in tausend Büchern untergingen, die uns nichts zu sagen haben, hätten uns etwas zu sagen gehabt.“* (III, 72)

Schon stilistisch ein schwacher Satz mit zwei ineinander geschachtelten Relativsätzen. Vor allem ist das Wortspiel verunglückt. Denn nur Bücher können uns etwas sagen, nicht aber Wälder. Wälder

geben uns etwas. Sie sorgen für frische Luft und Schatten, sie spenden Trost und Ruhe.

Ich zitiere erneut die beiden einschlägigen Aphorismen, die Deschners abstrakte und pauschale Technikfeindschaft erkennen lassen:

*„Technik: Spezialart eines Kampfes, die auf Dauer den Sieger ebenso kaputtmacht wie das Besiegte. Denn das, womit der Mensch seine Welt aufbaut, ruiniert sie auch.“*

*„Ob der Mensch vor seinem Untergang noch ahnen wird, dass von all seinen Weltbezwungungsmitteln die Technik das schädlichste, das Militär das schändlichste war? Und die Religion das dümmste?“ (Beide III, 63)*

Deschners Irrtum, der ihn zu diesen bombastischen Verallgemeinerungen und abenteuerlichen Fehltrüben führt: Technik ist kein „Weltbezwungungsmittel“, sondern ein Mittel der Lebenserleichterung. Technik ist eine erfreuliche menschliche Erfindung, mit der wir uns gegen die Übermacht der Elemente zu schützen suchen (Deichbau, Regenschirm). Technik ist das Menschheitsprojekt, die erkannten Gesetzmäßigkeiten der Natur zu unserem – tatsächlichen oder vermeintlichen – Vorteil praktisch anzuwenden. Lob und Respekt für jene bekannten und unbekanntenen Ingenieure und Techniker, deren Kunst wir Brücken und Straßen, Eisenbahn und Flugzeug, Zentralheizung und Kühlschrank, Telefon und Internet verdanken! Zugegeben: Atomwaffen und Militärtechnik stellen eigene, überlebenswichtige Pro-

bleme dar. Aber mit Deschners apokalyptischem Technikpessimismus sind sie freilich auch nur gedanklich nicht zu bewältigen:

*„Die Zeit ist explosiv, der Mensch stürmt in Detonationen voran, die Welt stinkt zum Himmel und noch ihr letzter Schrei wird dem Segen der Technik gelten, womit sie zur Hölle fährt.“ (I, 75)*

### **Deschners Verständnis von Geschichte und Geschichtsschreibung**

Alles, was wir bisher von Deschners Ansichten und Eigentümlichkeiten kennen gelernt haben, findet einen schauerlichen Höhepunkt in seinen Ausführungen zu Geschichte und Geschichtsschreibung. Zwar lassen sich Pauschalität und Klischeehaftigkeit seiner Thesen kaum steigern. Aber der Ton, der die Musik macht, wird noch schriller, noch ausfälliger, noch unflätiger. Deschner überschreitet die Grenze zur gezielten Schmähung, zur ehrabschneiderischen Pöbeleien gegen eine ganze Berufsgruppe. Auch hier zunächst die Belegstellen im Überblick:

*„Geschichte, das war und bleibt die Macht von Minderheiten über die Massen, ein Destillat aus Leichen und Lügen – ein dreckiges Stück, das die Geschichtsschreiber ins reine schreiben.“ (III, 41)*

*„Ist's nicht wunderbar? Einerseits das fortgesetzte Elend der Geschichte, Mord, Totschlag, Monsterverbrechen, andererseits die Geschichtswissenschaft, die immer wieder Glanz hineinbringt und Gloria, Ordnung und System?!“ (III, 40)*

*„Wer den Opportunismus der Historiker kennt, ihr Objektivitätsgeheu-*

*chel, ihr penibles Anpassen, Anti-chambrieren, auf deutsch: ihre ganze eklige Arschkriecherei, kann sie nur ebenso verachten wie die Geschichte selbst.“ (III, 40)*

*„Was hat denn das akademische Gespreiz einer sogenannten Forschung mit all den namenlosen Opfern der von ihr gefeierten Geschichtsbandiden zu tun! Was ist denn die überlieferte Geschichte neben der erlittenen!“ (III, 40)*

*„Historiker: Habilitierter Claqueur von Geschichtskriminellen, ein Opportunist ex professo, der mit Fleiß Peripheres ausbreitet und die Schandtaten schön, der betulich vertuscht, dass die «Größe» eines Staatsmanns in aller Regel aus der Größe des Elends hervorgeht, in das er Länder und Völker gestürzt hat und stürzt.“ (III, 41)*

*„Mit sicherem Instinkt für die Koinzidenz der Dinge hat die Universität Bamberg ihre historischen Institute im alten Schlachthof etabliert.“ (III, 40)*

Bleiben wir nüchtern und sachlich und fragen zunächst nach Deschners Geschichtsbild. Geschichte ist für ihn ein „Destillat aus Leichen und Lügen“. Selbst wenn damit der bisherige Verlauf angemessen beschrieben wäre, unhaltbar ist die Behauptung, das „bleibe“ auch so. Woher will er das wissen? Niemand kann das seriös behaupten. Deschner leugnet jeden Fortschritt oder räumt ihn nur ironisch ein.

*„Vom Kopffäger zum Gehirnwäscher, vom Faustrohr zu Rakete, von Friedensschluss zu Friedensschluss – wer bestritte den Fortschritt? (I, 74)*

*„Wer prophezeien will, braucht nur zurückzuschauen.“ (I, 49)*

Geschichte ist ein ständiges Einerlei ohne Entwicklung, ohne Epochen, ohne Perioden, ohne Zäsuren, ohne Wendepunkte: ein „fortgesetztes Elend“, ein „dreckiges Stück“. Gelegentlich alarmistisch anmutende Töne, die eine krisenhafte Zuspitzung gerade in der Gegenwart behaupten, sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass Deschner die menschliche Geschichte in eine gleichförmige metaphysische Dauerfinsternis getaucht sieht. Von seinen anthropologischen Prämissen her ist das konsequent, aber doch empirisch widerlegbar. Denn die menschliche Geschichte ist zwar eine Geschichte von Unterdrückung und Gewalt, aber immer auch eine Geschichte des Widerstandes gegen Unterdrückung und Gewalt. Einzeln und gemeinsam, mit Einsicht und Elan, haben Menschen zu allen Zeiten, Menschen wie du und ich, den aufrechten Gang geprobt und Menschenwürde gegen Menschenwahn gestellt. Menschen können quälen, foltern und morden und sogar Lust daran empfinden. Aber wir können auch mutig gegen Quälerei, gegen Folter, gegen Mord aufbegehren und auch darin Freude und Genugtuung empfinden.

Dies ist eine der bleibenden Lehren aus Peter Weiss' Roman „Ästhetik des Widerstandes“. Anhand von Kunstwerken wie dem Pergamon-Altar zu Berlin hilft er, den anonymen Widerstand längst untergegangener Generationen gegen Ausbeutung und Knechtschaft zu entziffern und als Ansporn für heute zu vermitteln.

Auch in den Diktaturen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart gab und gibt es Menschen, die sich – mit Mut, Umsicht und Anstand – anderer Menschen

angenommen und ihnen geholfen haben. In Israel werden jene, die Juden vor der Vernichtung bewahrt haben, „Gerechte unter den Völkern“ genannt. Unabhängig von ihrer Religion und Nationalität ist ihnen in der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem die „Allee der Gerechten“ gewidmet. Der Deutsche Unternehmer Oskar Schindler ist einer von diesen zehntausend Männern und Frauen, deren stilles Heldentum dort dokumentiert und geehrt wird.

Solche Sachverhalte und Persönlichkeiten finden in Deschners Geschichtsbild keinen Platz. Bereits die Idee eines stillen, zivilen Heldentums, das sich in elementarer Menschlichkeit gegen Widerstände im Alltag bewährt, ist ihm fremd, wenn nicht zuwider. Einer seiner törichtesten Aphorismen lautet:

*„Held: Wer im Krieg ein Bein verlor und hofft, im nächsten das zweite zu verlieren.“ (III, 48)*

Dass der Heldenbegriff schon seit langem auch eine nichtmilitärische Bedeutung angenommen hat, wie konnte es dem Kenner der deutschen Sprache und Literatur unbekannt bleiben? Hat doch vor allem Theodor Fontane in seinem Balladenspätwerk die waffenklirrenden preußischen Aristokraten bewusst verabschiedet und in John Maynard sowie dem Herrn von Ribbeck zwei liebenswerte Gestalten eines gewaltfreien, zivilen Heldentums geschaffen.

Wenden wir uns nun den – von Deschner so bezeichneten – „Geschichtsbanditen“ oder „Geschichtskriminellen“ mitsamt ihren „Monsterverbrechen“ zu, die von willfährigen Schreiberlingen, genannt Historikern, lobhudlerisch gepriesen würden.

Wenn das zuträfe, müssten die Regale der Buchhandlungen und der wissenschaftlichen Bibliotheken überquellen von Darstellungen, in denen der nationalsozialistische Holocaust, die Verbrechen der deutschen Wehrmacht im zweiten Weltkrieg, das sowjetische Gulag-System, die Massenmorde des Pol Pot-Regimes in Kambodscha sowie die jeweils dafür verantwortlichen Führungsgruppen und Mitäter verherrlicht würden.

Die Regale müssten von einer derartigen beweihräuchernden Hofberichterstattung nicht nur überquellen. Nach Deschner müssten sie die einzige Spielart von Geschichtsschreibung überhaupt sein. Denn er spricht ja – wie üblich – von „der“ Geschichtsschreibung und „den“ Geschichtsschreibern schlechthin.

Wovon sich aber auch der historische Laie rasch überzeugen kann: Zu all den erwähnten Verbrechen gab es zwar – jeweils zu ihrer Zeit und in ihrem Herrschaftsbereich – vertuschende, beschönigende oder bejubelnde Darstellungen. Aber neben solchen Propagandaschriften gab und gibt es heute, und zwar in wachsendem Umfang, kritisch aufarbeitende, kausal analysierende und schonungslos anklagende Darstellungen.

Die Geschichte des deutschen Faschismus (1933-1945) gehört zu den am gründlichsten erforschten und am heftigsten kritisierten Abschnitten der menschlichen Geschichte überhaupt. Wo sind die von Deschner postulierten akademischen Arbeiten, die Hitlers Regime „Glanz und Gloria“ bescheinigen und seine „Größe“ als Staatsmann feiern? Selbst die neonazistische Publizistik ist da sehr kleinlaut geworden ...

Zu jedem Thema der Geschichte von einiger Relevanz bestehen oder bilden sich Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

in der Regel mehrere konkurrierende Darstellungs- und Deutungsansätze. Deschners einheitliche Truppe von akademisch bestellten Historikern, die darauf erpicht seien, ein „dreieckiges Stück“ „ins reine“ zu schreiben, ist ein Hirngespinnst.

Selbst im Bereich der Kirchengeschichtsschreibung, Deschners ureigener Domäne, gab es immer wieder achtbare nonkonformistische Autoren. Sie wurden zwar gerne von Seiten der Amtskirchen und der davon abhängigen Theologenschaft verfemt oder verschwiegen. Aber – auf dem Niveau und in den Grenzen ihrer Zeit – haben sie erstaunlich Mut bewiesen und kritische Arbeiten vorgelegt. Ohne in Einzelheiten zu gehen, nenne ich in historischer Abfolge einige Namen:

*Bartolomé de las Casas* (1474-1566), der in mehreren Büchern die Gräueltaten der spanischen Eroberer Amerikas und der sie begleitenden katholischen Priester beschrieb und geißelte.

*Gottfried Arnold* (1666-1714), der mit seiner „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ paradox Partei ergriff für die bisher als „Ketzer“ verdammt christlichen Minderheiten. Statt sie weiterhin als „Kinder des Teufels“ zu verstehen, pries er sie als die wahren Gläubigen.

*Hermann Samuel Reimarus* (1694-1768), der in seinen „Fragmenten eines Ungeannten“, von Lessing herausgegeben, die historischen Grundlagen des Neuen Testaments und damit des christlichen Glaubens erschütterte.

*Walter Nigg* (1903-1988), der in vielen Publikationen viele Tabus aller Konfessionen beleuchtet und gebrochen hat.

*Hans Kühner* (1912-), der in einem kritischen Papstlexikon und in anderen klugen Veröffentlichungen Defizite nament-  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

lich der römisch-katholischen Kirchengeschichtsschreibung aufgearbeitet hat.

*Friedrich Heer* (1916-1983), der vor allem die religiöse „Genesis des österreichischen Katholiken Adolf Hitler“ analysiert hat.

Auch der Baseler Theologieprofessor *Franz Overbeck* (1837-1905), persönlicher Freund Nietzsches, ist hier zu nennen. Er war zwar – im Unterschied zu den Vorgenannten – erklärtermaßen kein Christ mehr. Aber als kritischer Kirchenhistoriker hat er den schroff weltabgewandten, apokalyptischen Charakter des Urchristentums aufgedeckt, worin ihm unter anderen Albert Schweitzer gefolgt ist.

Ich will sagen: Auch im Bereich der Kirchengeschichtsschreibung trifft es nicht zu, dass eine einheitliche Gruppe von Claqueurs gewissenlos Glanz und Gloria in die Geschichte des Christentums gebracht und die Fakten zur höheren Ehre Gottes zurechtgebogen hätte.

An zwei Punkten, die mir besonders wichtig sind, möchte ich Deschners Geschichtsbild, soweit es sich in den Aphorismen niederschlägt, noch im Einzelnen widersprechen. Ich meine sein verkürztes Verständnis der protestantischen Reformation und der europäischen Aufklärung. Zur Reformation heißt es in zwei Aphorismen:

*„Die Heiligenlegenden entlarvte Luther als Märchen. An den Bibellegenden hielt er fest; am Teufelsglauben auch; am Hexenwahn auch; an der Ketzervertilgung auch; am Antisemitismus auch – an Kriegsdienst, der Leibeigenschaft, den Fürsten. Man nennt es Reformation.“* (I, 85/86)

„Alle Kreuzwege führen nach Rom.“  
(II, 67)

Nein! Das letzte stimmt eben nicht mehr. Weil es die Reformation gegeben hat, führen einige Kreuzwege auch weit weg von Rom nach Wittenberg, nach Genf, nach Zürich. Die protestantische Reformation hat der römisch-katholischen Papstkirche Schläge versetzt, von denen sich die bis dahin mächtigste und stabilste Institution der Weltgeschichte nie erholt hat.

Was die Menschheit der Reformation verdankt, kann auch der wache Tourist erfahren, wenn er Länder bereist, in denen kein „protestantisches Prinzip“ (Paul Tillich) wirksam geworden ist: etwa die Länder Lateinamerikas, die slawische Welt der Orthodoxie, gar die islamische Welt.

Deschner sieht – kaum überraschend – nur die Schwachpunkte der Reformation, ihre Kontinuität zur römischen Kirche. Das Element der Diskontinuität, den epochalen Bruch in der Qualität einer Kulturrevolution, unterschlägt er. Es ist die – theologisch eingebettete – Freisetzung des menschlichen Individuums.

Zwei große deutsche Dichter und Denker haben diese geschichtliche Bedeutung Luthers klar erkannt. Ich zitiere Johann Gottfried Herder und Heinrich Heine, die eben deshalb auch Luther zu den Wegbereitern der Aufklärung zählten. In seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ (1793) schreibt Herder über Luther: „Er griff den geistlichen Despotismus, der alles freie, gesunde Denken aufhebt oder untergräbt, als ein wahrer Herkules an und gab ganzen Völkern, und zwar zuerst in den schwersten, den geistlichen Dingen, den Gebrauch der Vernunft wieder.“

Bei Heine heißt es in seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutsch-

land“ (1834): „Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem teuren Manne, dem wir die Rettung unserer edelsten Güter verdanken und von dessen Wohltaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beschränktheit seiner Ansichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern eines Riesen steht, kann freilich weiter schauen als dieser selbst, besonders wenn er eine Brille aufsetzt; [ ... ] Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melancthon hätten uns nimmer so weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. [ ... ]

Indem Luther den Satz aussprach, dass man seine Lehre nur durch die Bibel selber oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die so genannte Geistesfreiheit oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim.“ (Beide Zitate, Herder und Heine, nach: Wolfgang Beutin, *Der radikale Doktor Martin Luther. Ein Streit- und Lesebuch*, Köln, 1982, 170 und 178)

Ganz ähnlich positive Einschätzungen Luthers lassen sich vielfältig auch bei Ludwig Feuerbach finden.

Die Verständnislosigkeit gegenüber Luther wird übertroffen durch Deschners Verständnislosigkeit gegenüber dem, was Aufklärung ist.

„Aufklärung ist Ärgernis; wer die Welt erhellt, macht ihren Dreck deutlicher.“ (I, 10)

Natürlich ist Aufklärung *auch* dies. Aber wäre sie nur dies und nicht auch das gedankliche Hinwegfegen des Drecks und vor allem auch Begeisterung für das Wahre, Gute, Schöne, sie hätte nie die Welt erhellen und zum Besseren wandeln können! Begeisterung, klar zu unterscheiden von Fanatismus und Gläubigkeit, ist die emotionale Schubkraft von Erkenntnis. Die französische Aufklärung, die radikalste Abteilung der europäischen Aufklärung, wäre nie in eine erfolgreiche Revolution gemündet, hätte sie sich auf das Verdeutlichen von „Dreck“ beschränkt. Ihr kollektives Hauptwerk, die achtundzwanzig Bände umfassende „Enzyklopädie“ (1751-1780) – das waren nicht achtundzwanzig Folianten, in denen der Unrat dieser Welt in ein kaltes Licht gerückt wird. Das waren achtundzwanzig Folianten mit konstruktiven Entwürfen für alle Aspekte einer technik- und menschenfreundlichen Gesellschaft. Deren Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ versprüht noch heute Faszination. Von solch einem beflügelnden und befreienden, eingreifenden und verbindenden Denken ist Deschner weit entfernt. Seine selbstquälerische Haltung spricht sich in folgenden zwei Aphorismen charakteristisch aus:

*„Denken vereinsamt; wer denkt, verstummt.“*

*„Denken heißt in Zweifeln sterben.“*  
(Beide I, 12)

Nein! Denken setzt zwar Zeiten der Einsamkeit und des Verstummens voraus. Aber wenn es gelingt, dient es dem Leben und führt insofern wieder aus der Einsamkeit heraus und leitet zur Kommunikation über. Wenn es gelingt, fügt es im Kopf zusammen, was in der Wirklichkeit Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

zusammengehört. Deshalb heißt Denken: nicht nur mit Zweifeln, sondern auch mit Gewissheiten leben, nicht zuletzt mit der Gewissheit, sterben zu müssen.

**„Im Grunde bin ich ein aus lauter Zweifeln bestehender gläubiger Mensch.“**  
**Abschließende Überlegungen zu Deschners Denkweise**

Der zitierte Satz nimmt in Deschners Aphorismenwerk einen herausgehobenen Platz ein. Er beschließt den ersten Band und taucht noch einmal im zweiten Band auf. Komplett lautet der Aphorismus:

*„Von Zweifel zu Zweifel, ohne zu verzweifeln. Im Grunde bin ich ein aus lauter Zweifeln bestehender gläubiger Mensch.“* (I, 101 und II, 91)

Wie lässt sich dieses Selbstbekenntnis, das manche verblüffen mag, verstehen? Im Kontext aller Aphorismen und im Lichte meiner bisherigen Ausführungen lässt sich sagen: Deschner kommt hier ahnungsvoll der Wahrheit seines Lebenslaufes und Lebenswerkes auf die Spur. Einer Wahrheit, die er selbst wohl – im Sinne eines anderen Aphorismus – zugleich als „Lebenslüge“ enttarnen würde:

*„Leben – Vernichtungsschläge. Und Pyrrhussiege. Am schönsten füllt das Leben eine Lebenslüge aus.“* (II, 21)

Mit seinem Selbstportrait als „gläubiger Mensch“, der „aus lauter Zweifeln“ bestehe, entpuppt sich Deschner als heimlicher Anhänger eines Perfektionismus, der von der Wirklichkeit ständig widerlegt wird, und deshalb dem Negativismus verfällt. Deschner sucht Engel, findet Menschen und erklärt sie zu Teufeln.

Das Motiv des Zweifels, das bei Deschner oft auftaucht, ist – gemeinsam mit dem gleichrangigen Motiv des Erstaunens – die doppelte Wurzel der Philosophie. Bei Deschner verselbständigt sich das Zweifeln zur alleinigen geistigen Triebkraft und erstarrt in einem neuen Dogmatismus. Aus gesunder Skepsis, die sich ihrer Unverzichtbarkeit und ihrer Grenzen bewusst ist, wird bei ihm abstrakte Zweifelsucht.

*„Am wenigsten widerstehen kann ich dem Zweifel. Ich bezweifle alles, selbst meinen Zweifel. Ich glaube wenig und auch das nicht ganz. Skepsis ist für mich keine der »schönen Künste«, sondern Teil meiner Existenz.“* (II, 83)

*„Skepsis – Stimulans des Intellektuellen und sein Stigma. Jede Antwort auf einen Zweifel erfordert neuen Zweifel.“* (I, 13)

*„Alles tiefe Denken entspringt dem Zweifel und endet darin.“* (II, 10)

Nein! Alles Denken, erst recht alles „tiefe Denken“, entspringt der Wahrnehmung dessen, was ist, und beginnt mit der Feststellung dessen, was ist. Erst danach drängt sich die zweifelnde Frage auf: Stimmt das alles? Wo irre ich mich?

Skepsis ohne Verstiegenheit ist der kritische Impuls, mit dem Denken nirgendwo aufzuhören, stets offen zu sein für neue Entdeckungen, neue Erfahrungen. Diese spezifische Neugierde scheint Deschner abhanden gekommen zu sein. Er weiß immer schon, was kommen wird: nichts Neues.

*„Wer prophezeien will, braucht nur zurückzuschauen.“* (I, 49)

Andererseits verbaut sich Deschner mit der Verabsolutierung des Zweifels die elementare Einsicht, dass vieles jedem Zweifel standhält. Dass wir beispielsweise irrumsfähige und sterbliche Wesen sind, ist ein solcher unbezweifelbarer Sachverhalt. René Descartes hat mit seiner Denkfigur „Ich zweifle, also bin ich, also ist die Welt“ den skeptischen Diskurs auf eine neue Grundlage gestellt. Im Denktakt selbst sah er – mit Recht – den unbezweifelbaren, unhintergehbaren Ausgangspunkt, von dem aus sich in der Existenz der Welt ein „unerschütterliches Fundament“ (fundamentum inconcussum) für alle weiteren Überlegungen ergibt.

Aus Deschners versteinerten Skepsis erwächst auch die von ihm bevorzugte Pose des unbestechlichen Nonkonformisten:

*„Widerstand ist das Prinzip des Geistes. Wer denkt, verweigert sich.“* (III, 11)

Widerstand wogegen? Sich verweigern wem? Das Prinzip des Geistes ist das erkennende Durchdringen der Wirklichkeit. Daraus ergibt sich – je nach Sachstand – Affirmation oder Negation, nie aber Widerstand schlechthin. Diese abstrakte Verweigerung allem gegenüber ist auch die Grundlage für die markigen drei Worte, die ich sonst noch nirgendwo gelesen oder gehört habe: *„Ich hasse Weisheit.“*

Deschner sagt nicht: Ich vermisse Weisheit, ich suche Weisheit. Auch stellt er nicht die schlichte Frage: Was ist Weisheit? Nein, er bevorzugt die schnöde, die schneidige, die schnodderige Feststellung: *„Ich hasse Weisheit.“*

Man merkt es! So möchte jemand bekräftigen, der eine größere Neigung zum Sar-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

kasmus verspürt als ich. Der Aphorismus lautet:

*„Weisheit? Resignation; feiler Konformismus. Das bloße Sichabfinden mit dem, was ist. Die Bejahung von allem trotz allem. Ich hasse Weisheit.“*  
(II, 11)

Deschner hasst Weisheit, weil sie in der Tat immer auch eine Komponente der Bejahung enthält. Zwar niemals „von allem trotz allem“. Das ist ein aberwitziges Zerrbild, das ihm dazu dient, seine eigene negativistische Verweigerungshaltung zu legitimieren.

Weisheit ist zu klug, um „zu allem trotz allem“ Ja zu sagen. Denn anders als Deschner versteht sie sich auf die Kunst der Unterscheidung, der Unterscheidung zwischen dem Verfügbaren und dem Unverfügbaren, zwischen dem Änderbaren und dem Unveränderlichen, zwischen dem Vermeidbaren und dem Unvermeidlichen. Diese Unterscheidungen verdanken wir in Europa vor allem der stoischen Philosophie. Sie begründen einerseits eine vernünftige Haltung der Gelassenheit, andererseits eröffnet sie die Perspektive für eingreifendes Handeln.

Deschner dagegen schwankt zwischen zwei gleich abwegigen Extrempositionen hin und her. Einerseits vertritt er selbst, wie wir sahen, einen demotivierenden Fatalismus:

*Jede Wahl, die wir zu haben glauben, ist nur eine Scheinwahl – in Wirklichkeit geht es uns wie dem Lauf des Wassers, das seinen Weg nimmt.“* (III, 33)

Andererseits verfällt er immer wieder in bizarr überzogene moralische Anklagen, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

die mit dem Fatalismus gedanklich inkompatibel sind. Ein Beispiel:

*„Kein größeres Verbrechen als Gleichgültigkeit. Gleichgültigsein heißt unablässig morden.“* (II, 49)

Jetzt ganz unabhängig von der Frage, welchen Sinn Mordvorwürfe an „Marionetten“ machen, also an menschliche Gliederpuppen ohne Herz und Hirn – die Behauptung, Gleichgültigkeit sei das größte Verbrechen, nämlich Mord, ist in sich selbst abstrus.

Gleichgültigkeit mag in bestimmten Fällen als unterlassene Hilfeleistung angeprangert werden. Aber sie als unablässiges Morden zu charakterisieren, entbehrt jeder Urteilskraft. Denn zum Mord gehören Absicht und niedere Gesinnung. Und eben diese fehlen bei gleichgültigen Menschen, wenn denn mit Begriffen ein klarer Sinn verbunden sein soll.

Mit dem Mordvorwurf springt Deschner ohnehin nicht zimperlich um. Ein weiteres Beispiel:

*„Eigentum ist Diebstahl? Eigentum ist Mord.“* (I, 72)

Deschner zitiert ein Schlagwort des französischen Sozialisten Proudhon (1809-1865), um es zu übertrumpfen. Dabei verrennt er sich in eine These, die noch unhaltbarer ist. Wie üblich, verschmäht er jede Differenzierung, hier etwa zwischen materiellem und geistigem Eigentum sowie zwischen persönlichem, privatem und öffentlichem Eigentum mitsamt den dazu gehörenden Entstehungs- und Aneignungsformen.

Er haut rhetorisch auf die Pauke und bewegt damit allenfalls etwas heiße Luft,

aber keinen Gedanken. Die richtige Einsicht, dass an bestimmten Eigentumsformen Blut kleben kann (woran Deschner wohl gedacht haben mag), gerät durch solche plumpe Pauschalierung aus dem Blickfeld. Leider.

Deschner ist taub für Zwischentöne, blind für Schattierungen, unsensibel für Differenzierungen, ohne Gespür für die Ambivalenzen alles Menschlichen. Um es mit Namen antiker Philosophie zu sagen: Ein wenig Heraklit, Stoa, Epikur und Horaz wären seinen Aphorismen gut bekommen.

## Deschners USA-Bild

### Eine kritische Betrachtung zu „Der Moloch“

---

#### 1. Einleitung

1992 überraschte Karlheinz Deschner<sup>1</sup> seine Leser mit der Veröffentlichung eines Buches, das sich nicht seinem Hauptarbeitsgebiet der kritischen Kirchengeschichte widmete. Unter dem Titel „Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt“<sup>2</sup> beschäftigte er sich darin vielmehr mit der politischen Entwicklung der USA<sup>3</sup> von ihren Anfängen bis in die seinerzeitige Gegenwart. Es erschien auch nicht in seinem „Hausverlag“ Rowohlt, Reinbek, sondern bei Weitbrecht, Stuttgart-Wien.<sup>4</sup> Auf dem Klappentext warb der Verlag mit folgendem Text: „*Der Moloch* ist eine tiefgründig-bissige Auseinandersetzung mit der Außenpolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Beginnend mit den weißen Invasoren bis hin zur Operation Wüstensturm im Persischen Golf erzählt Karlheinz Deschner spannend und mit vielen unbekanntem historischen Fakten die räuberische und blutige Geschichte von der Amerikanisierung der Welt.“ Und weiter: „Wie alle Bücher von Karlheinz Deschner überzeugt *Der Moloch* durch die herrliche Mischung aus leidenschaftlichem Engagement, klarster Logik, beißendem Sarkasmus und überwältigendem Wissen. Und wie immer schreibt Karlheinz Deschner auch in diesem Buch für jedermann verständlich und nachvollziehbar.“<sup>5</sup> Derartige Klappentexte werden von Verlagen zu Werbezwecken auf die Rücken von Büchern gedruckt, gleichwohl müssen sich Autor und Inhalt auch an den vorgetragenen Versprechungen messen lassen. Damit ist bereits die Hauptfrage-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

stellung für die vorliegende Abhandlung formuliert, will sie doch im Sinne einer „Langrezension“ eine kritische Darstellung und Einschätzung des USA-Bildes von Deschner anhand seines Werkes „Der Moloch“ vornehmen. Zu diesem Zweck bedarf es zunächst einer Inhaltsangabe in nicht bewertender Beschreibung (Kapitel 2) und einer Zusammenfassung der wichtigsten Einschätzungen (Kapitel 3). Dem folgen soll eine Auseinandersetzung mit formalen und methodischen Aspekten, die sich auf die Darstellungsform und Wissensgrundlage (Kapitel 4) sowie auf die ahistorische Dimension der Kritik (Kapitel 5), die einseitige Perspektive und die monokausalen Deutungen (Kapitel 6) beziehen. Dem folgend geht es um die politische Einfärbung des vorgetragenen Geschichtsbildes (Kapitel 7), die Verwendung einer Fälschung als Quelle (Kapitel 8) und den ideengeschichtlichen Kontext der USA-Kritik von Deschner (Kapitel 9). Die vorliegende Abhandlung erlaubt es dem Autor, eine frühere Auseinandersetzung mit Deschner noch einmal auf breiterem Raum aufzugreifen. Einige Zeit nach dem erstmaligen Erscheinen von „Der Moloch“ veröffentlichte er eine Rezension, die folgende Einschätzung enthielt: „Bissig setzt Deschner diese Geschichte“ (Anm.: der USA) „in Kontrast zu den hehren Idealen von Freiheit und Menschenrechten, die die US-Politik immer wieder zur Rechtfertigung ihres Handels bemüht. So zutreffend die Beschreibung von ihren Sachaussagen in der Regel ist, so reduziert der Autor mit seiner

Darstellung die USA auf ein reines Hassobjekt. Aber Liebe wie Hass machen blind, nicht nur gegenüber Differenzierungen in der Bewertung, sondern auch hinsichtlich der Fakten. In seinem Bestreben, die USA unbedingt in nahezu jeder Beziehung abzuwerten, versteigt sich Deschner in eine Geschichtsbetrachtung mit deutschnationalen Zügen.<sup>66</sup> In diesem Zusammenhang wies der Autor auch kritisch auf die Deutung der Nationalsozialisten als Politikmarionetten angeblicher US-amerikanischer Geldgeber und die Verwendung einer Fälschung als Beweis zur Finanzierung Hitlers durch US-amerikanische Bankiers hin.

Deschner veröffentlichte unmittelbar darauf eine Erwiderung, worin er sich gegen die eingeforderte Differenzierung bei der Darstellung wandte: „Dabei wäre die Wahrheitsfindung so simpel gewesen, hätte ich die Sache bloß ‚ausgeglichen‘ behandelt. Gibt es doch nicht nur die ‚unkritische Verwerfung‘ in den USA“ (sic!), nicht nur ihre ‚unkritische Bejubelung‘, nein, die Wahrheit, so suggeriert, ohne es auszusprechen, Pfahl-Traughbers Artikel, stecke im Ausgleich, die Wahrheit liege schon in der Mitte. Was für ein historiographisches Kriterium!“<sup>67</sup> Zu dem Vorwurf, eine Fälschung als Quelle genutzt zu haben, bemerkte Deschner: „Wobei mein Irrtum, wenn es einer ist, um dies gleich zu sagen, drei Seiten von 373 Seiten betrifft.“ Und weiter hieß es: „Die Behauptung, ich versteige mich ‚in eine Geschichtsbetrachtung mit deutschnationalen Zügen‘, ist zu absurd, um von mir widerlegt zu werden.“<sup>68</sup> Es ging und geht bei der kritischen Betrachtung von „Der Moloch“ aber keineswegs nur um die vorgebrachten Aspekte, weist Deschners Buch doch eine Reihe von darüber hinausgehen-

den formalen und inhaltlichen Mängeln auf. Auf sie soll in den folgenden Ausführungen ausführlicher als in der seinerzeitigen Rezension eingegangen werden.

## **2. Inhaltsangabe zu „Der Moloch“**

Zunächst aber zum Inhalt von Deschners Buch „Der Moloch“, das sich in 14 historisch-chronologisch konzipierte Kapitel gliedert: Die ersten drei widmen sich ausführlich der Bekämpfung und Vertreibung der indianischen Ureinwohner: „Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika beginnt mit einem der größten Raubzüge der Geschichte“ (S. 23).<sup>9</sup> Um des Raubes von Besitz, Gold, Land und Rohstoffen willen hätten die weißen Einwanderer einen barbarischen Krieg gegen die Indianer geführt, wobei man die Untaten mit angeblich moralischen Gründen zu rechtfertigen suchte: „Nein, nicht Raub und Mord: Befriedung! Zivilisierung! Christianisierung! Denn sie hatten immer hehre Worte für ihr abscheuliches Tun“ (S. 42). Die in diesem Sinne legitimierte Taten mündeten bei den Indianerkriegen gegen Mitte des 19. Jahrhunderts und danach in einer Ausrottungspolitik, schloss sie doch nicht nur kämpfende Krieger, sondern mit ihren brutalen Terrorakten auch Frauen und Kinder ein. Bereits zuvor hätte die US-Regierung mehrfach mit den Indianern getroffene Vereinbarungen gebrochen und keine andere Regierung der Welt weise eine derart schmachvolle Vertragsgeschichte auf. Danach widmet sich Deschner der Entstehungsgeschichte der USA, welche bezogen auf die Unabhängigkeitserklärung von 1776 nicht primär Ausdruck eines Aufstandes gegen den britischen Kolonialismus und für die politische Freiheit der weißen Amerikaner gewesen sei. Entge-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

gen des offiziellen Selbstverständnisses ging die Rebellion auch nicht vom Volk aus: „Nein, es sind Neu-Englands wohlhabende, einflussreiche Kreise, die nicht daran denken, sich erkenntlich zu zeigen, die nicht daran denken, auch Einschränkungen, Auflagen, Steuern hinzunehmen“ (S. 74). Letztendlich habe es sich bei den Revolutionskriegen gegen das Mutterland Großbritannien um einen Kampf für die Reichen und Wohlhabenden gehandelt und daher sei die Verabschiedung der amerikanischen Verfassung als ein Staatsstreich der Oberschicht anzusehen. Die Regierung gilt Deschner fortan nicht mehr als ein Werkzeug eben jener Bankiers, Großagrarien und Industriellen, deren wirtschaftliche Interessen auch die Expansionspolitik im 19. Jahrhundert mit der Annexion von Gebieten Mexikos erklärten: „Der Moloch ist gefräßig: nach dem Raub von Texas und zahlreichen Grenzkonflikten folgt sofort ein neuer Krieg und ein noch viel größerer Raub“ (S. 102). Entgegen weit verbreiteter Auffassung sei der US-amerikanische Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 nicht zur Beseitigung der Sklaverei, sondern zum Erhalt der Einheit der Union geführt worden. „Im Entscheidenden ging es um die Auseinandersetzung rivalisierender Wirtschaftskreise“ (S. 115). Der Ausgang des Konfliktes habe der Industrie im Norden großen wirtschaftlichen Aufschwung erbracht, dabei aber auch zum sozialen Auseinanderdriften von Arm und Reich geführt. Hiermit verbunden waren für Deschner notwendigerweise auch noch andere Wirkungen: „Das Ausgreifen des Großkapitals aber rief fast zwangsläufig auch außenpolitisch den Expansionismus hervor“ (S. 150). Entsprechend habe es ab Ende des 19. Jahrhunderts massive militärische, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

politische und wirtschaftliche Einmischungen in Mittel- und Lateinamerika sowie in anderen Regionen der Welt gegeben. Auch den Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg sieht Deschner primär motiviert durch die Absicht, politisch und wirtschaftlich endgültig eine Weltmacht zu werden. Aus dem gleichen Grund hätten US-amerikanische Bankiers den Bolschewismus in Russland und den Nationalsozialismus in Deutschland finanziell unterstützt.

Selbst der Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg wird von Deschner durch diese Interessen erklärt: „Und obwohl Hitler wohlweislich alles vermied, Amerika einen Grund zum Kriegseintritt zu geben, steuerte Roosevelt voll darauf zu“ (S. 236). Nach 1945 sei die Imperialpolitik weiter fortgesetzt worden, zunächst durch die Forcierung von Konflikten mit der Sowjetunion, den Marshall-Plan und die Einmischung in den Korea-Krieg, danach durch Versuche zum Sturz unliebsamer Politiker in anderen Ländern, die Beteiligung am Vietnam-Krieg, die Unterstützung von Militärdiktatoren in Lateinamerika und den ersten Golfkrieg gegen den Irak. „Im Grunde ist der Vietnamkrieg“, so Deschner in einer auf die anderen Fälle verallgemeinerbaren Einschätzung, „ein Paradebeispiel neokolonialistischer Politik. Die US-Präsidenten beschwören dabei mit vielen großen, stets sofort die Welt umrundenden Worten ihren natürlich ganz uneigennütigen Kampf für Freiheit, Demokratie, Selbstbestimmung, für die Sicherheit des Westens, die Ehre der Nation, und nicht zuletzt für die Steigerung des Wohlstandes der armen Länder. In Wirklichkeit brachten sie diesen Bomben, Granaten und Gift, einen unheimlich hinterhältigen, brutal-dreckigen Krieg“ (S.

333).

### **3. Einschätzung der USA in „Der Moloch“**

Bereits aus der Inhaltsangabe wird Deschners Einschätzung der USA in „Der Moloch“ deutlich, sie soll hier aber noch einmal gesondert und zusammenfassend wiedergegeben werden. Bereits in den ersten Zeilen der Einleitung geht der Autor auf das Verständnis von „Moloch“ ein: Es sei in der Bibel die Bezeichnung für den Gott der Bösen, dem man Menschen schlachte, und laut den Wörterbüchern eine Macht, die alles zu verschlingen suche. In diesem Sinne sieht der Autor offenbar die USA, die sich allerdings selbst ganz anders darstellten: „Der Moloch – das können also nicht sie sein, sie, das Heil, das Licht der Welt, ‚das helle Leuchtfeuer der Hoffnung‘, das ‚auserwählte Volk‘, ‚das Volk Israel unserer Zeit‘, das ‚neue Jerusalem‘, das seine ‚manifest destiny‘, seinen göttlichen Auftrag hat, als Vormund der Menschheit, als Führer zur Vollkommenheit, als etwas ganz Edles, Besonderes über alle Länder Erhobenes und Erhabenes“ (S. 11). Stets wären die USA in ihrer Selbstwahrnehmung Beschützer, Engel, Heilsbringer und Retter gegen alle Teufel gewesen, welche die mannigfachsten Formen, Nationalitäten und Verkörperungen angenommen hätten. „Nur einer bleibt fast immer rein: der Yankee“ (S. 11).

Tatsächlich sei die Gesellschaft der USA von Anfang an geprägt gewesen durch Geldgier, Gewalt und Heuchelei. Für diese Auffassung Deschners einige Zitate als Beleg und zur Veranschaulichung: „Der gewalttätige Kampf hatte sich viel zu sehr eingebürgert, hatte viel zu sehr erfolgt, als

dass man bei dem verzehrenden Streben nach Profit, nach Profit um jeden Preis, darauf verzichten konnten und wollte“ (S. 14). „Fast durch das ganze 20. Jahrhundert beanspruchen ihre Präsidenten die Führung der Welt, gelegentlich auch unter der Flagge des Evangeliums“ (S. 17). „Denn gerade weil sie so viel religiöser, viel frömmer sind als der Rest der Welt, sind sie auch so viel großzügiger, uneigennütziger, sind sie ebenso auf andere als auch auf sich bedacht. Alles geschieht nur, um jedermann zu beglücken, zu befrieden, um teilnehmen zu lassen an den Segnungen Amerikas. Ja, die ganze Welt soll werden wie sie, eine Art Abziehbild von ‚God’s own co(u)nt(r)y“ (S. 21). Und: „Die USA, die, seit es sie gibt, bei allen anderen Moral predigen, um ihre eigenen Gräueltaten zu kaschieren, entstanden selbst auf dem Boden nackter Gewalt ... die Basis ihrer ganzen Freiheit und Demokratie: blutige ‚Realpolitik‘ und bigottes Geschwätz“ (S. 22).

Gerade in Geldgier und Selbstbetrug sieht der Autor von „Der Moloch“ nicht nur das gesellschaftliche System, sondern auch die ihm angehörenden US-amerikanischen Bürger prägende Einstellungen. Er behauptet: „Scheint der Yankee doch überhaupt zum Selbstbelügen noch mehr befähigt als der Rest der Welt“ (S. 41). Und weiter heißt es: „Das amerikanische Wesen ist das Geld: der Inbegriff des Yankee-Daseins“ (S. 272). Aus diesen Einstellungen leitet er auch die imperiale Politik der USA ab: „Die Invasoren waren aggressiv und sendungsbewusst. Besitzgier und Religion, Expansionstrieb und Welterlösungsvisionen saßen in ihren Köpfen von früh bis spät“ (S. 42). Das Gerede von Demokratie und Freiheit bei der Legitimation der internationalen Poli-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

tik der USA sieht Deschner daher nur als ideologische Bemäntelung der Gier nach politischer Beherrschung und materiellem Reichtum an. Darüber hinaus gelten ihm die USA auch als ein kulturloses Land, bemerkt er doch: „Als dann aber die Massen der GIs über den großen Teich schwappten, ‚Camel‘ und ‚Lucky Strike‘ kamen, der Jazz und Rock und Pop, Giftgas und Atomsprengköpfe, kurz alles, was die Neue Welt der alten an Kultur zu bieten hatte ...“ (S. 275).

Besonders hervorgehoben wird in Deschners Geschichtsbild von den USA der überragende Einfluss des Geldes, also die wirtschaftlichen Interessen, die er hinter allen politischen Entscheidungen als hauptsächlichen Bedingungsfaktor nicht nur für die Entwicklung in diesem Land sieht: „Die etablierte Geschichtsschreibung, die mitunter so überheblich wie unlauter auf Objektivität insistiert, vernachlässigt noch immer gerade die wirtschaftlichen Komponenten im globalen Beziehungsgeflecht, die ökonomischen Faktoren als bestimmende Antriebskräfte, und spart die Manipulationen des multinationalen Geldgesindels gewöhnlich gänzlich aus“ (S. 220f.). Insofern hätten die etablierten Historiker auch der finanziellen Förderung bestimmter politischer Bestrebungen keine sonderliche Aufmerksamkeit gewidmet, sie sei aber entscheidend für die gesellschaftlichen Entwicklungen in bestimmten Ländern gewesen. Deschner will dies in „Der Moloch“ vor allem anhand der in Erwartung riesiger Gewinne erfolgten Finanzierung Hitlers durch US-amerikanische Bankiers veranschaulichen: „Es waren dieselben Wallstreet-Kreise, die schon 1917 die bolschewistische Revolution finanziert hatten, die auch Hitler beisprangen ...“, (S. 219).

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

#### **4. Darstellungsform und Wissensgrundlage**

In den vorangegangenen Ausführungen wurde Deschner bewusst ausführlicher zitiert, um seine Art und Weise der Beschreibung und Deutung im Originalton zu veranschaulichen. Offenkundig handelt es sich bei seinem Buch nicht um eine nüchterne und sachliche, sondern um eine aufgeregte und emotionalisierte Darstellung. Die subjektive Empfindung des ersten Golfkrieges bot Anfang der 1990er Jahre den Anlass, eine Geschichte der USA zu schreiben. Erst dieses Ereignis trieb ihn gewollt oder ungewollt dazu, so Deschner im kurzen Vorwort, „weniger vielleicht, so schlimm sie war, seine Barbarei, als die ungeheuere Heuchelei, womit man voring“ (S. 9). Häufig bilden persönliche Eindrücke für Autoren den Anstoß, sich mit einem Sachthema ausführlicher zu beschäftigen. Es stellt sich dabei nur die Frage, mit welchem Anspruch und in welcher Form dies geschieht. Die Entscheidung eröffnet in unterschiedlichem Maße die Möglichkeit der inhaltlichen Auseinandersetzung: Geht es nur um die Artikulation subjektiver Meinungen, so können dem ebenso wenig Argumente entgegen gesetzt werden wie den Bekundungen religiösen Glaubens, entziehen sich beide doch nicht nur der kritischen Prüfung, sondern auch der sachlichen Diskussion.

Deschners Buch „Der Moloch“ soll hier trotz seines Charakters als polemische Kritik und sarkastische Streitschrift aus der Perspektive einer sozialwissenschaftlichen Betrachtung zur Kenntnis genommen werden. Autor und Verlag beanspruchen laut Klappentext mit dem Werk auch, „unbe-

kannte historische Fakten“, „klarste Logik“ und „überwältigendes Wissen“ zu präsentieren. Insofern soll und will das Buch mehr sein, als die rein emotionale Reaktion auf das Vorgehen der USA gegen den Irak im ersten Golfkrieg. Vielmehr beansprucht es den wahren Charakter eines Staates und eines Volkes darzustellen, wodurch auch nach der Angemessenheit der vorgenommenen Einschätzungen im Lichte von wissenschaftlichen Ansprüchen gefragt werden darf. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem von Deschner gezeichneten Bild „des Amerikaners“ erfolgt dabei nicht. An dieser Stelle mag dazu die folgende Aussage genügen: Ein Satz wie „Das amerikanische Wesen ist das Geld: der Inbegriff des Yankee-Daseins“ (S. 272) stellt eine ebenso abzulehnende und zweifelhafte pauschale Diffamierung von Personen einer bestimmten Zugehörigkeit dar wie ein Satz wie „Das jüdische Wesen ist das Geld: der Inbegriff des Juden-Daseins“.

Im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit der formalen Qualität von „Der Moloch“ soll statt dessen auf die Wissensgrundlage Deschners eingegangen werden: Das Buch ist offenkundig nicht auf der Basis eigener Forschungsarbeiten, sondern nach der Auswertung von Sekundärliteratur entstanden. Eine derartige Vorgehensweise ist keinesfalls verwerflich, sondern durchaus üblich. Leider informiert der Autor seine Leser aber nicht über die ausgewertete Literaturbasis, fehlen dem Buch doch nicht nur Nachweise von Zitaten in Fußnoten, sondern auch eine genaue Auflistung der Sekundärliteratur. Dies erlaubt es verständlicherweise nicht, Angaben und Interpretationen mit Verweis auf die jeweiligen Quellen genauer überprüfen zu können. Nur hier und da finden

sich kurze Hinweise auf Autoren in allerdings ungenauer Form. In der Nachbemerkerung schreibt Deschner bezüglich der genutzten Literatur lediglich: „Vielen Autoren, Wissenschaftlern und Publizisten bin ich durch dieses Buch verpflichtet – zu vielen, um sie zu nennen. Besonders hilfreich aber waren mir u.a. die einschlägigen Arbeiten von E. Angermann, S. von Nostitz, L. L. Matthias. A. Maurois, H. Scholl, G. Schomaeckers, R. Winter“ (S. 373).

Worum handelt es sich bei dieser Literatur und wie ist sie einzuschätzen? Einige der offenkundig gemeinten Veröffentlichungen lassen sich identifizieren, was hier an vier Beispielen erfolgen soll: Mit „E. Angermann“ dürfte Erich Angermanns Arbeit „Die Vereinigten Staaten von Amerika seit 1917“<sup>10</sup>, mit „L.L. Matthias“ Leo L. Matthias' Buch „Die Kehrseite der USA“<sup>11</sup>, mit „H. Scholl“ Heinz Scholls Schrift „Von der Wallstreet gekauft“<sup>12</sup> und mit „R. Winter“ Rolf Winters Werk „Ami go home“<sup>13</sup> gemeint sein. Wie steht es um Charakter und Qualität dieser Veröffentlichungen? Sie können in der genannten Reihenfolge wie folgt eingeschätzt werden: ein renommiertes wissenschaftliches Standardwerk, eine kritische journalistische Arbeit, eine rechtsextremistische verschwörungsideologische Publikation und eine oberflächliche journalistische Streitschrift. Offensichtlich vermochte Deschner nicht, die unterschiedliche Qualität der erwähnten Literatur zu erfassen und zwischen pamphletartiger Agitation und wissenschaftlichen Werken genügend zu unterscheiden.<sup>14</sup> Noch bedenklicher dabei ist die Berufung auf einen rechtsextremistischen Autor<sup>15</sup>, worauf später noch näher eingegangen wird.

## 5. Die ahistorische Dimension der Kritik

Zunächst aber noch zu einigen methodischen Aspekten von Deschners Buch „Der Moloch“, das sich in der kritischen Kommentierung nicht immer, aber häufig einer ahistorischen Methode bedient. Gemeint ist damit eine Auffassung, womit die gesellschaftliche Realität der Vergangenheit mit heutigen oder mit idealen Maßstäben gemessen und der entsprechende reale historisch-politische Kontext weitgehend ignoriert wird. Diese kritikwürdige Betrachtung sei hier an einem von Deschner allerdings nicht genutzten Beispiel illustriert: Die Demokratie im antiken Athen ist aus heutiger Sicht keine Demokratie gewesen, konnte sich doch nur eine geringe Zahl der Einwohner an politischen Entscheidungen beteiligen, während Frauen und Sklaven von einer solchen Partizipation ausgeschlossen blieben. Sicherlich treffen die letztgenannten Aussagen von der rein sachlichen Seite her zu. Eine mit Verweis darauf erfolgende Abwertung der gemeinten Entwicklung und Strukturen würde allerdings die fortschrittliche Dimension und neue Qualität der politischen Entscheidungsprozesse auch und gerade in der vergleichenden Betrachtung und im inhaltlichen Kontext mit anderen Ordnungsmodellen der Antike ignorieren.

Deschner bedient sich in seiner Geschichte der USA häufig einer ähnlichen ahistorischen Methode, was anhand von seiner Darstellung zur Entstehungsgeschichte der USA bzw. der Unabhängigkeitserklärung veranschaulicht werden soll: Für ihn handelte es sich bei den damit zusammenhängenden historischen Ereignissen um einen „Aufstand der Krämer“ (S. 73), einen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

„Revolutionskrieg für die Reichen“ (S. 78) und einen „Staatsstreich der Oberschicht“ (S. 85). Dezidiert heißt es: „Die Unabhängigkeitserklärung verspricht zwar eine neue politische Ordnung, die unverkennbar antifeudal, antimonarchistisch ist, die Volkssouveränität und Gleichheit vor dem Gesetz vertritt. In Wirklichkeit aber steht die Unabhängigkeit nur auf dem Papier, gibt es Unabhängigkeit nur für die wenigsten. Die Erklärung lässt, auf Druck der südlichen Pflanzer, Sklavenarbeit und Sklavenhandel weiter zu ... Dazu passt, dass man am 26. Dezember 1776 das Wahlrecht auf besitzende Bürger beschränkt, auf jene also, die vor allem den Krieg um ihre ‚Unabhängigkeit‘ führen: Händler, Kaufleute, Wohlhabende, Reiche, denen es um Steuerersparnisse, um noch mehr Wohlstand, um unbeschränkten Handel geht, um Macht“ (S. 79). Hinsichtlich der reinen Beschreibung von Gegebenheiten und Zusammenhängen der damaligen Zeit ist Deschner weitgehend Recht zu geben. Gleichwohl verkennt er durch die fehlende Einbettung der geschilderten Ereignisse in den historisch-politischen Kontext deren besondere Bedeutung und Dimension: Erstmals wurde ein demokratischer Verfassungsstaat modernen Typs gegründet, und erstmals wurden die Menschenrechte als Leitprinzip in die konstitutionelle Grundlage eines Staates aufgenommen. Damit unterschieden sich die USA seinerzeit von allen anderen bestehenden politischen Ordnungssystemen hinsichtlich des Ausmaßes der Verankerung von Demokratie und Grundrechten für die Bürger und in der Wahrnehmung des Staates als Instrument der Gesellschaft. Nicht zufällig flossen die damit verbundenen Ideen und Prinzipien auch in die Erklärung der Menschen- und Bür-

gerrechte in Frankreich 1789 ein. Und ebenso wenig zufällig wurden die USA von vielen Einwanderern vom 18. bis 20. Jahrhundert hinein gerade aufgrund der angesprochenen gesellschaftlichen und politischen Struktur als Land der Freiheit und Hoffnung für perspektivlos und verarmt in europäischen und anderen Ländern lebende Menschen empfunden. Gleichwohl bestand ein von Deschner zurecht konstatiertes gravierender Unterschied zwischen Realität und Verfassungstext, welcher im Laufe der historischen Entwicklung – zwar nicht gänzlich – aber immer stärker aufgehoben wurde. Eine den historischen Kontext von gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen berücksichtigende Betrachtung hätte diesen Sachverhalt auch in der vergleichenden Perspektive mit ähnlichen Prozessen in anderen Ländern mit anderen Systemen stärker berücksichtigen müssen. Von einer solchen Warte aus betrachtet, lassen sich Entwicklungen im Bereich der Demokratie und Grundrechte weitaus differenzierter erfassen und wirklichkeitsnäher kommentieren. Da es immer einen Unterschied von Ideal und Realität bzw. von Verfassungsideal und Verfassungswirklichkeit geben dürfte, bedarf es bei der Beurteilung von gesellschaftlichen Entwicklungen auch eines adäquaten Maßstabes auf der gleichen Ebene. Er würde für das gewählte historische Beispiel in den Partizipationsmöglichkeiten und dem Rechtsstatus der Bürger in anderen politischen Systemen wie den seinerzeitigen europäischen Monarchien bestehen. In einigen Fällen wäre danach Deschners Kritik zuzustimmen, in anderen Fällen aber nicht.<sup>16</sup>

## **6. Einseitige Perspektive und mono-**

## **kausale Deutungen**

Ein weiterer kritikwürdiger Gesichtspunkt an dem Buch „Der Moloch“ besteht in dessen mangelnder Differenzierung und gewollter Einseitigkeit. Die Forderung nach einer mehr abwägenden Betrachtung und Beurteilung zielt dabei nicht auf den von Deschner in seiner Erwiderung mit ironischem Unterton vorgetragenen Effekt: „Der gold’ne Mittelweg. Und geht man so nicht häufig vor bei unbequemen Sachverhalten?!“ (S. 24). Bei dem Plädoyer für eine unterscheidende und vergleichende Analyse geht es nicht um das Verdecken von Betrügereien, Fehlern, Untaten und Verbrechen – hier stimmt der Autor hinsichtlich des Rufs nach Aufklärung und Kritik Deschner häufig genug zu –, sondern um die Erfassung der gemeinten Ereignisse in ihrem historisch-politischen Kontext. Dazu gehört auch schlicht und ergreifend die Feststellung, dass die USA im Laufe ihrer politischen Geschichte nicht im luftleeren Raum agierten, sondern sich mit anderen Akteuren in Konflikt befanden, es unterschiedliche mehr oder minder legitime Interessen gab und den USA auch ein Sicherheitsinteresse gerade in der Ära des Kalten Krieges gegenüber der Sowjetunion mit ihrem weltweiten Herrschaftsanspruch zugestanden werden müsste.

Auf einzelne Punkte kann hier aus Raumgründen nicht näher eingegangen werden, nahezu jedes von Deschner angesprochene historische Beispiele sollte auf der Basis einer differenzierten Betrachtung ausführlicher diskutiert werden. Wie problematisch die einseitige Perspektive allerdings ist, lässt sich hier noch einmal an dem bereits zuvor erwähnten exemplarischen Fall aufzeigen. Gemeint ist die Zurückführung der US-amerikanischen Unaufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

abhängigkeitserklärung und Verfassungsgebung auf die materiellen Interessen der wohlhabenderen Kreise der Kolonialisierer. Diese Erkenntnis Deschners ist nicht neu – der US-amerikanische Historiker Charles A. Beard verwies darauf bereits 1913 in einer umfangreichen Studie<sup>17</sup> –, diese Erkenntnis ist auch nicht ungewöhnlich – Menschen haben soziale Interessen und legen sie ihren politischen Forderungen zugrunde. Auch die Französische Revolution mit dem Appell „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ wurde maßgeblich durch das soziale Interesse des Bürgertums vorangetrieben. Deschners Empörung über die materiellen Motive bei politischen Handlungen zeugt von einer erstaunlich naiven und wirklichkeitsfremden Wahrnehmung gesellschaftlicher Realität.

Andererseits neigt er dazu, den sozioökonomischen Faktor wiederum zu überschätzen, was auf eine monokausale und ökonomiezentrierte Betrachtungsweise hinausläuft. Die etablierte Geschichtsschreibung kritisiert er, da sie „die ökonomischen Faktoren als bestimmende Antriebskräfte... und die Manipulationen des multinationalen Geldgesindels gewöhnlich gänzlich“ (S. 220f.) aussparten. Diese vehemente Auffassung überrascht, ist doch der sozialhistorische Ansatz in der Geschichtswissenschaft weit verbreitet und zumindest zeitweise veröffentlichten marxistische Historiker zahlreiche Studien zu unterschiedlichsten Aspekten des Zusammenhangs von Politik und Ökonomie. Deschner geht es erkennbar aber um keine dieser beiden Perspektiven, sondern um die Frage der Finanzierung einer politischen Bestrebung durch bestimmte Geldgeber.<sup>18</sup> So bemerkte er auch in seiner Erwiderung: „Grundsätzlich sind die Politiker seit langem die Marionetten des Kaufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

pitals. Grundsätzlich hängen sie von der Hochfinanz ab, nicht umgekehrt, regiert das Geld die Welt ...“.<sup>19</sup> Ob denn mit dieser an den Stammtisch-Diskurs erinnernden Auffassung historisch-politische Entwicklungen treffend erklärt werden können, darf doch bezweifelt werden.

Bei dem Autor von „Der Moloch“ läuft diese monokausale Sichtweise sogar darauf hinaus, Behauptungen wie „Die US-Hochfinanz finanziert die Russische Revolution“ (S. 187) und „Die Wallstreet kauft Hitler“ (S. 219) aufzustellen. Beide historischen Ereignisse, so behauptet Deschner, seien durch entsprechende Geldzuwendungen zustande gekommen. Selbst wenn gewisse finanzielle Mittel geflossen sein sollten<sup>20</sup>, so lassen sich mit diesen Geldern weder allein noch primär derartige politische Ereignisse erklären.<sup>21</sup> Genau dies meint Deschner allerdings, unterstellt er mit diesem Vorgehen doch das längerfristige Bestehen einer Strategie: „Es waren dieselben Wallstreet-Kreise, die schon 1917 die bolschewistische Revolution finanziert hatten, die auch Hitler beisprangen, in der einzigen Absicht seine Machtergreifung, seine Aufrüstung sowie den nächsten Weltkrieg zu ermöglichen und damit für sie selbst noch riesigere Gewinne als im letzten“ (S. 219). Derartige Auffassungen laufen auf eine Verschwörungsideologie<sup>22</sup> hinaus, wobei die jüdische Herkunft der angeblichen Geldgeber ein besonderes Interesse an Deschners Quellenbasis aufkommen lässt. Und tatsächlich schöpft er hier offenkundig aus einem rechtsextremistischen Werk.<sup>23</sup>

**7. Das politisch gefärbte Geschichtsbild**  
Große Empörung bei der erwähnten ersten Kritik an „Der Moloch“ hatte bei

Deschner die Aussage des Autors ausgelöst, er „versteige sich in eine Geschichtsbetrachtung mit deutschnationalen Zügen“.<sup>24</sup> In der Erwiderung bezeichnete Deschner diese Auffassung als „zu absurd, um von mir widerlegt zu werden. Mein ganzes Werk widerlegt sie. Und ‚Der Moloch‘ auch“.<sup>25</sup> Nun muss an dieser Stelle zunächst klargestellt werden, dass der Autor nicht behauptete, Deschner sei Deutschnationaler, sondern lediglich, dass sein Werk „Der Moloch“ auf eine deutschnationale Geschichtsbetrachtung hinauslaufe. Zwischen beiden Gesichtspunkten mag nur selten ein Unterschied bestehen, es kann aber einen solchen geben – und genau darum geht es hier: Bei der Kommentierung einer ganzen Reihe von zentralen Aspekten der deutsch-amerikanischen Beziehungen, insbesondere zwischen 1914 und 1945, nimmt Deschner Positionen ein, welche der deutschnationalen Geschichtsschreibung der damaligen und der gegenwärtigen Zeit entsprechen. Dies dürfte sich wohl weniger durch eine ideologische Übereinstimmung mit dem Deutschnationalismus denn durch das übergroße Ressentiment gegen die USA als seinerzeitigem Gegner des Deutschen Reiches erklären.

Ein möglicherweise eher weniger überzeugender Beleg dafür wurde in der ursprünglichen Kritik an „Der Moloch“ genannt. Deschner sprach darin bei der Beschreibung des Ersten Weltkriegs schon fast mit bedauerndem Unterton davon, dass „nur das Auftauchen der amerikanischen Riesenarmee auf dem europäischen Kriegsschauplatz die Mittelmächte in den Untergang riss“ (S. 199). Es gibt allerdings noch eine Reihe weiterer Aussagen, die in noch stärkerer Form den erwähnten Eindruck vermitteln. Hierzu gehören ins-

besondere die Ausführungen zur Finanzierung Hitlers durch US-amerikanische Bankiers, worauf im Zusammenhang mit der Verwendung einer Fälschung als Quelle noch ausführlicher eingegangen werden soll. Daraus schlussfolgerte Deschner aber: „So ‚hausgemacht‘, so ein Produkt bloß deutschen Mistes, wie immer wieder hingestellt, ist Hitler nicht gewesen“ (S. 220). Nun spielten sicherlich auch externe Faktoren, also Gesichtspunkte außerhalb des Deutschen Reiches, eine wichtige Rolle für das Aufkommen der Hitler-Partei, gleichwohl standen sie in ihrer herausragenden Bedeutung in keinem Verhältnis zu den internen Faktoren, also den gesellschaftlichen und politischen Zuständen im Deutschen Reich.

Noch irritierender wirken in der angesprochenen Hinsicht die Ausführungen Deschners bei der Benennung der Verantwortlichen für den Kriegsausbruch zwischen dem NS-Staat und den USA 1941. Auch hierzu drei Zitate, die eine eindeutige Schuld unterstellen: „Und obwohl Hitler wohlweislich alles vermied, Amerika einen Grund zum Kriegseintritt zu geben, steuerte Roosevelt voll darauf zu“ (S. 236). An anderer Stelle heißt es: „Roosevelt provozierte Deutschland fortgesetzt, um endlich Krieg führen zu können“ (S. 237). Und weiter: „Da die Deutschen auf keinerlei Herausforderungen reagierten, reizte er nun dauernd Japan, das freilich ebenfalls keinen Krieg mit den USA wünschte, diesen vielmehr unbedingt verhindern wollte“ (S. 237). Für diese wie für viele andere Einschätzungen gab Deschner keine genauen Belege und Quellen an. Man mag bei der Einschätzung der angesprochenen historischen Entwicklung auch der Auffassung sein, die US-Administration hätte deeskalierender und zurückhaltender Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

agieren können. Deschner argumentiert hier aber nicht differenzierend und reflektierend, sondern behauptet pauschal, Hitler habe keinen Krieg gegen die USA gewollt, Roosevelt aber einen Krieg gegen das Deutsche Reich angestrebt.

Nicht nur als inhaltlich, sondern auch wirkungsbezogen problematisch können darüber hinaus die ständigen gleichsetzenden und relativierenden Bemerkungen über US-amerikanische und nationalsozialistische Untaten angesehen werden. Auch hierzu einige Beispiele: „Fest steht auch: Selbst auf dem Gipfel seiner Verbrechen hatte Hitler nicht annähernd so viel Land geraubt wie die Angloamerikaner in der Neuen Welt“ (S. 45). An anderer Stelle heißt es: „Hitlers SS hatte Lidice vernichtet – in Vietnam hat man ‚ganze Ortschaften ausgetilgt‘ (Egon Larsen)“ (S. 344). Aus diesen Ausführungen lässt sich wohl nur entnehmen, dass die US-Amerikaner schlimmer als die Nationalsozialisten waren – und letztere dann auch nicht als gar zu verderblich gelten könnten. Dies mag in einzelnen Fällen so gewesen sein, die Beachtung des Gesamtkontextes verbietet allerdings derartige Verallgemeinerungen. Gerade hier hätte den Ausführungen Deschners mehr Differenzierungsvermögen und Sorgfalt in den einzelnen Formulierungen gut angestanden. Derartige Aspekte erklären möglicherweise auch, warum rechtsextremistische Buchdienste sein Werk „Der Moloch“ in ihr Vertriebsprogramm aufgenommen haben.<sup>26</sup>

## 8. Eine Fälschung als Quelle

Lediglich in einem Punkt machte Deschner in seiner erwähnten Erwiderung auf die erste nur kurze Kritik des Autors an „Der Moloch“ ein – allerdings nur eingeschränktes – Zugeständnis. Er bemerkte:

te: „Andererseits freilich spricht, nach Hebbel, niemand eine Wahrheit aus, die er nicht mit einem Irrtum verzollen müsste – auch mein Fall anscheinend. Wobei mein Irrtum, wenn es einer ist, um dies gleich zu sagen, drei Seiten von 373 Seiten betrifft. Mir entging ein kleiner Aufsatz in den „Vierteljahresheften für Zeitgeschichte“ (1954), der eine meiner Quellen, so schient es, als Fälschung entlarvt.“<sup>27</sup> Der einleitende Satz, wonach die angemaßte Wahrheit offenbar auch immer mit einem Irrtum einhergehen könne und müsse, soll hier nicht näher kommentiert werden. In der benannten Frage geht es nicht nur um das begrenzt entschuldbare Hereinfallen auf eine Fälschung und das vertretbare Übersehen eines wissenschaftlichen Aufsatzes und auch nicht nur um drei von 373 Seiten seines Buches. Vielmehr veranschaulicht dieser Aspekt den überaus problematischen Umgang mit Informationen und Interpretationen, welche im Falle einer vehementen USA-Kritik offenbar weniger sorgfältig geprüft und reflektiert werden.

Worum geht es auf den erwähnten „drei Seiten“, die allerdings einen „Die Wallstreet kauft Hitler“ überschriebenen Abschnitt von sieben Seiten bilden? Deschner berichtet darin über unterschiedliche deutsche und ausländische Geldgeber der NSDAP, wobei er im Sinne der oben bereits ausführlicher zitierten Textstellen eine Finanzierung Hitlers durch die Wallstreet ins Zentrum seiner Aufmerksamkeit stellt. Wörtlich heißt es: „Hitlers Bezahlung durch das Bankhaus Warburg und das amerikanische Großkapital thematisierte auch das 1933 von Sidney Warburg verlegte Buch *De Geldbronnen van het Nationaal-socialisme. Drie gesprekken met Hitler door Sidney Warburg*. Doch

wurde das Buch kurz nach der Publikation vom Verlag aus dem Handel gezogen bzw. zurückgekauft, und zwar durch einen Amsterdamer Rechtsanwalt, offensichtlich im Auftrag der Warburgfamilie, ohne dass man natürlich alle Exemplare wieder bekommen konnte“ (S. 225). In ihnen werde dokumentiert, dass Hitler zwischen 1929 und 1933 über 30 Millionen Dollar von eben jenem US-amerikanischen Bankhaus erhalten habe, um ihn als Gegenleistung zu einer aggressiveren Außenpolitik gegenüber Frankreich zu motivieren.

Bei der genannten Schrift handelt es sich allerdings nachweisbar um eine Fälschung<sup>28</sup>, die mit Ausnahme der rechts-extremistischen Literatur und leider auch von Deschner von keiner wissenschaftlichen Studie zum Thema Hitler-Finanzierung als historische Quelle genutzt wird.<sup>29</sup> Herausgeber der Schrift war der holländische Journalist J. G. Schoup, der wegen unrechtmäßiger Führung des Dokortitels und finanzieller Betrügereien vor Gericht gestanden hatte. Im Herbst 1933 bot er dem angesehenen Amsterdamer Verlag Van Holkema & Warendorf N.V. eine Schrift zur Veröffentlichung an, welche die Finanzierung Hitlers durch amerikanische Kapitalisten beweisen sollte. Darüber hinaus erklärte Schoup, er sei ein persönlicher Bekannter des Bankiersohns Sidney Warburg und legte diesbezügliche Schriftwechsel mit der Firma Warburg vor. Eine kritische Prüfung dieser Unterlagen durch den Verlag hätte bereits damals mehr als nur Zweifel an deren Echtheit auslösen müssen: Ein „Sidney Warburg“ existierte ebenso wenig wie eine Firma mit der genauen Bezeichnung „Warburg & Warburg“, die angegebene Straßenbezeichnung mit der Nummer

5354 konnte nicht stimmen, da die gemeinte Avenue bei Nummer 420 aufhörte.<sup>30</sup>

Nach der Veröffentlichung zog der Verlag binnen kurzer Zeit das Buch wieder vom Markt, fürchtete man durch das Bekanntwerden der Fälschung doch um den Ruf des Hauses. Wie kam nun Deschner an ein Exemplar der so seltenen Schrift? Hat er sie überhaupt gelesen? Sind ihm dabei nicht weitere Merkwürdigkeiten und Widersprüche aufgefallen? Dies hätte bei einer kritischen Prüfung des Textes nicht ausbleiben können. Wahrscheinlicher dürfte sein, dass sich der Autor von „Der Moloch“ sein diesbezügliches Wissen aus „zweiter Hand“ holte. Da er sich gegen Ende des Buches bei einem „H. Scholl“ (S. 373) bedankt, lässt sich das Rätsel schnell lösen. Bei dieser Person handelt es um den rechtsextremistischen Verschwörungsideologen Heinz Scholl<sup>31</sup>, der in den 1970er und 1980er Jahren eine Reihe von Schriften veröffentlichte, worin die Bankhäuser der Rockefellers, Rothschilds, Warburg & Co. als die hinter den Kulissen der offiziellen Politik stehenden Mächte beschrieben und ihnen die Verantwortung für Kriege, Revolutionen und Wirtschaftskrisen zugeschrieben wurden. Zu diesen Veröffentlichungen gehörte auch das bereits erwähnte Buch „Von der Wallstreet gekauft“<sup>32</sup>, woraus Deschner offenbar einen Großteil der erwähnten Informationen zu besagtem Kapitel ungeprüft und unreflektiert übernahm.

## **9. Der ideengeschichtliche Kontext der USA-Kritik**

Unmittelbar vor dem Abschluss der vorliegenden Abhandlung soll noch auf den ideenhistorischen Kontext der USA-Kritik Deschners eingegangen werden. Ver-  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

gleicht man das Buch „Der Moloch“ mit Veröffentlichungen zu den USA, die in den letzten beiden Jahrhunderten erschienen, so fällt dessen geringe Originalität in Form und Inhalt auf. Es existiert nicht nur eine Fülle von Literatur, die sich in ähnlich aggressivem, emotionalem und sarkastischem Tonfall über die USA äußert. Auch die Argumentationsweisen und Interpretationen gleichen sich in Inhalt und Pauschalität in erstaunlicher Weise, womit sich die Frage nach der Herkunft und Prägung der jeweiligen Auffassungen stellt. Inwieweit Deschner sich direkt von den zu beschreibenden Positionen hat beeinflussen lassen, lässt sich aufgrund des Mangels an einschlägigen Literaturhinweisen in „Der Moloch“ nicht sagen. Gleichwohl zeigen sich in Häufigkeit und Intensität unverkennbare Gemeinsamkeiten und Identitäten. Hierbei geht es um die geistesgeschichtliche Entwicklung des Antiamerikanismus<sup>33</sup> in der deutschen Geschichte<sup>34</sup>, der sich häufig genug auch als Ausdruck einer „undemokratischen Einstellung“<sup>35</sup> manifestierte.

Grob lassen sich folgende Erscheinungsformen und Ideologievarianten des fundamentalen Ressentiments gegen die USA in der historischen Chronologie<sup>36</sup> ausmachen: Zunächst gingen sie von den Vertretern der Gesellschaftsordnung von „Thron und Altar“ aus, welche in den USA das Modell einer Republik und damit eine Gefahr für ihre Herrschaft erblickten. Weitaus wirkungsmächtiger war allerdings die romantisch-kulturelle Variante, die aus der Tradition der deutschen Romantik entstand und insbesondere in Repräsentanten der Bildungsschicht Anhänger fand. Sie sah Gleichmacherei, Kulturlosigkeit, Lebensmonotonie, Materialismus und Mittelmäßigkeit als typische Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Merkmale der US-amerikanischen Gesellschaft an. Bei entsprechender Kritik ging man über die Benennung von durchaus in diesen Bereichen bestehenden Missständen hinaus, da die beklagten Vorkommnisse direkt aus dem Bestehen der Demokratie auf Basis einer modernen Massengesellschaft abgeleitet wurden. Genau in diesem Punkt unterscheidet sich auch eine scharfe Kritik an den USA vom Antiamerikanismus, wird doch in dieser Perspektive das ganze gesellschaftliche und politische System für ablehnenswert und verwerflich gehalten.

Diese Position nahm auch die konservativ-nationalistische Variante ein, welche sich spätestens während des Ersten Weltkriegs um Repräsentanten des deutschen Bildungsbürgertums bildete, in den USA die Verkörperung des abgelehnten Westens sah und für ein antiwestliches deutsches Sonderbewusstsein eintrat. Hierbei nahm man eine Entgegensetzung von Geist und Politik, Kultur und Zivilisation, Organischem und Künstlichem, Rang und Gleichheit, Gemeinschaft und Gesellschaft vor. Ideologisch verkoppelte sich dabei ein kultureller Antiegalitarismus mit der Ablehnung der modernen Demokratie und Massengesellschaft bei gleichzeitigem Eintreten für ein konservatives organisches Gemeinschaftsmodell. Die völkische und nationalsozialistische Variante setzte diese geistige Tradition nach dem Ende des Ersten Weltkriegs fort und fügte ihr als neue Komponente lediglich den Antisemitismus hinzu, galten die USA in deren Sicht doch als von der „jüdischen Plutokratie“ in Kultur, Politik und Wirtschaft beherrscht. Der Nachkriegsrechtsextremismus ergänzte diesen Diskurs noch durch den Vorwurf des kulturellen „Seelenmordes“ und der

geistigen „Umerziehung“.<sup>37</sup>

Ein fundamentales Ressentiment gegen die USA ließ sich aber auch auf der linken bzw. linksextremistischen Seite des politischen Spektrums ausmachen<sup>38</sup>: Die KPD der Weimarer Republik sah in den USA lediglich die Inkarnation des bekämpften Kapitalismus, der mit „Dollarimperialismus“ und „Kolonialisierung“ die Völker unterdrückte. Eine Würdigung des Selbstwertes eines demokratischen Verfassungsstaates ließ sich in diesem politischen Lager ebenso wenig wie in dem vorher behandelten ausmachen. Auch hier sah man später im Grundgesetz und in der Wirtschaftsverfassung einen Unterwerfungsakt der US-amerikanischen Besatzungsmächte. Ähnliche Auffassungen propagierte die SED in der DDR, die ihre Agitation gegen die USA sogar mit nationalistischen Inhalten verband. Während der vom Anlass her mehr als nur nachvollziehbaren Proteste gegen den Vietnamkrieg gingen die Meinungsbekundungen der Demonstrationen häufig mit der Huldigung kommunistischer Diktatoren einher, womit sich eine Verkoppelung von Antiimperialismus mit der Ablehnung des politischen Liberalismus abzeichnete. Auch spätere Demonstrationen gegen die USA distanzieren sich häufig nicht ebenso konsequent von diktatorischen Systemen.

## 10. Schlusswort

Eine ganze Reihe der vorgenannten Argumentationsmuster findet man auch in Deschners „Der Moloch“, was angesichts der bereits vorgebrachten ausführlichen Zitate aus dem Buch nicht mehr gesondert belegt werden muss. Nun soll ihm damit keine politische Nähe zu den erwähnten demokratiefeindlichen Strömun-

gen unterstellt werden, gleichwohl unterscheidet sich sein USA-Bild formal und inhaltlich kaum von diesen Tendenzen in Vergangenheit und Gegenwart. Allein um hier keinen falschen Eindruck zu vermitteln, hätte die teilweise durchaus berechtigte Kritik von ihren Grundlagen her klarer entwickelt und in einen anderen Rahmen eingeordnet werden müssen. Die US-amerikanische Gesellschaft lässt sich nicht auf Arroganz und Betrug, Geldgier und Gewalt, Heuchelei und Imperialpolitik, Kaugummi und Popmusik reduzieren. Derartige Klischees und Stereotype stehen für Aversionen und Ressentiments, nicht für Aufklärung und Kritik. Motiviert wurden die vorgetragenen Einwände des Autors gegen Deschners Buch „Der Moloch“ daher weder durch die Leugnung vieler meist zutreffend geschilderter Sachverhalte noch durch die generelle Verteidigung von Gesellschaft und Politik der USA.

Gleichwohl müssen um einer differenzierteren Betrachtung willen auch als positiv geltende Besonderheiten der USA beachtet und gewürdigt werden: Es handelte sich um den ersten demokratischen Verfassungsstaat modernen Typs, dieser nahm als ein solcher erstmals die Menschenrechte als konstitutives Grundprinzip in seine Unabhängigkeitserklärung auf und formulierte dort ein den Staat lediglich als Instrument der Gesellschaft ansehendes Verständnis. Die Abwesenheit von Rängen und Ständen erlaubte ein relativ hohes Maß an sozialer Durchlässigkeit, was in den seinerzeitigen europäischen Gesellschaftssystemen noch nicht einmal in Ansätzen möglich war. Darüber hinaus entstand ein hohes Maß an politischen Freiheiten verbunden mit dem Streben Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

nach persönlichem Glück und materiellem Reichtum als legitimen Zielen. Gerade um die damit verbundenen Möglichkeiten beneideten und beneiden viele Menschen in anderen Ländern die US-Amerikaner und sahen und sehen in dem Land einen Ort für Aufstieg und Chancen, Flucht und Freiheit, Hoffnung und Rechte, Sicherheit und Wohlstand. Und schließlich bildete sich in den USA erstmals eine demokratische Massengesellschaft in moderner Form heraus.

Diesen Gegebenheiten stehen allerdings auch die als negativ gelten könnenden Seiten des Landes gegenüber, wozu viele von Deschner geschilderten Aspekte gehören: Hierzu zählt die Benachteiligung und Verfolgung der Ureinwohner, die langjährige gesellschaftliche Akzeptanz der Sklaverei und Einschränkung der Bürgerrechte für Schwarze, die neue Hierarchisierung der Gesellschaft durch das Auseinanderklaffen von Arm und Reich, die mangelnde Einschränkung privater Macht und hohe Bedeutung ökonomischer Interessen für die Gestaltung der Innen- und Außenpolitik, das Umschlagen des missionarischen Anspruchs zur Verbreitung von Demokratie, Fortschritt und Humanität in eine imperiale Machtpolitik, die Förderung, Initiierung und Unterstützung demokratiefeindlicher Bewegungen und repressiver Regime nach eigenen Interessen. In all diesen Fragen stehen gesellschaftliche Gegebenheiten und praktizierte Politik im Widerspruch zu den konstitutiven Grundlagen der USA als demokratischen Verfassungsstaates; in all diesen Fragen wurde und wird aber in den USA auf Basis dieser konstitutiven Grundlagen gegen die erwähnten und andere negativen Seiten aus der Gesellschaft heraus Protest und Unmut angemeldet.<sup>39</sup>

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Gerade in den hier zum Ausdruck kommenden Möglichkeiten unterscheiden sich die USA von anderen Staatssystemen mit ähnlichen „Schattenseiten“, die diese Freiheit der Bürger und Offenheit der Gesellschaft nicht dulden. Die USA waren und sind auch das Land, wo Bewegungen für Bürgerrechte entstanden, Formen des zivilen Ungehorsams praktiziert und Modelle demokratischer Zivilgesellschaft umgesetzt wurden. Diese Seite gehört mit in ein Bild der USA, das Deschner mit seinem doch in der Gesamtbetrachtung als Zerrbild anzusehenden Buch über den von ihm gar so verachteten Staat der „Yankees“ nicht genügend zur Kenntnis nimmt. Mit seiner Sichtweise steht er nicht allein und findet sich dabei nicht in guter Gesellschaft. „Der Moloch“ – es muss so deutlich gesagt werden – bringt weder formal noch inhaltlich Neues, ähnlich gestrickte Bücher sind mitunter besser, mitunter schlechter<sup>40</sup> – aber sie vermitteln kaum innovative Einsichten und wirklichen Erkenntnisgewinn, allenfalls befriedigen sie emotionale Ressentiments und stereotype Feindbilder.<sup>41</sup> Statt der Arbeit an „Der Moloch“ wäre ein weiterer Band der „Kriminalgeschichte des Christentums“ ein lohnenderes publizistisches Projekt gewesen.

#### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> Der Autor steht Deschner in kritischem Respekt gegenüber: Respekt für seine aufklärerische Arbeit über die unterschiedlichsten Schattenseiten im Wirken der christlichen Kirchen und die Hintergründe der theologischen Grundlagen des Christentums, kritisch aufgrund einiger analytischer und methodischer Einwände gegen seine diesbezüglichen Arbeiten. Obwohl die Wertschätzung eindeutig überwiegt, will sie nicht in vorbehaltlose Apologie münden. Daher auch die vorliegende kritische Betrachtung zu „Der Moloch“, einem Buch, das zu Deschners schlech-

teren Werken zählt.

<sup>2</sup> Karlheinz Deschner, *Der Moloch*. „Sprecht sanft und tragt immer einen Knüppel bei euch!“ Zur Amerikanisierung der Welt, Stuttgart - Wien 1992.

<sup>3</sup> Die folgende Kritik der Kritik der USA bezweckt keine blinde Verteidigung der historischen und politischen Entwicklung des Landes. Ganz im Gegenteil, gerade aus der Warte eines Anhängers des Modells der offenen Gesellschaft und des demokratischen Verfassungsstaates ist häufig genug vehemente Kritik angebracht. Gleichwohl sollte sie differenziert argumentierend und gut belegt vorgetragen werden, in diesem Punkt besteht der Unterschied zu Deschners Auffassung von USA-Kritik.

<sup>4</sup> Der Weitbrecht Verlag gehört zum K. Thienemanns Verlag, Stuttgart und Wien.

<sup>5</sup> Der Text findet sich auf der Rückseite des Umschlags der Erstausgabe von „Der Moloch“, vgl. Anm. 2

<sup>6</sup> Armin Pfahl-Traughber, Karlheinz Deschners *Moloch*, in: *Diesseits*, 8. Jg., Nr. 28/1994, S. 24f., hier S. 24.

<sup>7</sup> So wurde es in der Tat nicht ausgesprochen und noch weniger gemeint. „Strohmann-Taktik“ nennt man die Kritik an einem Argument, das der Autor so nicht vorbrachte, um ihn mit Bezug darauf leichter widerlegen zu können.

<sup>8</sup> Karlheinz Deschner, *Voll von Hass und Blindheit? Eine Erwiderung*, in: *Diesseits*, 8. Jg., Nr. 29/1994, S. 24f.

<sup>9</sup> Um den Anmerkungsapparat nicht zu überdehnen, werden fortan alle Zitate aus Deschners „Der Moloch“ per Seitenangabe im Text nachgewiesen. Die Angaben beziehen sich auf die Erstausgabe, vgl. Anm. 2.

<sup>10</sup> Erich Angermann, *Die Vereinigten Staaten von Amerika seit 1917* (1966), 9. Auflage, München 1995.

<sup>11</sup> Leo L. Matthias, *Die Kehrseite der USA*, Reinbek 1964. Außerdem erschien von dem Autor: *Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder Das geordnete Chaos*, Hamburg 1953.

<sup>12</sup> Heinz Scholl, *Von der Wallstreet gekauft. Die Finanzierung Hitlers durch ausländische Finanzmächte*, Vaduz 1981. Vgl. zu weiteren Veröffentlichungen von Scholl Anm. 31.

<sup>13</sup> Rolf Winter, *Ami go home. Plädoyer für den Abschied von einem gewalttätigen Land*, Ham-

burg 1989. Darüber hinaus erschienen von dem Autor: *Die amerikanische Zumutung. Plädoyers gegen das Land des real existierenden Kapitalismus* 1990; *Gottes eigenes Land? Werte, Ziele und Realitäten der Vereinigten Staaten von Amerika*, Hamburg 1991; *Little America. Die Amerikanisierung der deutschen Republik*, Hamburg 1995.

<sup>14</sup> Eine breitere und tiefgründigere Auseinandersetzung mit der Fachliteratur zum Thema erfolgte offenbar nicht. Viele Standardwerke blieben Deschner wohl unbekannt, selbst die zahlreiche differenzierte und kritische Literatur wie etwa aus der „Williams-Schule“, vgl. u.a William Appleman Williams, *Die Tragödie der amerikanischen Diplomatie* (1959), Frankfurt/M. 1973.

<sup>15</sup> Es handelt sich übrigens um keinen Einzelfall. So beruft sich Deschner an einer Stelle auf „renommierte Historiker wie Harry Elmer Barnes“ (S. 232). Bei diesem Autor handelt es sich um einen der bedeutendsten Holocaust-Leugner der USA, der die Gaskammern als Nachkriegserfindung bezeichnete. Vgl. Deborah E. Lipstadt, *Betrifft: Leugnen des Holocaust*, Zürich 1994, S. 91-96, 99-114. Mit diesem Hinweis sollen Deschner keine politischen Nähen unterstellt werden, offenbar mangelte es nur an einer sorgfältigen Auseinandersetzung mit der entsprechenden Literatur.

<sup>16</sup> Es ginge hierbei um ein Untersuchungsprogramm, wobei in der vergleichenden Betrachtung Fragen wie die Folgenden zu beantworten wären: Welches Land bzw. welcher Staat weitete als erstes politisches System das Recht von immer mehr Bürgern zur politischen Partizipation aus? Wann spielten sozialer Status, geschlechtliche Zugehörigkeit oder ethnische Herkunft dafür keine Rolle mehr? Wann wurde die Sklaverei abgeschafft und welche innergesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Auseinandersetzungen waren dabei von Bedeutung?

<sup>17</sup> Vgl. Charles A. Beard, *Eine ökonomische Interpretation der amerikanischen Verfassung* (1913), Frankfurt/M. 1974.

<sup>18</sup> Damit fällt er hinsichtlich des analytischen Anspruchs hinter die beiden vorgenannten wissenschaftlichen Ansätze zurück und reduziert Geschichte auf das unterschiedlich intensive Überreichen gut gefüllter „schwarzer Koffer“

mit Geld an Politiker.

<sup>19</sup> Deschner, *Voll Hass und Blindheit?* (Anm. 8), S. 25.

<sup>20</sup> Vgl. allgemein zur Auslandsfinanzierung der NSDAP: James Pool/Susanne Pool, *Hitlers Wegbereiter zur Macht. Die geheimen deutschen und internationalen Geldquellen, die Hitlers Aufstieg zur Macht ermöglichten*, Bern-München 1979. Entgegen des dramatisierend wirkenden Titels kommen die Autoren zu dem Ergebnis, dass es zwar vielfältige Finanzierungswege gegeben habe, sie aber nicht entscheidend für Hitler politischen Sieg waren. Vgl. auch die folgende Anmerkung.

<sup>21</sup> Vgl. Henry Ashby Turner, *Die Großunternehmer und der Aufstieg Hitlers*, Berlin 1985. Die Studie belegt, dass die Finanzierung der Hitler-Partei durch deutsche Großunternehmer in relevantem Ausmaß vor der Machtübertragung eher gering war und erst nach der Machtübertragung in breiterem Maße erfolgte.

<sup>22</sup> Vgl. Armin Pfahl-Traughber, „Bausteine“ zu einer Theorie über „Verschwörungstheorien“: Definitionen, Erscheinungsformen, Funktionen und Ursachen, in: Helmut Reinalter (Hrsg.), *Verschwörungstheorien. Theorie – Geschichte – Wirkung*, Innsbruck 2002, S. 30-44, hier S. S. 32 und 35.

<sup>23</sup> Vgl. Scholl, *Von der Wallstreet gekauft* (Anm. 12) sowie dazu näher die Ausführungen in Abschnitt 8 der vorliegenden Abhandlung.

<sup>24</sup> Pfahl-Traughber, *Karlheinz Deschners Moloch* (Anm. 6), S. 24.

<sup>25</sup> Deschner, *Voll von Hass und Blindheit?* (Anm. 8), S. 25.

<sup>26</sup> Hierzu gehören eine ganze Reihe derartig ausgerichteter Versandhandlungen. Dies kann Deschner nicht angelastet werden, gleichwohl bot er ihnen durch seine Darstellung Ansatzpunkte zu einer teilweisen inhaltlichen Vereinnahmung.

<sup>27</sup> Deschner, *Voll von Hass und Blindheit?* (Anm. 8), S. 24.

<sup>28</sup> Vgl. Hermann Lutz, *Fälschungen zur Auslandsfinanzierung Hitlers*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 2. Jg., 1954, S. 386- 396.

<sup>29</sup> Es handelt sich hierbei um Veröffentlichungen des nicht-neonazistischen Rechtsextremismus, die in Hitler einen zur Schädigung Deutschlands von jüdischen Bankiers gekauften bzw.

finanzierten Politiker sehen. Man findet derartige Positionen etwa im Umfeld der Anhänger der Ludendorff-Bewegung, vgl. Emil Aretz, *Hexen-Einmal-Eins einer Lüge* (1970), 5. Auflage, Pähl 1984, S. 218-246.

<sup>30</sup> Obwohl Deschner durch den Autor in der erwähnten Kritik, vgl. Anm. 8 auf die Fälschung aufmerksam gemacht wurde, änderte er die diesbezüglichen Angaben in den Neuausgaben von „Der Moloch“ nicht. Vgl. die jüngste Taschenbuchausgabe: *Der Moloch. Eine kritische Geschichte der USA*, 4. Auflage der überarbeiteten (!) Neuausgabe, München 2003, S. 223.

<sup>31</sup> Er veröffentlichte in den 1970er und 1980er Jahren zahlreiche rechtsextremistisch ausgerichtete und verschwörungsideologisch gehaltene Schriften, vgl. u.a. Heinz Scholl, *Die Scheindemokratie. Das Bündnis der Linken mit Rockefeller, Rothschild & Co.*, Euskirchen 1975; *Bilderberger & Trilaterale – Internationale Cliquen in der Strategie der US-Hochfinanz*, Euskirchen 1977.

<sup>32</sup> Vgl. Scholl, *Von der Wallstreet gekauft* (Anm. 8), S. 36f, 138-158. Selbst der Titel von Scholls Buch „Von der Wallstreet gekauft“ ist fast identisch mit dem Titel von Deschners Abschnitt in „Der Moloch“: „Die Wallstreet kauft Hitler“.

<sup>33</sup> Vgl. zur Unterscheidung von Antiamerikanismus und USA-Kritik aus Sicht des Autors: Armin Pfahl-Traughber, „Antiamerikanismus“, „Antiwestlertum“ und „Antizionismus“. Definition und Konturen dreier Feindbilder im politischen Extremismus, in: *Aufklärung und Kritik*, 11. Jg., Nr. 1/2004, S. 37-50, hier S. 39-41.

<sup>34</sup> An einer breiter entwickelten Forschung und Literatur dazu mangelt es noch: Vgl. Dan Diner, *Feindbild Amerika. Über die Beständigkeit eines Ressentiments*, München 2002 (Der Autor versteht seine Arbeit allerdings selbst nur als polemisch gehaltenen historischen Essay ohne akademischen Anspruch, vgl. ebenda, S. 11); Christian Schwaabe, *Antiamerikanismus. Wandlungen eines Feindbildes*, München 2003 (Die Arbeit nimmt an keiner Stelle eine Definition von Antiamerikanismus vor und beruht lediglich auf der Auswertung verschiedener Sekundärliteratur.)

<sup>35</sup> Vgl. Gesine Schwan, *Antikommunismus und Antiamerikanismus in Deutschland. Kontinuität*

und Wandel nach 1945, Baden-Baden 1999, S. 19, 62-66 und 68-70.

<sup>36</sup> Das Folgende nach: Günter C. Behrmann, Geschichte und aktuelle Struktur des Antiamerikanismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29-30 vom 21. Juli 1984, S. 3-14; Günter Moltmann, Deutscher Anti-Amerikanismus heute und früher, in: Franz Otmar (Hrsg.), Vom Sinn der Geschichte, Stuttgart 1976, S. 85-105 sowie Diner, Feindbild Amerika (Anm. 34); Schwan, Antikommunismus und Antiamerikanismus in Deutschland (Anm. 35), S. 41-61.

<sup>37</sup> Vgl. Armin Pfahl-Traugber, „Antiamerikanismus“ und „Antiwestlertum“ von links und rechts. Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Spannungsfeld von Demokratie und Extremismus, in: Eckhard Jesse/Steffen Kailitz (Hrsg.), Prägekräfte des 20. Jahrhunderts. Demokratie, Extremismus, Totalitarismus, Baden-Baden 1997, S. 193-218.

<sup>38</sup> Zur inner-linken Kontroverse erschien der folgende Band: Michael Hahn (Hrsg.), Nichts gegen Amerika. Linker Antiamerikanismus und seine lange Geschichte, Hamburg 2003.

<sup>39</sup> Ein aktuelles Beispiel: Die Untersuchungskommission über den Ablauf und die Hintergründe für die Terroranschläge vom 11. September 2001 mit den sowohl für die Bush- wie Clinton-Administration blamablen und peinlichen Ergebnissen kam nur durch den öffentlichen Druck der Angehörigen und Freunde der Opfer zustande. Vgl. Hans Hoyng/Gerhard Spröl, „Die Regierung hat versagt“, in: Der Spiegel, Nr. 31 vom 26. Juli 2004, S. 78-81, hier S. 80.

<sup>40</sup> Zu solcher Literatur gehört etwa auch: Joachim Fernau, Halleluja. Die Geschichte der USA, München 1977, ein mit „Der Moloch“ in Form und Inhalt weitgehend deckungsgleiches Buch. Fernau nutzte seine USA-Kritik im Unterschied zu Deschner allerdings zu einer rigorosen Verdammung der Demokratie, vgl. ebenda, S. 94-99.

<sup>41</sup> Zur Zeit wird der Buchmarkt von derartigen Titeln überschwemmt, vgl. z.B. Eric Frey, Schwarzbuch USA, Frankfurt/M. 2004; Peter Pilz, Mit Gott gegen alle. Amerikas Kampf um die Weltherrschaft, Stuttgart 2003; Elmar Theveßen, Die Bush-Bilanz. Wie der US-Präsident sein Land und die Welt betrogen hat, München 2004; Peter Scowen, USA. Ein Schwarzbuch, München 2004.

Franz M. Wuketits (Wien)

## Der Affe in uns und seine Suche nach Sinn

Anmerkungen eines Evolutionstheoretikers

---

Unter allen Lebewesen auf der Erde – von außerirdischen wissen wir nichts – ist der Mensch das einzige, das nach dem Sinn seines Daseins fragt und in der Welt als Ganzes einen Sinn erblicken möchte. Er ist die einzige Spezies, von der manche Exemplare mitunter in eine „Sinnkrise“ geraten oder an ihrem Leben verzweifeln. Während heute Psychiater und Psychotherapeuten hier gelegentlich Abhilfe leisten können, sind Philosophen und Theologen seit Jahrtausenden damit beschäftigt, dieser Welt – und damit jedem einzelnen von uns – einen übergeordneten Sinn zu verleihen (der jenen, die fest an ihn glauben, den Weg zum Therapeuten erspart).

### Weltdeutungen und ihre Ursprünge

Versuche, die Welt zu deuten, sind tief in unserer Stammesgeschichte verwurzelt, und oft genug waren es metaphysische, *illusionäre* Weltdeutungen, die den Menschen ihr Leben erleichtert haben. Ihre Kehrseite hatten solche Weltdeutungen freilich immer in gefährlichen Ideologien mit der Rechtfertigung von Grausamkeiten, wofür Geschichte und Gegenwart ungezählte Beispiele liefern (vgl. Topitsch 1979). Wir dürfen gleich festhalten: Die Suche nach Sinn kann sehr gefährlich werden, vor allem, wenn es Leute gibt, die ihn gefunden zu haben glauben und denken, ihn gegen Zweifler um jeden Preis verteidigen zu müssen. (Und solche Leute gibt es – nach wie vor – zuhauf.) Gerade metaphysische Weltbilder aber haben eine besonders „sinnstiftende“ Wirkung, weil sie sich gegen alle möglichen Außen-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*„Der Glaube geht notwendig in Hass, der Hass in Verfolgung über; wo die Macht des Glaubens keinen Widerstand findet, sich nicht bricht an einer dem Glauben fremden Macht, an der Macht der Liebe, der Humanität, des Rechtsgefühls.“*

(Ludwig Feuerbach)

einflüsse abschirmen: „Im metaphysischen Weltbild kann der Mensch leben als in einem Ganzen, das ihn jederzeit und überall umfängt“ (Jaspers 1954 [1985, S. 187]). In einem solchen *Weltbild* findet er jene Sicherheit, die ihm die Realität der ihn umgebenden *Welt* nicht zu bieten vermag.

Kraft seines Bewusstseins ist der Mensch in der Lage, Bilder von der Welt so zu entwerfen, dass ihm die Welt selbst erträglich erscheint.

Freilich sind solche Weltbilder nichts weiter als *Verklärungen* einer Realität, die keine universelle Zweckmäßigkeit und keinen Sinn zu kennen braucht. Und in der Tat folgt aus verschiedenen Überlegungen der modernen Naturwissenschaften – heute insbesondere der Evolutionstheorie – der Verdacht, dass wir in einem *sinnlosen Universum* leben. Bloß sein Bestreben, „das Universum zu verstehen, hebt das menschliche Leben ein wenig über eine Farce hinaus und verleiht ihm einen Hauch von tragischer Würde“ (Weinberg 1978, S. 213).

Unser Leben als Farce? Das fordert freilich Widerspruch heraus.

Halten wir aber einmal fest, wer oder was wir Menschen eigentlich sind: Arrivierte Affen, die ihre eigene (Stammes-)Ge-

schichte mit sich herumtragen, bebürdet von einer Jahrmillionen währenden Evolution, in deren Verlauf durch die Selektion oder natürliche Auslese nur jene Eigenschaften – in unserem Körperbau, unserem Verhalten, Wahrnehmen und Denken – begünstigt wurden, die „irgendwie“ Aussicht auf Erfolg hatten (vgl. Wuketits 2001). Die längste Zeit ihrer Evolution stand unsere Gattung, so wie alle anderen Gattungen auch, bloß vor dem Problem des (genetischen) Überlebens, also der erfolgreichen Fortpflanzung, die stets natürlich mit der Sicherung von Ressourcen, Raum und Nahrung, verbunden war (und ist). Die Frage nach dem Sinn des eigenen Daseins oder gar des Universums ist ein Spätprodukt der Evolution. Hier ist nicht der Ort, darüber zu spekulieren, wann und in welcher Form unsere prähistorischen Ahnen zum ersten Mal diese Frage formulierten. Sie muss aber, wie Lorenz (1973) bemerkte, mit der Entdeckung des eigenen Ichs und der damit verbundenen Fähigkeit zur (Selbst-)Reflexion zu tun gehabt haben. Damit kam der Mensch in die Lage, die Welt, so wie er sie vorfand, nicht einfach zu akzeptieren, sondern sie auch zu deuten und auf sich selbst zu beziehen (vgl. Wuketits 1987). Daraus wiederum muss das Bedürfnis entstanden sein, sich eine Welt *nach eigenem Muster* vorzustellen, eine in sich geordnete, zweckvoll organisierte, sinnvolle Welt. Dieses Bedürfnis blendet auch heute noch in den Augen vieler die Tatsache aus, dass die Welt, in der wir leben, „die Natur“, eine einzige Abfolge von – kleinen, mittleren und großen – Katastrophen darstellt, dass Sterben die notwendige Begleiterscheinung alles Lebens ist, dass Lebewesen nur existieren können, wenn sie andere Lebewesen töten (vgl.

Wuketits 1999). In der Natur zählt, wie angedeutet, bloß das (genetische) Überleben. Dabei gibt es keine Bestimmung, keine („höheren“) Absichten oder Ziele, und die Evolution lässt keinen Sinn erkennen (vgl. Wuketits 2003, 2004).

Einem Lebewesen aber, das seine eigenen Handlungen plant (oder jedenfalls zu planen glaubt), bestimmte Ziele verfolgt und in seinem Dasein einen Sinn erkennen will, mag dies freilich als zu wenig erscheinen. Denn es gilt ja auch, vieles zu „verkräften“: den unerwarteten Tod eines nahestehenden, geliebten Menschen, plötzlich auftretende Katastrophen, Unfälle, Ungerechtigkeit und manches mehr. Die Möglichkeit, alle Unbilden auf das *sinnvolle* Walten eines „höheren Wesens“ zurückführen zu können, wird daher von einem illusionsbedürftigen Lebewesen gar gern aufgegriffen. So gewinnt letztlich der Glaube an Gott seinen Sinn oder, umgekehrt, Gott bekommt seinen Nutzen zugewiesen (vgl. Dawkins 1995, 1998). Der Glaube an Gott – und damit implizit an einen „tieferen Sinn“ aller Ereignisse in dieser Welt – erweist sich, in evolutions-theoretischen Begriffen, als Anpassungsvorteil und als überlebensdienlich, worauf auch die Universalität von Religion hindeuten scheint (vgl. z. B. Grinde 1998, Hinde 2004, Stieve 2000, Wilson 1978). Allerdings sagt dieser Glaube überhaupt nichts darüber aus, ob seine Inhalte auch irgendeine „Wahrheit“ zum Ausdruck bringen. Das Privileg eines illusionsbedürftigen Lebewesens besteht unter anderem darin, jeden beliebigen Unsinn glauben zu dürfen. So mag sich der Glaube an einen Sinn des Kosmos als großer Unsinn erweisen, aber offenbar hilft er vielen Menschen, ihr eigenes, mitunter tragisches Leben und die sich in ihm

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

rer Umgebung abspielenden Tragödien besser zu bewältigen.

Theologen haben sich stets bemüht, selbst die größten Katastrophen dieser Welt mit dem Wirken eines allmächtigen, gütigen Gottes in Einklang zu bringen. Vor allem die *Naturtheologen* des 18. und 19. Jahrhunderts – unter ihnen ragt besonders William Paley hervor – hatten keine Probleme, selbst „Grausamkeiten“ in der Natur damit zu erklären, dass sie Absichten Gottes und daher letztlich gut seien. Charles Darwin, der bekanntlich Theologie studiert und in diesem Fach seinen einzigen akademischen Abschluss erlangt hatte (!), blieb ursprünglich nicht unbeeinflusst davon, doch fand er eine andere Lösung für die Erklärung der *Baupläne* der Organismen: Zwecke ohne absichtsvolle Planung (vgl. Ayala 2004). Selbstverständlich ist jedes Lebewesen zweckmäßig organisiert, sonst könnte es ja nicht existieren. Aber diese Organisation erklärt sich aus den Erfordernissen der Evolution durch natürliche Auslese und liefert keinerlei Hinweise auf eine dem Kosmos – und damit jedem Wesen – übergeordnete Zweckmäßigkeit.

### **Kein vorbestimmter Lebenssinn**

Eine Welt, in der sich der Mensch sozusagen auf sich selbst zurückgeworfen sehen und erkennen muss, dass er nicht der Liebling von Göttern sei, widerspricht freilich seinem Wunschdenken (Simpson 1963). Aber das Wunschdenken selbst hat, wie gesagt, seine evolutiven Wurzeln und seine evolutive Bedeutung. Gewiss, „der menschliche Lebenssinn ist nirgendwo vorgegeben, nirgendwo aufgeschrieben“ (Kahl 2001, S. 68), was aber einzelne Menschen nicht daran hindert, an einen vorgegebenen Sinn zu glauben und darauf Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

aus Kraft zu schöpfen für die Bewältigung des eigenen Lebens mit allen seinen Unbilden. Daran wäre nichts auszusetzen – alles, was einem Menschen in seinem Leben weiterhilft ist, solange es nicht anderen Menschen zum Schaden gereicht, zu akzeptieren. Wäre da aber nicht wieder eine Kehrseite: „Die Geschichte lehrt uns, dass diejenigen, die besonders stark bekundeten, dass Gott auf ihrer Seite steht, meist auch diejenigen waren, die besonders fern den Menschen waren“ (Schmidt-Salomon 1997, S. 45). Blickt man heute um sich – und auf die Weltpolitik – so erweist sich diese Feststellung leider von erschreckender Aktualität. Man hüte sich daher vor den „Sinnstiftern“!

### **Eine Welt voll der Symbole**

Ein Schlüsselereignis in der Evolution des Menschen war sicher die Entstehung und Entwicklung von Symbolen. Nach Bertalanffy (1968) war die Entwicklung *symbolischer Verhaltensweisen* überhaupt der entscheidende Schritt im Prozess der Menschwerdung. In der Tat ist es eine ganz beträchtliche Leistung, wenn ein Lebewesen an die Stelle konkreter Dinge abstrakte Symbole setzen kann. Jeder, der um sich blickt, wird natürlich sofort bemerken, dass er gleichsam in einer Welt von Symbolen lebt, die sich in unzähligen Formen manifestieren – in der Schrift, in mathematischen Formeln, in Bildern, in Verkehrszeichen und so weiter. Die Entwicklung von Symbolwelten hat zu gewaltigen psychodynamischen Veränderungen geführt (vgl. Wimmer 2004): Einerseits ging damit eine beträchtliche Effizienzsteigerung des Verhaltens einher (Sprache, Werkzeuggebrauch und so weiter), andererseits entstanden auf dieser Basis auch tiefgehende existenzielle Probleme, insbe-

sondere das Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit. Gerade dieses Bewusstsein wiederum bewirkte neue Symbolwelten, die vor allem in Mythen und Religionen ihren Ausdruck finden. Und gerade dieses Bewusstsein erzwingt die Frage nach Sinn.

Das Wissen um die eigene Vergänglichkeit kann sehr belastend aufs Gemüt wirken. Wäre aber dieses Wissen grundsätzlich ein Anpassungsnachteil, dann wäre es entweder inzwischen von der natürlichen Auslese wegselektiert worden oder unsere Spezies gäbe es nicht mehr. Gerade die Entwicklung illusionärer Weltbilder hat sich als lebensdienliche Gegenstrategie erwiesen. Der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tod, der Glaube an den Sinn des eigenen Daseins und des eigenen Todes und der Glaube an eine sinnvolle Welt geben vielen Menschen Hoffnung und Halt und lassen sie den düsteren Ausblick auf den eigenen Tod in schöneren Farben erleben.

Die moderne Evolutionstheorie – mit der Soziobiologie, der evolutionären Erkenntnistheorie und der Evolutionspsychologie – entlarvt diesen Glauben allerdings als das, was er ist: eine geschickte (Selbst-) Täuschung. Unter den bedeutenden Evolutionstheoretikern des 20. Jahrhunderts finden wir auch nur sehr wenige, die sich einem religiösen Glauben verpflichtet fühlten. Theodosius Dobzhansky ragt hierbei besonders hervor, er war bekennender Christ und suchte sogar nach einer Alternative zum strikten *evolutionären Naturalismus*, der keine übernatürlichen „Kräfte“ zulässt (vgl. Dobzhansky 1974, Greene und Ruse 1996). Ansonsten aber finden sich Evolutionstheoretiker eher in der Nähe etwa des *Existentialismus*, wie ihn Albert Camus in seinem *Mythos von Si-*

*sypnos* beschrieb. Doch ist Camus' Essay nicht etwa als Negation des Lebens zu verstehen, sondern im Gegenteil als Aufforderung an den Menschen, sich gerade auch am Abgrund zu bewähren, trotz der Sinnlosigkeit der Welt sozusagen durchzuhalten. Der Evolutionstheoretiker wird hier insoweit zustimmen, als er einerseits in der Evolution keinen Sinn zu erkennen vermag, andererseits aber sieht, dass der „Drang“, möglichst lang am Leben zu bleiben, (genetisch) zu überleben, seit fast vier Jahrmilliarden schon das Leben auf der Erde antreibt. Das gilt uneingeschränkt auch für den Menschen, der – mit seinen bisher bekannten engeren stammesgeschichtlichen Vorfahren – erst seit etwa fünf bis sechs Jahrmillionen existiert. Als einziges der uns bekannten Lebewesen ist er fähig, *Suizid* zu begehen. Doch ist diese, das Leben verneinende Vorgehensweise – da in der Regel biologisch kontraproduktiv – auch beim Menschen die absolute Ausnahme (so tragisch jeder einzelne Fall für sich betrachtet auch sein mag).

### **Sinnsuche in einer sinnlosen Welt**

Wir Menschen tragen, wie gesagt, unsere äffische Vergangenheit mit uns herum und können ihr nicht entfliehen. Aber anders als die übrigen Affen aus Vergangenheit und Gegenwart – unsere nächsten lebenden Verwandten sind Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse und Zwergschimpanse oder Bonobo – quälen wir uns mit der Frage nach Sinn. Die ist der Preis für unsere Selbsterkenntnis, unser selbstreflexives Bewusstsein, das auch das Wissen um die eigene Sterblichkeit einschließt. Auf der einen Seite war es dabei sehr günstig, dass dieses Bewusstsein illusionäre Weltbilder zu kreieren vermochte, um uns über die Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Sinnlosigkeit und Absurdität der Welt hinwegzutäuschen; auf der anderen Seite haben solche Weltbilder, wann immer sie auch von ihren Verfechtern dogmatisch als „absolut gültig“ ausgerufen wurden, verheerende menschliche Katastrophen verursacht. Der nach Sinn strebende, Sinn suchende Affe hat seine ursprüngliche Natur, nämlich Überleben um jeden Preis, bewahrt, setzt aber nunmehr andere, nie da gewesene Mittel dafür ein. Die Folgen sind Kulturkämpfe, Heilige Kriege und Völkermorde (siehe auch Verbeek 2003, Wuketits und Wuketits 2001). Also nochmals: Hüten wir uns vor den „Sinnstiftern“!

Was aber bleibt uns in einer Welt, von der wir annehmen dürfen, dass sie von keinen „höheren Absichten“ bestimmt und sinnlos ist? Eigentlich recht viel. Jeder von uns kann den Sinn *seines eigenen Daseins* innerhalb der begrenzten Möglichkeiten seines Handelns suchen (und finden!), zeitlich begrenzte Ziele anstreben und sich daran erfreuen. Ähnlich argumentiert etwa auch der Evolutionstheoretiker Rensch (1968). Da wir nun einmal die Frage nach Sinn mit unserem stammesgeschichtlichen Erbe übernommen haben, könnten wir, als zur kritischen Selbstreflexion fähige Lebewesen, das Beste daraus machen: allfällige Antworten auf die Frage nicht religiösen und politischen Finsterlingen unserer Spezies überlassen, sondern uns selbst darum kümmern, was für uns – *für jeden einzelnen von uns nach seiner Façon* – günstig, vorteilhaft und eben *sinnvoll* erscheint. Indem jeder von uns seinen eigenen, persönlichen Lebenssinn sucht, könnte er auch verhindern helfen, dass sich ein ursprünglich positiver Lebensantrieb in den Händen jener Finsterlinge in sein Gegenteil verkehrt.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

## Literatur

- Ayala, F. J. (2004): In William Paley's Shadow: Darwin's Explanation of Design. *Ludus Vitalis* 12 (21): 53-66.
- Bertalanffy, L. v. (1968): Symbolismus und Anthropogenese. In: Rensch, B. (Hrsg.): Handgebrauch und Verständigung bei Affen und Frühmenschen (S. 131-143). Bern/Stuttgart (Huber).
- Camus, A. (1956 [1959]): Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde. Düsseldorf (Rauch). Nachdruck: Hamburg (Rowohlt).
- Dawkins, R. (1995): God's Utility Function. *Scient. Amer.*, November: 62-67.
- Dawkins, R. (1998): Und es entsprang ein Fluss in Eden. Das Uhrwerk der Evolution. München (Goldmann).
- Dobzhansky, T. (1974): Two Contrasting World Views. In: Lewis, J. (Hrsg.): Beyond Chance and Necessity (S. 131-141). London (Cox & Wyman).
- Greene, J. C. und Ruse, M. (1996): On the Nature of the Evolutionary Process: The Correspondence Between Theodosius Dobzhansky and John C. Greene. *Biol. & Philos.* 11: 445-491.
- Grinde, B. (1998): The Biology of Religion: A Darwinian Gospel. *J. Social Evol. Syst.* 21: 19-28.
- Hinde, R. A. (2004): Religious Systems. Evolution, Cultural Change, and the Development of Religiosity. *Evolution and Cognition* 10 (1): 3-10.
- Jaspers, K. (1954 [1985]): Psychologie der Weltanschauungen. Berlin/Heidelberg (Springer). Nachdruck: München/Zürich (Piper).
- Kahl, J. (2001): Die Frage nach dem Sinn des Lebens. *Aufklärung & Kritik* 8 (1): 63-71.
- Lorenz, K. (1973): Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte

menschlichen Erkennens. München/Zürich (Piper).

Rensch, B. (1968): Biophilosophie auf erkenntnistheoretischer Grundlage. Stuttgart (Fischer).

Schmidt-Salomon, M. (1997): Leben *ohne* Gott. Eine Entscheidung *für* den Menschen. Aufklärung u. Kritik 4 (1): 38-46.

Simpson, G. G. (1963): This View of Life. The World of an Evolutionist. New York (Harcourt, Brace & World).

Stieve, H. (2000): Über biologische Wurzeln religiösen Verhaltens. In: Daecke, S. M. und Schnakenberg, J. (Hrsg.): Gottesglaube – ein Selektionsvorteil? (S. 42-65). Gütersloh (Kaiser).

Topitsch, E. (1979): Erkenntnis und Illusion. Grundstrukturen unserer Weltanschauung. Hamburg (Hoffmann und Campe).

Verbeek, B. (2003): Die Wurzeln der Kriege. Zur Evolution ethnischer und religiöser Konflikte. Stuttgart/Leipzig (Hirzel).

Weinberg, S. (1978): Die ersten drei Minuten. Der Ursprung des Universums. München/Zürich (Piper).

Wilson, E. O. (1978): On Human Nature. Cambridge, Mass./London (Harvard University Press).

Wimmer, M. (2004): Die menschliche Emotionalität aus biologischer und psychologischer Perspektive. Bioskop 7(1): 10-13.

Wuketits, F. M. (1987): Evolutionäre Ursprünge der Metaphysik. In: Riedl, R. und Wuketits, F. M. (Hrsg.): Die Evolutionäre Erkenntnistheorie. Bedingungen, Lösungen, Kontroversen (S. 220-229). Berlin/Hamburg (Parey).

Wuketits, F. M. (1999): Die Selbstzerstörung der Natur. Evolution und die Abgründe des Lebens. Düsseldorf (Patmos).

Wuketits, F. M. (2001): Der Affe in uns.

Warum die Kultur an unserer Natur zu scheitern droht. Stuttgart/Leipzig (Hirzel).

Wuketits, F. M. (2003): Evolution und die Frage nach dem Sinn. Philotheos 3: 78-88.

Wuketits, F. M. (2004): Evolution: Schöpfung ohne Schöpfer. In: Wabbel, T. D. (Hrsg.): Im Anfang war (k)ein Gott. Naturwissenschaftliche und theologische Perspektiven (S. 186-192). Düsseldorf (Patmos).

Wuketits, M. und Wuketits, F. M. (2001): Humanität zwischen Hoffnung und Illusion. Warum uns die Evolution einen Strich durch die Rechnung macht. Stuttgart (Kreuz).

*Prof. Dr. Franz M. Wuketits, geb. 1955, lehrt an der Universität Wien Wissenschaftstheorie mit besonderer Berücksichtigung der Biowissenschaften. Er ist stellvertretender Vorstandsvorsitzender des Konrad Lorenz Instituts für Evolutions- und Kognitionsforschung in Altenberg (Niederösterreich) und lehrte auch an der Universität Graz und an der Technischen Universität Wien. Zu seinen neuesten Buchpublikationen gehören: „Naturkatastrophe Mensch“ (1998, Taschenbuchausgabe 2001), „Die Selbstzerstörung der Natur“ (1999, Taschenbuchausgabe 2002), „Warum uns das Böse fasziniert“ (1999), „Der Affe in uns“ (2001), „Was ist Soziobiologie?“ (2002), „ausgerottet – ausgestorben“ (2003). Er ist Generalherausgeber eines auf drei Bände angelegten „Handbook of Evolution“, dessen erster Band 2003 erschienen ist und dessen zweiter Band sich gerade in Vorbereitung befindet.*

Horst Herrmann (Münster)  
**Das bißchen Vernunft, das wir haben,  
um tierischer als jedes Tier zu sein**

---

Aus seinem „Für einen Bissen Fleisch“, einem schmalen Bändchen gewiß, doch seinem aufregendsten Buch, stammt das Titelzitat: Karlheinz Deschner einmal anders? Nur ein *obiter dictum*? Alles andere. Immer wieder habe ich mich mit ihm darüber ausgetauscht, daß Religionskritik, ein Leben lang geübt, ein Leben nicht ausfüllt. Verenden Kirchen, vergeht Kritik. Überleben wird das milliardenfach blutrote Problem des Lebens der Menschen mit Tieren und Pflanzen. Hätten wir, unhistorisch gefragt, unsere Arbeit nicht besser dieser Aufgabe gewidmet? Kein geringes biographisches Problem. Richard Wagner: „Ich weiß nicht, wie der liebe Gott einmal bei der großen Abrechnung mein Lebenswerk bewerten wird, ich habe in den letzten Wochen über 50 Partiturseiten Parsifal geschrieben und 3 jungen Hunden das Leben gerettet – warten wir ab, was gewichtiger auf die Waagschale drücken wird.“

*Für mich war der Tod eines Hasen, eines kleinen Vogels, war der Tod eines jeden Tieres, das ich sterben sah, unendlich trauriger als der Tod aller Illusionen, die ich hatte<sup>1</sup>.*

Die Häschen in Haßfurt, von denen er schreibt<sup>2</sup>, sind keine bloß angenehmen Hausgenossen, die sich widerspruchsfrei das Fellchen kraulen ließen, keine Relikte glücklichster Kindheit, keine Marotte des großen Autors. Sie stehen unverzichtbar für seine Person; ohne Tiere kommt er nicht zum Eigenen. *Mein ganzes Leben*  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*war ich mit Tieren zusammen. Ich habe mit ihnen in einem Zimmer gelebt, habe gearbeitet in einem Zimmer mit ihnen, ich war bei ihnen, als sie gestorben sind. Und: Ich finde es nicht nur schöner, sondern auch nützlicher, meinem Hund zu folgen statt der Obrigkeit.*

Ihn von Rollo, von Heidl sprechen hören, um zu wissen, wer er ist. Ich erinnere mich: Als einer meiner Hunde starb, haben wir beide am Telefon mit den Tränen gekämpft. *Und nicht von ungefähr sagt Marie von Ebner-Eschenbach: Von hundert Menschen mag ich einen, von hundert Hunden neunundneunzig.*

„Die schlichte Tatsache, daß mein Hund mich mehr liebt als ich ihn, ist einfach nicht zu leugnen und erfüllt mich immer mit einer gewissen Beschämung“ (K. Lorenz). Und: „Ganze Weltalter voll Liebe werden notwendig sein, um den Tieren ihre Dienste und Verdienste an uns zu vergelten“ (C. Morgenstern).

Würden Menschen behandelt, wie sie Tiere behandeln, sähen sie vielleicht ein, was sie, gedankenlos, rücksichtslos, gefühllos, an diesen tun. Nun aber stehen sie auf, die Vernünftigen, nun kochen sie vor Wut. Was allein sie konzедieren, ist eine eingegrenzte intellektuelle und emotionale Nutzung des Tieres: So wurde vor 150 Jahren die adelige Tiersymbolik der Pferde, Löwen, Adler, Bären abgelöst durch bürgerlich leistungsbezogene Tiere wie Bienen, Ameisen, Eichhörnchen und die entspre-

chenden Lieblingswelten. So weit darf es reichen, mehr ist nicht erlaubt.

Das Metier der Gesinnungslumpen besteht bis auf den heutigen Tag in der zwanghaft angstbesetzten Abwertung des angeblich Tierischen, in allen Belangen des sogenannten Menschseins: „Ich glaube, daß der menschliche Genius, der mit der Natur kämpfte, auch die tierische Liebe wie einen Feind bekämpfte und sie besiegte, indem er sie, wie mit einem Netz, mit Illusionen von Brüderlichkeit und Liebe förmlich überhüllte; für mich ist die Liebe nicht einfach eine Funktion meines tierischen Organismus, wie bei den Hunden oder Fröschen, sondern die echte Liebe, wenn jede Umarmung von reinen Trieben und von Achtung für die Frau beseelt ist“, läßt A. Tschechow einen Edelmenschen sagen.

Meine Feststellungen befremden jene, die zwischen Tier und Mensch eine Kluft aufrechtzuerhalten wünschen, oder solche, die ihr soziales Verhalten und ihre Liebe eher von hehren Motiven als von biologischen Abläufen bestimmt sehen, und schließlich solche, die glauben, ihr Handeln sei frei, oder solche, die meinen, Menschen ließen sich durch geeignete Erziehung zu Beliebigem determinieren (G. Vollmer).

Solange „tierisch“ ein pejoratives Adjektiv ist und „menschlich“ keines, wissen wir, was noch zu tun ist.

Tiere haben das Recht, ihre spezifische Identität zu verwirklichen, ihr Leben zu leben, ganz sie selbst zu sein. Dieses Recht wird ihnen nicht von den Menschen gewährt. Nur versagt. Um den Rechtsentzug

zu legitimieren, kommt der Literatur jeder Schwachsinn gerade recht. Der Mensch, „das kochende Tier“? Ein Vorzug, soziologisch wohlaufbereitet? Was Menschen millionenfach kochen, ist Fleisch von Tieren. Wann hätten Tiere Menschen frikassiert, gebraten, gesotten? So tief sinkt kein Tier.

Und „das betende Tier“, der Mensch? Ein Vorzug, sich nach dem eigenen Bilde eine Gottheit kreiert zu haben, die sich in nichts von ihren Schöpfern unterscheidet<sup>3</sup>, eine wohlfeile Adresse, an die es sich in allen Lebenslagen wenden läßt? Die Tiere und Pflanzen, nicht weniger Geschöpfe<sup>4</sup> als die Menschen, haben keine gefalteten Hände, gesenkten Köpfe, gebeugten Knie nötig: Sie zeugen durch ihr Leben, ihre Organisation, ihre Schönheit für die Natur.

Die Beispiele sind Legion<sup>5</sup>. Ich nenne nicht einmal die Hummel. Sie hat bei 1,2 Gramm Gewicht nur 0,7 Quadratcentimeter Flügelfläche. Nach den menschlichen Gesetzen der Aerodynamik ist es unmöglich, bei dieser Ausstattung zu fliegen. Die Hummel weiß das nicht. Sie fliegt. Die Grenze der Hummel ist der Himmel.

Sensationelle Tiere? Schildkröten gibt es seit etwa 275 Millionen Jahren auf der Erde. Da können Menschen nicht mithalten. Offenbar kennen Schildkröten eine Überlebensstrategie, von der unsre Vernunft nichts weiß.

Die Welt der Tiere – ein Wunder. Doch Menschen, kundig der Mund, das Auge unkundig, haben Wichtigeres zu tun, als auf diese Wunderwelt zu achten. Die Leidtragenden sind die Tiere und die Pflanz-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

zen. Menschen essen in der Tat 600.000 mal häufiger Haifleisch, als Haie Menschen verspeisen. Haie müssen Menschen deshalb mehr fürchten als Menschen Haie.

*Von allen Heiligen mag ich allein die heiligen Kühe; doch alle andern Kühe gelten mir genausoviel.*

Doch die Vernünftigen ruhen nicht. Eine Welt der Komparatismen ist erstellt und stabilisiert, als sei sie gewöhnlichste Erscheinung, eine *conditio humana* ohne Beispiel: Was alles wird nicht verglichen? Autostärke, Hirnleistung, Penis? Immer wieder, Kategorie für das Denken, für das Fühlen, das Handeln, messen sie, zählen, stoppen Zeiten, grenzen Flächen ab. Sie verfolgen einen Zweck, einzig und allein die Hierarchisierung des Vorfindlichen, die Wertung des Bestehenden. Sie versuchen daher, die unermesslich unerschöpfliche Natur in komparatistische Einheiten zu zerlegen, Rangordnungen zu ersinnen, Natur mit rücksichtslosem Maß zu vergewaltigen. Dagegen stehen die „ungetrübte Freude“ (F. Dostojewski) und die absichtslose Freiheit von Tier und Pflanze; unermesslich im wahren Sinn.

Diese Freude, diese Freiheit neiden ihnen viele Menschen. Nicht der geringste Grund für Mord. Und für Haß, nackten, kalten, unstillbaren Haß. Menschen sind viel niedriger, als ihr Schöpfer glaubte. Sonst hätte er keinen Erlöser nachreichen müssen. Ohnedies hätte er besser getan, auf Delphine zu setzen.

Wo, bitte, setzt sich die Bibel für Tiere und Pflanzen ein? Abwertung kennt sie, in den infamen Bildern der Apokalypse, und schäbiges Schweigen liebt sie, beim Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

geschwätzigem Paulus. Ich empfehle, sorgfältig auf derart munitionierte Edelchristen zu achten und ihnen – häufiger und öffentlicher als bisher – das Handwerk zu legen.

Unvernunft paart sich unter Rechenmaschinen mit Gründlichkeit: Immerhin gelang es den Menschen, von den Lebensarten, die seit über drei Milliarden Jahren auf Erden existieren, mittlerweile 99,9 Prozent ausurotten. Allein 1989 exekutierten sie 8750 Tier- und Pflanzenarten, und in den nächsten 20 Jahren wird es ein Viertel der noch lebenden Arten sein, das sich verabschieden muß. Pro Tag verschwinden in der besten aller Welten ein- bis dreihundert Arten auf Nimmerwiedersehen<sup>6</sup>.

Im Grunde läuft die ganze Debatte auf nichts hinaus als auf die größere Macht, die wir dem Tier gegenüber haben, was gemütsarme Egoisten brutal ausnützen; nicht viel anders, als wenn starke Staaten über schwache herfallen und deren Menschen töten.

Hier erinnere ich an das Pflanzendilemma: Wer hat aus welchen Gründen und zu welchem Zweck festgelegt, daß diese stumm sein sollen, unempfindlich auch? Wer hat sie selbst den Tieren nachgeordnet, wenn nicht Menschen, die etwas zu essen haben wollen? Vegetarier essen immerhin noch Pflanzen, wer aber gibt uns das Recht dazu, Mitgeschöpfe aufzufuttern? Ein bislang unlösbar erscheinendes Problem: Haben nicht auch Pflanzen das genuine Recht auf Leben? Verspeisen sie ihrerseits Menschen? Das große Dilemma, das Unwürdige der Welteinrichtung.

G. C. Lichtenberg merkt an, daß der Mensch das edelste aller Geschöpfe sei, lasse sich schon daraus ersehen, daß ihm noch kein anderes Geschöpf widersprochen hat. Edelstes Geschöpf? Krone der Schöpfung<sup>7</sup>? Licht der Vernunft? Allein die Frage, was den Menschen vom Tier, von der Pflanze unterscheide, beweist kriminelle Energie. Das pathetisch vorgebrachte „Kronen“-Theorem ist keine folgenlose Theorie.

Die Herren der Schöpfung? Wahrhaftig, sie sind es, und nichts Gefährlicheres findet sich. Was sie Erde, was sie Gott nennen, ist ihre Schöpfung, Wir sprechen in solcher Hinsicht am präzisesten von der „Schöpfung der Herren“. Frauen bleiben von Herrschaftsansprüchen ausgeschlossen; Mose, misogyner Patriarch, stellt sie Haustieren gleich<sup>8</sup>. Die gemeinsame Verachtung von Frau und Tier ist normale Verhaltensauffälligkeit im Patriarchat<sup>9</sup>.

Die listig behauptete Toto-coelo-Differenz ist lebensgefährlich. Schon das Papier, auf dem sie abgehandelt wird, stammt aus Mord und Kahlschlag: *Wälder, die in tausend Büchern untergingen, die uns nichts zu sagen haben, hätten uns etwas zu sagen gehabt.*

Doch hatten wir je, haben wir noch ein Organ, das auf die Sprache der Tiere und der Pflanzen anspricht? Ist dies Organ nicht verkümmert, hat seine Pflege sich nicht in esoterische Zirkel zurückgezogen, während eine kalkulierte, messende Welt voll „allberechnender Barbaren“ (F. Hölderlin) sich mit derlei nicht mehr abgibt: Die auferlegte Ordnung der Menschen steht stark gegen den Kosmos, die geordnete Schönheit der Natur. *Weil wir immer*

*mehr vergessen, daß die Welt allen, auch den Tieren und Pflanzen, gehört, wird sie bald keinem mehr gehören.*

Auch ich neige hierin zu pessimistischen Perspektiven, sehe mich oft durch die Ereignisse bestätigt, weiß nicht zu sagen, ob die Gattung Mensch eine Chance auf Überleben verdient. Vieles spricht dafür, daß sich die Natur ihr Recht von denen zurückholt, die es ihr stahlen. Wäre es nicht besser, sie würde eines nicht allzu fernem Tages wieder ohne die Täter leben, ungefährdet, friedlich, selbstbestimmt? Kann sie es sich zum Beispiel erlauben, einfach zuzusehen, wie Menschen mit ihren, der Natur, Tieren umgehen? Gejagt, gequält, getötet – im Namen der Vernunft? Auch die Geschichte des spezifisch intellektuellen Tierhasses ist noch nicht geschrieben. Eine Geheimgeschichte der Wissenschaften, doch nicht nur das.

Von Tierversuchen<sup>10</sup> sprechen? Die Francis Bacon um 1627 wissenschaftlich hoffähig machte? Von Katzenfarmen berichten, vom trostlos abgekürzten Leben hinter Gittern, auf Drahtböden, von der Perspektive des Grauens, vom qualvollen Ende im Labor? Oder von der Angst in den Augen eines Versuchstiers, die intensiver gegen den Schöpfer und sein edelstes Geschöpf zeugt, als ein Dutzend Abhandlungen? „In bestimmten Fällen muß einer zur Wissenschaft Scheiße sagen“ (L. Bunuel, 1983).

Beispiele aus Spanien nennen, dem stolz katholischen Land? Exempel der Tierfolter, von Bildern belegt? In einem kleinen Ort am Mittelmeer wird, Höhepunkt des Festes, in aufgeräumter Stimmung ein Feuerwerk abgebrannt, am lebenden Op-  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

fer. Die Hörner eines Stiers, schmerzempfindlich wie die Fingerkuppen eines Menschen, brennen lichterloh. Das Tier brüllt, die Peiniger lachen. Eine gelungene Fiesta. Sind die Hörner abgebrannt, wirft die Bande das Tier ins Meer. Es darf endlich sterben.

In einem anderen Dorf klettern junge Männer auf den Kirchturm. An einem Seil zapelt die Ziege. Loslassen, köstliches Amusement, das Tier landert zerschmettert auf dem Boden vor der Kirche; der Pfarrer hat nichts dagegen, er lädt zum Mahl. Im dritten Dorf baumeln lebende Gänse kopfüber von einem Seil. Berittene müssen, um das Spiel zu gewinnen, im Galopp nach den Hälsen der Tiere greifen und ihnen das Genick brechen. Im vierten Ort schwirren Hunderte von nadeldünnen Pfeilen durch die Luft; die Dorfbewohner haben Blasrohre angesetzt und zielen auf den Stier. Die Exekution endet mit der Kastration des Tieres. Im fünften Dorf haben die Täter ihren Spaß, wenn sie Hühner, die bis zum Kopf eingegraben sind, mit Steinen traktieren und mit Knüppeln köpfen. Im sechsten hat der Esel keine Chance. Er wird bespuckt, beworfen, angesprungen, bis er zusammenbricht. Im siebten hält die Osterprozession vor einem großen Baum, an dessen Äste Tongefäße geknüpft sind. Bis in die neueste Zeit hinein waren hier Katzen und Eichhörnchen eingesperrt. Inzwischen, Fortschritt der Ziviliation, sind es Tauben. Zu den Klängen der Nationalhymne schleudern Fromme Steine nach den Gefäßen, bis die Tiere herausfallen, zerschunden, entwürdigt, tot. Wieder erhebt der Gemeindepfarrer keine Einwände, deutet das Geschehen gar als Sinnbild des menschlichen Kampfes gegen die Sünde. Wie lange mag es dauern. Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ern, bis sich in den Hirnen solcher Herren jene Einsicht durchgesetzt hat, die sich unter anderen, Unfrommen, längst verbreitete?

Spektakuläre Ereignisse gewiß, der Alltag mit seinen millionenfachen Morden an Tieren ist weniger spektakulär – und weit aus schlimmer. Noch immer gelten Tiere – ihre Unschuld ist unvergleichlich – der Liebesreligion als Ausbeutungs-, Zucht-, Jagd-, Schlacht-, Freßobjekte<sup>11</sup>. Der Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz nannte sie, ohne Quellenangabe, seelenlos. Offenbar meinte er, seinesgleichen, mit „Seele“ begabt, wenn auch nicht mit Verstand, habe da droben, beim „Schöpfer“, irgendeinen Vorteil gegenüber einem Meerschweinchen zu erwarten. Diesen Unterschied sollte er einem Kind erklären, das sein Häschen verlor.

Da die Krone der Schöpfung der Mensch, die Krone des Menschen der Pfaffe ist, läßt sich von ihm für das Tier am wenigsten erhoffen. Wie die Köchin, die das Pfarrhaus gescheuert hat, sich sorgt, daß der Hund nicht hereinlaufe und ihr Werk durch seine Spuren entstelle, wacht der Pfarrer darüber, daß kein Tier in seiner Ethik herumlaufe.

Zuzeiten ließen Päpste in den Vatikanischen Gärten Netze auslegen, um Vögel zu fangen. Johannes Paul II. geht subtiler ans Werk. Er läßt in seinem berüchtigten Katechismus von 1993 lehren, Tierversuche seien sittlich zulässig. Es ist da nichts, was mich wundert. Ich erkenne Oberhirten an ihren Früchten.

Tiere bleiben die Stiefkinder europäischer Intellektueller. Kaum einer befaßt sich

ernsthaft und im Denken folgenreich mit ihnen. Schopenhauer und Nietzsche, der nach dem Turiner Vorfall seine Beziehungen zur Welt der Vernünftigen abbrach, sind Ausnahmen. Für sogenannte Humanisten sind Tiere von Haus aus kein Thema<sup>12</sup>. Descartes, der sich, nebenbei, ein bißchen am Dreißigjährigen Krieg beteiligt hatte, lehrt, die Schmerzäußerungen eines Tieres seien ebensowenig zu beachten wie das Knarzen einer Maschine.

Gegen jede komparatistische Viertelsphilosophie – Tiere haben keinen Verstand –, gegen jede Himmelsselektion – Tiere sind ohne Seele – melde ich schwere Bedenken an. Ich möchte niemals in den Himmel kommen, wenn dessen HERR mir nicht garantiert, daß ich dort die Tiere meines Lebens wiederfinde.

Muß ein Mensch erst Tiere liebgewonnen – und verloren – haben, um menschlicher als ein mechanistischer Theologe oder Philosoph zu urteilen? Lebte der Mensch überhaupt, dem kein Tier je seine Freundschaft schenkte? Sollen ausgerechnet Tiere für ihre ungezählten Leiden ohne Ersatz bleiben, während es die Täter, die Tierhetzer und -quäler, doch noch in den Christenhimmel schaffen? Ist für Hunde, die aus Gram über den Tod ihres Herrchens oder Frauchens sterben oder die in den Tod gehen, um ein Kind zu retten, im Jenseits, wie es die Deutsche Bischofskonferenz vorstellen läßt, kein Platz? Gibt es keine Tiere, die fühlen, leiden, lieben?

Haben wir, ein Beispiel, einmal auf die große Liebe einer Kuh zu ihrem Kalb geachtet? Heute, vom Fortschritt verurteilt, bekommt sie es nicht einmal mehr zu sehen. „Hat die Natur alle Werkzeuge der

Empfindung in einem Tier zusammengefaßt – damit es nicht empfinde? Hat es Nerven, um gefühllos zu sein?“ (Voltaire). Und: „Die ganze Stärke der Elternliebe, bei den Menschen so gut wie bei den Tieren, ist der Natur zuzuschreiben“ (Plutarch).

Gewiß finden sich Tierverächter auch außerhalb des Abendlandes, da ein bestimmtes Denken und Fühlen spezifische Ausbeuterqualitäten und Selektionsmechanismen aufweist. Doch zum einen gab es einen buddhistischen<sup>13</sup> König, Ashoka (259-226 v.u.Z.), der in Vorderindien ein Reich auf der Grundlage der Achtung vor Mensch und Tier errichtete und der in Asien noch heute so berühmt ist wie bei uns Napoleon. Bezeichnenderweise ist König Ashoka hierzulande völlig unbekannt.

Zum anderen gelang es den Christen in 2000 verlorbenen Jahren nicht, tierfeindliche Ideologien zu überwinden, von den Praxen zu schweigen. Päpste, die den Menschen als Embryo oder noch als Leiche schützen und deren Kirchenrecht sich detailliert um den Verbleib „getaufter“ Körperteile kümmert, tun nach wie vor nichts für das lebendige Tier. Sie unternehmen, vom Alibiheiligen aus Assisi abgesehen, nicht einmal den Versuch. Auch gegenüber den Tieren, diesen Wegwerf- und Wegfreßartikeln, gegenüber Mastboxen, Futterzusätzen, Dunkelställen, Drogen im Massenstall, gegenüber Zuchtvorgaben, Transportbedingungen, Singvogelfang, Käfighaltung, stützen Christenethiken nur die allgemeinen Vorgaben. Christen bleiben auch hierin unfähig und unwillig, menschliches Denken zu befreien. Wie sollten sie auch? Mitleidlosigkeit gegen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Tiere ist ein Kennzeichen gerade jener, die ständig die „Schöpfung“ im Munde führen. Das wundert mich nicht, zumal auch der angebliche Stifter des Christentums sich Tieren gegenüber nicht als Vorbild möglichen Menschseins bewies. Er schwieg, verharmloste, diffamierte.

Gegenüber dem Tier ist der Mensch Gewohnheitsverbrecher. Und wenn schon klassifiziert werden soll: Am auffallendsten unterscheidet sich das Tier vom Menschen durch seine viel geringere Bösartigkeit.

Ich will nicht begreifen, weshalb die Queen, für ihre Tierliebe bekannt, soweit sie sich auf Corgies bezieht, es noch immer nicht unterbindet, daß ihre Gardesoldaten Mützen aus Bärenfell tragen. Für jede von ihnen müssen 1-2 Schwarzbären sterben; Offiziersmützen, das leichtere Fell, kosten zwei Bärinnen das Leben.

Ich werde nie verstehen, wie es möglich ist, auf der einen Seite geschlachtete Ochsen in elektrisch betriebene Metallgehäuse zu sperren und auf der Rückseite Cornedbeef herauszudestillieren<sup>14</sup>. Wir haben kein Recht, die Tiere zu töten, es sei denn, das Recht der Gewalt.

Und wir sind nicht legitimiert vorzunehmen, was ich unter den Begriff *Tiertortur* fasse<sup>15</sup>. Hier ist einmal nicht der auf der gesamten Erde folgenlos verbreitete, Tag für Tag millionenfach verübte Skandal einer massenhaft und alltagsroutiniert folternden Behandlung von Tieren durch Menschen zu verstehen – haben Sie, nebenbei, schon mal eine Legehenne nach 12 Monaten Käfigfolter gesehen? Ohne Federn, unfähig, sich aufzurichten, zu ste-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

hen, zu laufen? –, sondern der Mißbrauch von Tieren anlässlich von Folterhandlungen, die Menschen an Menschen begehen. Tiere wurden und werden gezwungen, bei Folterungen von Menschen mit zu wirken. Es wäre verwunderlich, hätten die Täter, die sämtliche auffindbaren Werkzeuge zum Foltern mißbrauchten oder zu diesem Zweck neue Maschinerien der Marter erfanden, darauf verzichtet, auch unwissende Lebewesen zum Zweck der Folter von Menschen auszubeuten.

Sich nicht abstupfen lassen und den Vorwurf der Sentimentalität niemals fürchten (A. Schweitzer)? Nach meiner Erfahrung wenden sich zarter besaitete Seelen freilich ab, wenn sie von solchen Schandtaten hören. Sie können es nicht ertragen. Dulden schon.

Seit alters finden sich Berichte, die einen entwürdigenden Mißbrauch belegen: In Rom werden die Opfer lebendig in Tierhäute eingenäht und wilden Tieren vorgeworfen. Damit Sklaven, die eine solche Tortur erleiden sollen, die Tiere nicht verletzen können, werden ihnen zuerst die Zähne ausgehauen und dann die Arme gebrochen. Andere Opfer werden, hochzeitlich geschmückt, an einen Felsen geschmiedet und den Angriffen eines Stiers, der den sagenhaften Minotaurus darstellen soll, ausgesetzt. Auch werden die nackten Körper der Verurteilten mit Honig eingeschmiert, bevor ein Schwarm Wespen oder ein Ameisenvolk auf sie losgelassen werden (Cyphonismus). Ähnliche Folterqualen erleidet das an den Bärenpfahl gefesselte Opfer. Offenliegende Fleischstücke am Körper des Opfers wurden vom Folterknecht bisweilen mit fleischfressenden Maden besetzt, die sich

tödlich sicher in die Bauchhöhle nagten. Nach Plutarch († um 125) wurden im alten Persien Königsmörder auf eine grausame Weise bestraft: Sie wurden in ein Boot gelegt und mit einem zweiten so bedeckt, daß Kopf, Arme und Beine außen blieben. Dann wurde ihr Gesicht mit Milch und Honig eingerieben. Im Lauf der nächsten Tage war der Kopf immer mit Schwärmen von Fliegen und Insekten bedeckt; im Innern des Bootes sammelten sich Würmer, die den Menschen langsam auffraßen. Wurden die Boote wieder auseinandergenommen (in einem Fall nach 67 Tagen), war der Körper verfault; in den Eingeweiden lebten Massen von Maden.

Der „erste christliche“ Kaiser Konstantin I. läßt nach seinen Siegen von 311 und 313 die zwei „fränkischen“ (Bukterer oder Tubanten) Könige Ascaricus und Merogaisus zur allgemeinen Augenweide von Bären zerfleischen. Der (christliche) Kaiser Valentinian I. (364-375) läßt seine Opfer zwei Bärinnen vorwerfen, *mica aurea* (Goldchen) und *innocentia* (Unschuld), deren Käfige vor seinem Schlafraum standen.

Abt Aliger von Monte Cassino (949-985) wird von Graf Atenulf in ein Bärenfell gesteckt, bevor Hunde auf ihn gehetzt werden. Kaiser Heinrich II. der Heilige (1002-1024) amüsiert sich mit seinem Hofstaat über die Todesangst eines nackten, mit Honig beschmierten Mannes, den ein Bär ableckt. Der Chronist J. Stumpf berichtet über die Rache der fürstlichen Sieger nach dem Deutschen Bauernkrieg (1525): „Vil wurdend an die boem gehenckt, nit hochher, dan das die süw und hund ettlichen die füeß abfrassend, vil gefierteylt, etlich lebendig gebraten, uß der maaßen vil an

allen enden mit dem schwert gericht, des gesichts beroubt, durch die backen geprennt ...“

Französische Soldaten haben auf Haiti im 18. Jahrhundert flüchtige Sklaven, die wieder eingefangen worden waren, mit Melasse eingerieben, angepflockt und den Insekten überlassen. Manchmal sollen nur noch die abgenagten Knochen übriggeblieben sein.

Die Aufseherin H. Lächert hetzte in Majdanek ihren Schäferhund auf eine hochschwängere Gefangene, die vom Geliebten der Aufseherin, einem SS-Mann, vergewaltigt worden war: Der Hund riß Stücke aus dem Körper und zerrte schließlich, pausenlos angetrieben, aus der Bauchhöhle Eingeweide und das Kind heraus.

In Libyen sind nach einem Bericht von amnesty international noch 1980 Opfer mit Hilfe von Käfern gefoltert worden, die ihnen unter einer umgedrehten Tasse auf den nackten Bauch gesetzt wurden und allein schon durch ihr stundenlanges Krabbeln Nervenstörungen auslösten. Während der Militärdiktatur in Argentinien (1976-1983) wurde eine Katze unter das Hemd des Opfers gesteckt und unter Strom gesetzt, so daß das Tier biß und kratzte.

Wer Tiere quält, quält Menschen. Grausamkeit gegen Tiere geht nahtlos in Grausamkeit gegen Menschen über; sie stammt aus denselben Wurzeln. Nicht ganz nebenbei: Wer fordert, ein Ei dürfe nicht mehr als 20 Cent kosten, stiftet zur Tierquälerei an<sup>16</sup>.

Ich hoffe, daß sich einmal ein Mensch findet, der eine *Kriminalgeschichte des Aufklärung und Kritik*, Sonderheft 9/2004

*Menschseins* schreibt – und dies unter bewußtem Bezug auf die Schandtaten, die Menschen Tieren antaten und antun. Zehn Bände, was sage ich, fünfzig Bände werden nicht ausreichen. *Kein Werk, keine noch so große Leistung bewundere ich wie das, was sie tun, weil sie es den am wenigsten geachteten, am meisten mißbrauchten, weil es den hilflosesten Wesen dieser Welt gilt.*

Wie selbstverständlich geht kein Oberhirte voran. Im Gegenteil, jämmerliche Zeitgenossen predigen, keineswegs selbstlos, der Mensch sei von Natur aus religiös (das betende Tier?) – und ohne Religion verkomme er zur Ratte, zur Wühlmaus, zum Parasiten<sup>17</sup>. Das *Bibelbestiarium*, von dem K. Deschner spricht, bleibt zeitlos. Und kein einziger Cent von den Milliarden, die Bischöfe ungefragt aus unserem Geld für ihren Firlefanz ausgeben, hat mit Tiersorge zu tun. „Seelsorge“, milliarden-schwer subventioniert, bezieht sich auf die Kronen der Schöpfung, wir wissen es.

Es geht auch anders. Doch dafür muß ein Mensch frei genug sein: Ich schäme mich stets, benutze ich die Gattung eines Tieres, um etwas in der menschlichen zu geißeln, weil ich damit ja zugleich das Tier diffamiere.

Ich denke an die Erzählung der Rosa Luxemburg, die ich nicht hören kann, ohne daß mir Tränen in die Augen schießen: „Die Tiere standen beim Abladen dann ganz still, erschöpft, und eins, das, welches blutete (weil es von einem Soldaten geschlagen worden war), schaute dabei vor sich hin mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften Augen wie ein verweintes Kind ... Ich stand Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

davor, und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter – es waren seine Tränen, man kann um den liebsten Bruder nicht schmerzlicher zucken, als ich in meiner Ohnmacht um dieses stille Leid zuckte ... Oh, mein armer Büffel, mein armer geliebter Bruder, wir stehen hier beide so ohnmächtig und stumpf und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht, in Sehnsucht.“

Gilt die Briefschreiberin, die Kommunistin im Gefängnis, den Oberhirten als areligiöser, demnach als verstümmelter Mensch? Ist dies so, bleibe ich bewußt auch ein solcher.

Ich finde, die wahre Überlegenheit, wenn schon von ihr die Rede sein soll, besteht in der sorglosen Selbstverständlichkeit, die Tiere leben. Muß es eigens gesagt sein? Tiere leben so gern wie wir. Ein Schmetterling empfindet ebenso Todesqualen wie ein Krokodil. Häßliche Tiere können lieben und leiden wie schöne. Eine Galeerenqualle unterscheidet sich nicht von einem Westhighland-Terrier. Erst recht nicht von einem Kardinal.

Emotionen gegen Tiere sind zu wenig. Wozu haben wir unser bißchen Verstand? Augenwischerei, sein Haustier zu lieben, seinen Sittich, Kanari, Fisch – und zuzulassen, daß andere Tiere, Millionen mehr, verrecken. Solcher Doppelmoral verdanken Menschen ihr gutes Gewissen – und Tiere den Tod. Das Schweigen zum *schwärzesten aller Verbrechen*, von dem wir wissen, ist die allgemeinste, die gemeinste Art unserer Schuld.

Doch ist Reifung möglich, hin zum Kind, weg vom Erwachsenen, gerade in Bezug

auf Tiere. Ich weiß von der Trauer in den Augen der Kinder, die ich vor Jahren an einem Strand beobachtet habe. Fischer hatten den Fang vor die Füße teilnahmslos interessierter Touristen gekippt, und schon lagen Fische, achtlos geworfen, im abendwarmen Sand. Die Preisgegebenen rangen verwundert, verständnislos, erschreckt um ein wenig Wasser, um ihr Element, zuckten, bevor sie, die Münder aufgerissen, inmitten der Menschen starben, von denen nicht die geringste Hilfe gekommen war, kein Guß frischen Wassers.

Ich meine seither, den mir unaufhebbar erscheinenden Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen besser zu kennen. Während ihre Eltern dem Sterben einverstanden zugeschaut und die Phasen des Martyriums, das Luftschnappen, Sichaufbäumen, Verrecken der Kreatur lächelnd, lächelnd! kommentiert hatten, waren Kinder, aus ihrem Spiel gerissen, sprachlos gestanden bis zuletzt. Dann hatten die Kleinsten, ohne sich verabreden zu müssen, eine Gruppe gebildet, um Fische, deren Schuppen türkisfarben aufleuchteten, in Spieleimern und umgedrehten Schirmchen noch in das Meer zu retten. Wissendere Kinder hatten Fische, auf die kein Fänger Anspruch anmeldete, an Ort und Stelle begraben.

Auch diese Geste war Gegenstand des Gelächters gewesen.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Originalzitate von K. Deschner sind im folgenden kursiv wiedergegeben.

<sup>2</sup> Besonders beeindruckend in: Was ich denke (München 1994), S. 5 f. und 93 f.

<sup>3</sup> Zum Ganzen: H. Herrmann, Vaterliebe. Ich will ja nur dein Bestes (Reinbek 1989), S. 98-109.

<sup>4</sup> Ich benutze den patriarchats- und theologiegeschichtlich überkommenen Begriff, ohne Glaubensbekenntnisse provozieren zu wollen.

<sup>5</sup> Beispiele bei: Faszination Tierleben. Verblüffende Entdeckungen aus der Tierwelt (München 2001), passim.

<sup>6</sup> R. Winter, Wer, zur Hölle, ist der Staat? (Hamburg 1992), S. 229.

<sup>7</sup> Hierzu: K. Deschner, Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen (Bad Nauheim 1998), S. 41 f.

<sup>8</sup> Vgl. Deschner, Für einen Bissen Fleisch, S. 43 und 69 f.

<sup>9</sup> Ausführlich: H. Herrmann, Begehren, was man verachtet. Männer haben Angst vor Frauen (Münster 2004).

<sup>10</sup> Details bei: S. Walden - G. Bulla, Endzeit für Tiere. Ein Aufruf zu ihrer Befreiung (Reinbek 1984), S. 172, sowie Deschner, Für einen Bissen Fleisch, S. 25 f..

<sup>11</sup> Deschner, Für einen Bissen Fleisch, S. 16.

<sup>12</sup> Vgl. Walden - Bulla, a.a.O., S. 217.

<sup>13</sup> Zur grundsätzlich vorbildlichen Haltung des Buddhismus: Deschner, Für einen Bissen Fleisch, S. 15 f.

<sup>14</sup> E. Kästner, Fabian. Die Geschichte eines Moralisten (Stuttgart-München o.J.), S. 127 f.

<sup>15</sup> Zu Maschinen und Methoden des Marterns: H. Herrmann, Die Folter. Eine Enzyklopädie des Grauens (Frankfurt a. M. 2004).

<sup>16</sup> Vgl. H. Sommer, in: Walden - Bulla, a.a.O., 46.

<sup>17</sup> H. Herrmann, Die Vermarktung der Nächstenliebe (München 1996), S. 152.

## Nachwort aus K. Deschners *Für einen Bissen Fleisch\**

---

DIE WUCHT! DIE WUT! Die wunderbare Leidenschaft des Karlheinz Deschner – im Dienste unserer, der Tierfreunde, Sache: für die Tiere! Wem von uns hat nicht das Herz höher geschlagen beim Lesen dieser Seiten? Mir summt und dröhnt noch der Kopf, denn mit warmen Wangen habe ich eben den Auszug aus »Warum ich Agnostiker bin« erneut verschlungen, und der »Deschner-Effekt« ist wieder voll da: es gärt die altbekannte, widersprüchliche Mischung von Zorn *und* von Freude, von Trauer *und* von Kraftgefühl, alles zugleich. Der Funke ist zum xten Male übergesprungen – ach was, Funke! Lodernde Flammen sind das gewesen jetzt, und die Hitze glüht ganz schön weiter.

Übersteigertes Empfinden? Exzessiv, das alles? Wo doch aber *drei* starke Auslöser vorhanden sind, welche intensive und disparate Gefühle durchaus rechtfertigen: 1) die Fakten selbst, mit Akribie und (wortwörtlich) treffend ausgewählt, in überwältigender Fülle vorgestellt, und sie sind erschütternd, entsetzlich; a) seine Schreib- und Wortgewalt, die mitreißt, aufpeitscht – oder aber plötzlich hell auflachen läßt durch einen herrlich frechen Sarkasmus, eine lässig hingestreute spöttische Bemerkung, urkomisch, völlig unerwartet – doch schon brandet die nächste Woge heran, geballtes Mitleid und Empörung reißen den Leser mit.

Dabei, recht betrachtet, denk' ich an Deschner, so sehe ich ihn keineswegs mit Schaum-vor-dem-Mund bzw. vor dem gesträubten Schnurrbart, sondern im Gegenteil, still lächelnd mit dem Häschen auf Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Schreibtisch oder Schulter. Der Hase ahnt nichts vom brodelnden Vulkan – brodelnd seinetwegen! Womit wir bei Auslöser Nr. 3 des diesmaligen Deschner-Effekts angelangt sind.

Also 3): Nicht nur das Thema (die Tiere und die unverzeihliche Grausamkeit der Christmenschen ihnen gegenüber) berührt natürlich die tierlieben Leser/innen, sondern – weil wir ein kleiner, seit Jahrtausenden gedemütigter Haufe sind – der Umstand, daß ein Deschner das Thema aufgreift und sich voll und ganz als einer der Unsern zu erkennen gibt! Endlich nimmt hier wieder ein großer Schriftsteller sich unserer Sache an, statt die Tiere zu ignorieren oder uns als sentimentale Narren zu verspotten, wie es so viele VIPs unserer Kultur tun – seit jeher. Wie lange hat man uns doch nur verhöhnt und im Stich gelassen!

Ich habe mich schon oft gefragt, wie mitleidige Menschen das in früheren Zeiten ausgehalten haben – die ungehemmt triumphierende Grausamkeit, auch gegenüber Tieren. Welche Hölle muß das Leben für sie gewesen sein während jener Jahrhunderte, da die Scheiterhaufen brannten und die vielen normalen Schauspielstücken zu den öffentlichen Hinrichtungen und Folterspektakeln strömten. Es war ja eine gefährliche Sünde, mit den Hexen Mitleid zu empfinden oder gar zu zeigen. Was aber damals die gequälten Tiere betraf, da mußten die Tierfreunde, die Gutherzigen, doch schier verzweifeln – verlacht und hilflos, mundtot gemacht. Denn die Masse der Rohen, der Hartherzigen, Gleichgültigen, Grausamen, sie alle hat-

ten die Religion, sie hatten Gottvater und Sohn auf ihrer Seite mitsamt allen Pfaffen von oben bis unten, Gesetz und Obrigkeit, die ganze gottverdammte, biblisch infizierte Gesellschaft der Tierschänder.

Ob es viele Menschen waren, die damals in christlichen Landen tierlieb waren? Wer weiß ... Und heute? Mark Twain, der liebenswerte Atheist und Tierfreund, meinte, es seien ihrer immer viel mehr gewesen als gemeiniglich angenommen, aber sie seien so nachhaltig verhöhnt worden als sentimentale Narren, als überspannt, als nicht normal, als Menschenfeinde gar, daß sie es kaum wagten, ihr Mitleid mit Tieren einzugestehen.

Genauso unwissend sind wir alle sozusagen bis vorgestern gewesen, was Quantität und Qualität der (also doch existierenden!) *Verteidiger* der Tiere betrifft. Welch' eine Überraschung noch in diesen Zeilen für so manchen, Mark Twain auf Seiten der religionsfeindlichen Tierfreunde wiederzufinden! Welch' freudiges Staunen bei den Tierschützern, als vor dreiundzwanzig Jahren die Pioniere der neuen Tierrechtsbewegung ihre Klassiker veröffentlichten, Richard D. Ryder sein »Victims of Science« (gegen die Tierversuche) mit dem Augenöffner »The History of Compassion« und Peter Singer mit »Animal Liberation«. Gänzlich unerwartet, diese herrliche Fülle von großen Namen, von tierfreundlichen Zitaten, nicht von den Lippen irgendeiner bescheidenen »Katzenmutter« oder eines verachteten »Hundenarren«, sondern die Äußerungen eindeutiger kultureller Größen! Die großen Geister aber, denen wir da begegneten, waren sehr häufig, notgedrungen, antiklerikale Geister, so daß ein Karlheinz Deschner sich ganz logisch einreicht in die lange

Folge von kirchenfeindlichen, religionskritischen Tierfreunden.

Warum aber hatten wir nichts gewußt von alledem, nicht geahnt, in welcher guten Gesellschaft wir uns befanden?! Und das seit Jahrhunderten! Wer hatte es uns verschwiegen – und weshalb? Die liebe Schule hatte es uns verschwiegen, den Kirchen untertan, und das angepaßte kulturelle Establishment, gleichgültig den Tieren gegenüber, deren Leid von der herrschenden Religion als belanglos dekretiert worden war. Dagegen konnten nur Leute rebellieren, die *nicht* vom Heiligen Geist inspiriert waren, Leute, die nichts mit der Kirche am Hut hatten oder sie sogar offen bekämpften. Deshalb aber wurden sie kaum oder gar nicht in den braven Schulbüchern erwähnt, und mit ihnen wurde ihr Einsatz für die Tiere in den Schulprogrammen des Westens totgeschwiegen. Hier griff vieles ineinander, und das sorgfältig geölte Räderwerk funktionierte blendend; wir wurden als Schüler/innen in den 50ern schamlos desinformiert, besonders natürlich im Religionsunterricht.

Sechs Jahre Primärschule, sieben Jahre Lyzeum, zwei bis drei Religionsstunden pro Woche, das macht weit über tausend Stunden, aber nie fiel in ihnen auch nur ein Wort über Tier- und Naturschutz. Bestenfalls wurde die Natur als Mittel zum Zweck erwähnt – wie im Lobgesang des Hl. Franziskus – als Beweis der unaufhörlich zu preisenden Allmacht und Weisheit ihres angeblichen Schöpfers. Tiere wurden totgeschwiegen, außer man wollte ihren Mangel an Vernunft, ihre Minderwertigkeit gegenüber dem Menschen hervorstreichen. Fragen über Los und Leiden der Tiere wurden mit dem Hinweis auf das wichtigere Leiden der Menschen abgeblockt.

Da letzteres aber durch die darin implizierte »seelische Läuterung« anscheinend gerechtfertigt war, die Tiere jedoch seelenlos waren und also durch Tierquälerei keiner solchen Läuterung teilhaftig werden konnten; da auch die Paradiesesfreuden, die allen gepeinigten Duldern ihre Pein mehr als wettmachen sollten, für die – wie gesagt – über keinerlei Seele verfügenden Tiere nicht in Frage kamen; da überdies alles irdische Übel eine Folge der Erbsünde war, es aber immerhin kein Hund gewesen, der in den berühmten Apfel gebissen und damit die ganze Vendetta heraufbeschworen hatte, so blieb uns denn das Leiden der Tiere als eine der vielen im Religionsunterricht unbeantworteten Fragen auf dem Herzen sitzen. Es blieb zurück ein wühlendes Staunen über einen offiziell »allgütigen« Schöpfer, der Millionen seiner Kreaturen einem oft qualvollen Leben und Sterben auslieferte – ohne die geringste Entschädigung.

In all den Jahren fiel auch nie ein Wort von der Kanzel über etwaige Rechte der nicht-menschlichen Kreaturen, keinen Pfarrer schien Tierquälerei im geringsten zu berühren. Aber wo hätte ein Prediger auch schon das diesbezügliche Bibelwort zur Inspiration herholen sollen, schweigen sich doch Gottvater, der liebe Heiland wie auch die allbarmherzige Muttergottes gänzlich aus über irgendwelche Pflichten der frommen Christen den Tieren gegenüber. Und wo jemals ein längst vergessener Prophet ein Wort fallen ließ zugunsten des Viehs, wurde es noch schneller vergessen als er und niemals zur Kenntnis genommen oder gar beherzigt von Kirchenvätern/Lehrern und Co.

In der Bibel steht vieles und jede Menge Widersprüchliches, für und gegen Krieg, dies und das. Auf die bloße Existenz Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

kommt es bei einem Bibelwort wahrhaftig nicht an, sondern auf seine Wirkung und Folgen, auf den Einfluß, den es im Lauf der Jahrhunderte auf Sitten und Gebräuche der Christen ausgeübt hat, denn es heißt ja auch: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.«

Und die Tiere haben in den Menschen grausamste Unterdrücker erkennen müssen, ihre »Teufel«, wie Schopenhauer sie zu Recht nennt, welche zumindest *einen* göttlichen Befehl ernst nahmen und befolgten: die Tiere zu terrorisieren und nach Kräften auszubeuten. »Furcht und Schrecken vor Euch sei über allen Tieren auf Erden und über allen Vögeln des Himmels. In Eure Hände seien sie gegeben!« Wenn die Pfaffen heute mit der üblichen Unverfrorenheit die Tierschutzbewegung zu vereinnahmen suchen und in solchen Worten urplötzlich eine (2000 Jahre lang übersehene!) Ermahnung zu gütiger Behandlung entdecken wollen, machen sie sich nur lächerlich.

Oder etwa nicht? Bin ich da zu optimistisch? Fallen die unwissenden, geschichtlich kaum gebildeten und desinformierten Durchschnittsbürger/innen schon wieder auf die Lügner herein? Möglich wär's. Das Argument mit dem »unblutigen Opfer« zum Beispiel – das besticht! Und der so Bestochene weiß nicht, daß es höchstwahrscheinlich den Fleischopfern vorgezogen wurde, weil letztere viel kostspieliger waren! Rindsbraten unter die Gläubigen zu verteilen war nicht eben billig. Nachzulesen bei dem bekannten amerikanischen Anthropologen Marvin Harris (»Cannibals and Kings« und »Cows, Pigs, Wars and Witches«). Zudem: wäre damals Tierliebe der Grund gewesen, der die Christen motivierte, »unblutige« Opfer darzubringen, so hätte diese bemerkenswerte

Tierliebe sich auch in vielen anderen Bereichen bemerkbar machen müssen, u. a. in Hinweisen auf den moralisch höherstehenden Vegetarismus.

In Wirklichkeit durften die lieben Christen zweitausend Jahre lang die ihnen ausgelieferten Tiere quälen nach Herzenslust ganz ohne Gewissensbisse. Noch Ende des 19. Jahrhunderts konnte der Autor von »A Catholic Dictionary« (ein Jesuit, von Desmond Morris zitiert in »The Animal Contract«) behaupten, es sei erlaubt, Tiere nach Gutdünken zu benutzen und ihnen Schmerzen zuzufügen, zwecks nicht nur Nahrungsgewinnung usw., sondern auch zur Unterhaltung! Kein Wunder, daß bis auf den heutigen Tag in Spaniens Dörfern zu Ehren der Hl. Schutzpatrone das ganze Jahr über Tiere gequält werden, nicht nur jene Ziege, von der Deschner schreibt, sondern auch Stiere, Esel, Geflügel usw., ganz zu schweigen von der Corrida – (des Papstes PR-Mann und nächster Vertrauter, Opus Dei-Mitglied natürlich, ist ein spanischer Amateur-Torero namens Joaquin Navarro Valls). Auch im katholischen Frankreich erfreut sie sich regen Zulaufs, die Corrida, und wo Zugvogelmord und Hahnenkämpfe in katholischen Ländern vor ein paar Jährchen verboten wurden, geschah dies *nicht* auf Betreiben der katholischen Kirche, selbsternannte Wegweiserin in Sachen Moral ... Jedoch, trotz der allgemein bekannten, haarsträubend grausamen Behandlung der Tiere in christlichen Ländern unterschätze ich vielleicht die Macht der klerikalen Propaganda, der geistigen Trägheit, der weitverbreiteten Unfähigkeit, Zusammenhänge kritisch zu erkennen und Religiöses in Frage zu stellen. Schon vorhin meine Erwähnung des »wühlenden Staunens«

der Schülerin ob der Leiden der Tiere trotz göttlicher »Güte«, das war im Rückblick womöglich etwas beschönigend dargestellt.

Sind mir und meinesgleichen in Wirklichkeit diesbezügliche Zweifel, Fragen, Bedenken nicht erst viel später aufgestiegen? War es nicht vielmehr so, daß wir gar nicht daran dachten, einen Jesus oder Jehovah, die Maria und den Papst, Bibel, Kirche und Religionsunterricht mit *Tieren* in Verbindung zu bringen?! Ja, so war's – und das ist das zutiefst Erschreckende an dieser Sache, am menschlichen Geist: daß er sich so leicht einlullen läßt, daß er naiv wie ein Kind seinen Leithammeln vertraut und viel zu lange nicht von allein draufkommt, wenn etwas nicht stimmt.

Wie beschämend lange brauchte ich – obwohl Tierfreundin, Pfaffenfresserin, Rebellin – ehe ich mir überhaupt des Skandals bewußt wurde, der darin besteht, daß Tierquälerei keine Sünde ist! Nie wurden wir aufgefordert, dergleichen, falls begangen, zu beichten, nie wurden solche Untaten im Beichtspiegel, im Beichtstuhl, im Religionsunterricht, in den Zehn Geboten erwähnt! Und – fast ebenso erschreckend: keiner, keinem von uns fiel diese Abwesenheit auf! Wie träge, wie stumpfsinzig, wie passiv sind doch die Menschen. Jedenfalls, die Jugend in den 50ern war's, die brave Schuljugend, der niemand die Augen öffnete, und die sie von selbst nicht aufmachte. Bis heute hat sich übrigens nicht umwerfend viel geändert in den Schulen – zwar ist Umwelt- und Naturschutz »in« (besonders wegen der gefährdeten menschlichen Gesundheit), aber die Schuld des Christentums an der Misere (Ausbeutung und Ausrottung der Tiere, Umweltzerstörung), die wird nicht angeprangert, sogar wo sie handgreiflich vor Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Augen liegt und tagtäglich mit erschreckenden Zahlen belegt wird: es gibt alle 24 Stunden ca. 250.000 Menschen MEHR auf der Welt und zwar nicht zuletzt wegen des verderblichen Einflusses des Vatikans in den Kulissen der internationalen Politik und vor Ort in der Dritten Welt.

Vor den Toren der braven Schulen aber hat sich in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten einiges getan zugunsten der Tiere, die jungen Leute haben es mitgekriegt, es werden der jugendlichen Tierrechtler immer mehr. Und sie wagen es sogar mitunter, den Kirchen und Religionen auf den Zahn zu fühlen und ihre Gretchen-Frage zu stellen: »Sag, wie hältst Du's mit den Tieren?« Welch' ein Unterschied zu meiner Jugend, da ich, allein mit meinem Mitleid, verzweifelte angesichts der armen, im Kreise drehenden Ponys des Lebendkarussells auf dem Jahrmarkt! Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, mich an Lehrer zu wenden, hilfesuchend, oder an wen auch immer, oder gar eine Kampagne zu starten, um dem tierquälerischen Spiel ein Ende zu bereiten. Vor ein paar Jahren aber haben eine Handvoll Lyzeumsschülerinnen es fertiggebracht, mit Hilfe einer Petition meinen 50er Traum zu verwirklichen: Lebendkarusselle wurden in Luxemburg verboten!

Manchmal glaubt man also wieder ein bißchen an den Fortschritt. Und erfreulich ist es allemal, daß die Tierschutzbewegung also seit ihren Anfängen im letzten Jahrhundert ganz ohne Unterstützung der Religion und des christlichen Kulturapparates erstarkte, ganz ohne die Aussicht auf etwaige Belohnungen im Jenseits! Im Gegenteil, der Einsatz für »das Vieh« brachte (zusätzlich zu den Schereereien, die man als Tierschützer sowieso Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

schon hat) stirnrunzelnde Mißbilligung von oben ein und mußte Schritt um Schritt die christlich geprägte (Un)Moral bekämpfen – und er tut es erfolgreich!

Ganz allein auf sich gestellt hat Herzensgüte, hat das Mitleid den Umschwung in der öffentlichen Meinung vollbracht, das schöne, gute Mitleid, laut Schopenhauer die eigentliche Triebfeder allen moralischen Fortschritts.

Es ist schon beachtlich, gegen wieviel sich die Liebe zu den armen Tieren durchsetzen mußte und noch muß. Handfeste wirtschaftliche Interessen, der menschliche Egoismus, die menschliche Machtgier und Arroganz, die menschliche Genußsucht, ob im Essen oder im unersättlichen Verlangen nach Unterhaltung, Ablenkung, Spaß und Zeitvertreib (besser Denkvertreib heißen ... die Flucht vor dem inneren Abgrund!) – mächtige Gegner offensichtlich, jedem bekannt.

Subtiler wurde und wird unser Kampf behindert durch die psychische Distanz, die mittels der Sprache in der westlichen Kultur zwischen Mensch und Tier geschaffen wurde. Um Gewissensregungen zu entschärfen, aufkeimendes Mitleid zu unterbinden, werden alle Mittel angewandt, um das Tier als das ganz andere, als minderwertig und verächtlich hinzustellen, u.a. »durch den so erbärmlichen wie unverschämten Kunstgriff, alle die natürlichen Verrichtungen, welche die Tiere mit uns gemein haben, wie Essen, Trinken, Schwangerschaft, Geburt, Tod, Leichnam u. a. m. an ihnen durch ganz andere Worte zu bezeichnen als beim Menschen.« (Schopenhauer nochmals, der große Pionier).

So empfindet man denn weniger Mitleid mit einem Stück Vieh, das verreckt und zu Aas wird, als mit einem Ebenbild Got-

tes, das nobel oder sogar heldenmütig dahingeht, den Geist aufgibt. Zum Thema Tod von Mensch und Tier sei hier noch auf zwei rezente Bücher hingewiesen, die kürzlich im Ausland erschienen sind und die Rolle der Tiere im Krieg der Menschen beleuchten: »Les animaux soldats« von Martin Monestier (éd. le cherche-midi, Paris) und »The Medieval Warhorse« von Ann Hyland (Sutton).

Emotionale Distanz zum Tier schaffen auch die Schimpfwörter, die zugleich Tiere bezeichnen! Sie sind uns allen ab Kindsbeinen eingepfropft worden, uns in Fleisch und Blut übergegangen, leider, wir alle verwenden sie, und doch, welche Gemeinheit steckt dahinter, welche infame Undankbarkeit! Gerade die Tiere, denen wir soviel verdanken, soviel nehmen, die uns ernähren und kleiden, uns vor Kälte schützen und uns die Befriedigung zahlloser Genüsse (des Gaumens, der Eitelkeit, usw.) ermöglichen, die verhöhnen wir tagtäglich im Sprachgebrauch. Dumme Kuh! sagen wir, und: Dreckiges Schwein (wo es doch von Natur ausgesprochen reinlich ist). Blöder Esel! Du Rindvieh, du Kalb, dumme Gans (usw. usf.). Respekt vor dem nichtmenschlichen Mitgeschöpf? Nie gefördert, nie gefordert in 2000 Jahren Christentum. Apropos Schweine, s. die Herabwürdigung dieser Tiere durch das christliche Mittelalter in »Der wilde Eber in Gottes Weinberg« von Wilfried Schouwink (Thorbecke 1985).

Es ist also gut, es ist logisch, ganz unvermeidlich in der Tat, daß ein Deschner (bei aller Arbeitslast, der riesengroßen!) den geschundenen Tieren einen Band widmet. Im Zusammenhang mit den obigen Betrachtungen über die christliche Verachtung für das Tier möchte ich aber hinzufügen, daß Deschner, wäre er eine Frau

(!), also eine antiklerikale Tierfreundin, es nicht verpaßt hätte, ebenfalls auf die Leidensgenossenschaft von Weib und Vieh in biblischer Sicht hinzuweisen!

Alle biblischen, patriarchalischen Religionen charakterisiert eine gemeinsame Verachtung für Frau und Tier, in allen von der Bibel befruchteten Ländern gedeihen Machismus und Misogynie Hand in Hand mit einer totalen Mitleidlosigkeit den Tieren gegenüber. Die biblischen Religionen haben den brutalen Egoismus der Stärkeren, der Männer bzw. der Menschen, schlau zu nutzen gewußt, um den Herren nach dem Mund zu reden und ihnen die moralische Basis und Rechtfertigung für ihr Tun zu liefern. Koran und Bibel als Wort Gottes bestimmen, wozu Frauen und Tiere da sind: um die Wünsche ihrer Gebieter zu erfüllen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, die Frauen diejenigen der Männer, die Tiere die der Menschen allgemein. So brauchen die Machthaber sich keinen Zwang aufzuerlegen, denn die Vorsehung, die natürlich mit menschlichen und männlichen Zügen ausgestattet ist, liefert ihnen das gute Gewissen auf Grund ihrer Art- und Geschlechtszugehörigkeit frei Haus. Schließlich ist der Mensch ein moralisches Tier, er braucht ein gutes Gewissen als sanftes Ruhekitzel. »Gott mit uns!« Und Jehovah, Jesus, Allah sind tatsächlich nicht mit der gequälten Kreatur (ab Genesis dazu verdammt, untertan zu sein) oder mit den Frauen (ab eadem zu schmerzhaftem Gebären und Dienen verflucht). »Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?« herrscht Jesus seine Mutter an, und in zweitausend unschuldige, friedlich grassende Schweine schickt er ebensoviele Teufel, so daß die wahnsinnigen Tiere sich über die Klippen ins Meer stürzen und jämmerlich ertrinken. Auf diese Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Schweinsepisode beriefen sich danach Exegeten und Theologen, um christliche Härte den Tieren gegenüber als gottgewünscht und -gefällig zu rechtfertigen, hatte der Gottessohn seinen Nachfolgern doch vorexerziert, wie man mit dem seelenlosen Vieh umspringen darf und soll. Weshalb Pio Nono ganz logisch im 19. Jahrhundert, als allenthalben in Europa die ersten Tierschutzvereine entstanden, einen solchen in Rom sofort untersagte, da die Menschen den Tieren gegenüber keinerlei Pflichten, letztere keine Rechte hätten. Von Jehovah – der sie in der Genesis den Menschen total ausliefert ohne die geringste Empfehlung zur Güte; der sie schuldlos aus dem Paradies vertreibt; der Kains Früchte des Feldes verschmäht, aber Abels blutiges Lämmchen mit Wohlgefallen annimmt; der aus Zorn über die sündigen Menschen in der Sintflut unzählige Tiere jämmerlich ertrinken läßt – bis hin zu modernen Päpsten, die Toreros gnädig empfangen, während ihre Priester Jagden segnen – spannt sich der Bogen der Tierverachtung in der christlichen Kultur.

Nicht von ungefähr sind deshalb unter den Vorkämpfern und Verteidigern des Tierschutzgedankens wie der weiblichen Emanzipation immer wieder Antiklerikale und Atheisten zu finden, oder wenigstens religiös gleichgültige Menschen. Es seien nur kurz ein paar Namen genannt: Schopenhauer, Charles Darwin, Victor Hugo, John Stuart Mill, Emile Zola, Virginia Woolf, Simone de Beauvoir, und überhaupt alle bedeutenden modernen Feministinnen. Im Aufbegehren der Frauen wie im Einsatz für die Tiere schwingt deshalb in unserer Kultur noch immer ein Hauch von Gottlosigkeit und Blasphemie mit, was der Klerikalismus, z. B. bei den amerikanischen Fundamentalisten, wohl Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

zu nutzen weiß.

Sehr interessant sind die *Überschneidungen* und Wechselwirkungen der männlich-biblischen Verachtung für Weib und Tier/Natur. Die drei stehen oft füreinander, werden sozusagen in denselben Topf geworfen und reihum mit denselben Lastern beladen. So wird in der Frau öfters das sinnliche, naturhafte, irrationale, primitive Tier gesehen und verachtet. Der Mann ist die »ratio«, die Vernunft, das geistige Prinzip (und Jehovah sowenig eine Frau wie Allah oder Christus), die Frau ganz animalische Emotion, bestenfalls fruchtbare Mutter und darin wieder der Erde gleich, nicht aber dem reinen Äther, in dem der Geist des Mannes spielt und schafft. Und wo der Mann zur Abwechslung das triebhaft Geschlechtliche ist, ist die Frau, Eva, schuld daran. (»Cherchez la femme«).

Da *Frau und Natur* assimiliert werden, gilt es, gewaltsam in die »forêt vierge« einzudringen, die Natur zu »vergewaltigen«, die Erde zu unterwerfen. Der Koran befiehlt dem Manne, seine Frau anzugehen wie den Acker, den er pflügt; sie hat ihm Söhne zu gebären, wie die Erde ihm ihre Früchte hervorbringen soll. Vergl. das Wort Napoleons, der im »Code Napoléon« bestimmte, Frau und Kinder gehörten dem Manne wie der Obstbaum und seine Früchte dem Gärtner. Die Frauen sind Tier und Natur verwandt und in beiden Eigenschaften dem Mann, dem Menschen schlechthin, untertan.

Die Erkenntnis des männlich-aggressiven, ausbeuterischen Vorgehens gegen Natur und Frau zugleich müßte heutzutage, in unserer ökologiebewußten Zeit, eine größere Solidarität der Frauen, besonders der Feministinnen, mit Tier und Natur nach sich ziehen, nicht weil die Frauen sind wie

die Tiere, sondern weil der Feminismus in erster Linie eine Revolte gegen die zynische Ausbeutung der Schwachen ist. Ein liebliches Beispiel aus der Antike zeigt die Verwandtschaft von Frau, Natur, Sex und Tieren auf in der homerischen Hymne an Aphrodite, d. h. nicht mit biblischem Ekel und kirchenväterlichem Fluchen, sondern voll unbefangener Zärtlichkeit. Aphrodite, die Göttin der Liebe, ist zugleich die Herrin der Tiere: »Graue Wölfe kamen, ihr die Hand zu lecken, und grimmige Löwen und Bären, und Leoparden; und sie war im Herzen froh, sie zu sehen, und legte die Begierde in ihre Herzen, so daß sie sich paarten in den schattigen Tälern.« Ein letztes in dem Zusammenhang: eine Feministin, die sich in Tierpelze hüllt, ist ein lebender Widerspruch. Wenn Feministen auch in erster Linie gegen die Unterdrückung der Frauen kämpfen, so sind sie doch nicht glaubwürdig, wenn sie selbst an der Unterdrückung noch wehrloserer Kreaturen teilhaben. Sie überzeugen in dem Fall so wenig, wie etwa der lateinamerikanische »macho«, der nach Freiheit für sein Volk ruft, damit aber nur die Männer seines Volkes meint und die eigene Frau unterdrückt. Diese Bemerkungen gelten auch, was den Mangel an weiblichem Mitleid mit den Opfern der scheußlichen sog. intensiven Tierzucht betrifft. Es lebt sich gut (und gesünder), ohne das Fleisch derart gequälter Kälber, Hühner und Schweine zu schlucken, und ein Boykott dieser Produkte dürfte einer echten Feministin nicht schwerfallen. Wenn ihr das schon zuviel ist, kann es mir um sie als Opfer von sexistischer Unterdrückung nicht leid tun.

Jedoch: Bemerkenswert viele *Frauen* sind in der Tierschutzbewegung tätig, ob als obskure aktive Mitglieder von Tierschutz-

vereinen oder als ihre Präsidentinnen, wie z. B. Brigitte Bardot, oder als Pionierinnen im Kampf um eine besonders gefährdete Art, wie Dian Fossey (Gorillas), Jane Goodall (Schimpansen), Oria Douglas-Hamilton (Elefanten), oder als Künstlerinnen wie die Tiermalerin Laurence Nivault, Journalistinnen wie Alice Schwarzer, oder Gisela Bulla + Sina Walden (Autorinnen von »Endzeit für Tiere«).

Auch die ökologisch bewußte französische Feministin und Schriftstellerin Françoise d'Eaubonne drängt in ihren Büchern »Le féminisme ou la mort« (Ed. Pierre Horay) und »Ecologie/Féminisme« (Ed. actualité temps présent) auf die dringende Notwendigkeit weiblicher Solidarität mit Tier und Natur, denn zweifach sind die Männer im Begriff, die Erde zu zerstören, einmal wegen ihrer Macht und Besitzgier, und zum zweiten wegen ihres Zögerns und Zauderns angesichts der demographischen Katastrophe.

Zu dem Thema sei hier ein äußerst wichtiges und wertvolles Buch empfohlen: »Wahnsinn Wachstum – Wieviel Mensch verträgt die Erde?« von Reiner Klingholz (GEO 1994), denn das Schlimmste, was den Tieren (noch) passieren kann, ist die fortschreitende ungehemmte Vermehrung der Menschen. Sie wird längst nicht genug von den großen, internationalen Tierschutzverbänden angeklagt – denen es anscheinend an der Courage mangelt, den verbrecherischen Natalismus des Vatikans anzuprangern ...

Mitleid, das so oft und dümmlich verpönte, Empörung angesichts vermeidbaren Leidens, durch menschliche Dummheit und Hartherzigkeit verursacht – dieses Aufbegehren gegen von oben verordnete Gleichgültigkeit und Zustimmung (im Namen der Religion, der Tradition, der Kul-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

tur) hat so manchen zum Antiklerikalen und letzten Endes zum Atheisten werden lassen. Nicht nur die empörte ratio, welche den aufgezwungenen Glauben an Widersinniges ablehnt, auch das empörte Herz steht oft am Anfang einer Entwicklung zum Religionsfeind.

Hier hätte Deschner eigentlich noch mehr auf die Schuld des angeblichen Gottschöpfers und Erhalters dieser gepeinigten Welt und ihrer Tiere hinweisen können, denn nicht nur durch Menschenhand erleiden sie seit Millionen Jahren milliardenfach Qualen, sondern auf Grund auch (und zuallererst!) »des Wahnsinnsprinzips einer Welt, deren lebende Wesen dadurch existieren, daß sie einander auffressen« (Arno Schmidt in seinem Beitrag zu Deschners Anthologie »Was halten Sie vom Christentum?«).

Apropos Existenzkampf, vergessen wir nicht »die winzigen Ungeheuer, die wir Parasiten nennen. Ein Heer von Schlupfwespen, Eingeweidewürmern, Blutegeln und anderen saugenden und stechenden Schmarotzern martert täglich Tausende von Tieren und führt sie zu einem langsamen und qualvollen Tode. Da gibt es so raffinierte Einrichtungen in der Werkstatt des Leidens, daß man gern das Wort >teuflich< gebrauchte«. (Joachim Illies, »Anthropologie des Tieres«). Oder, mit Lichtenberg: »Es ist schwer, die Weisheit des Schöpfers aus seinen Werken zu erkennen; es könnte ein Stümper sein.« Oder, mit mir: »Es ist schwer, die Güte des Schöpfers aus seinen Werken zu erkennen. Es könnte ein Sadist sein.«

Nein – wie schwer es die »Theodizeisten« auch schon haben mit dem *menschlichen* Leiden auf dieser Welt, weit unmöglicher noch dürfte es ihnen sein, Gott zu entschuldigen, was die irdische Hölle der Tie-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

re betrifft. Und die plötzlich auftauchenden Vereinnahmer des Tierschutzgedankens können ebenso unmöglich die zweitausendjährige stupide Verachtung der Tiere durch die christlichen Kirchen leugnen. Ich danke Deschner, daß auch er die unverzeihliche Härte des Christentums gegenüber den Tieren aufgezeigt und nachgewiesen hat.

\* Nachwort zu dem Buch von Karlheinz Deschner: *Für einen Bissen Fleisch*. Das schwärzeste aller Verbrechen. Bad Nauheim ASKU Presse 1998, S. 55-77

*NELLY MOIA, Luxemburgerin, geb. 1938, Sprachenlehrerin (Engl. u. Ital.). Schreibt seit ca. 30 Jahren Artikel, in drei Sammelbänden veröffentlicht: »Für die Tiere«, »Für die Frauen – Pour les femmes«, »Géint d’Pafen« (»Gegen die Pfaffen«), dazu ein Fotoband über die Steingesichter auf den Fassaden der Häuser in Luxemburg: »Mascarons de Luxembourg«. 1999 erschienen ist der Sammelband über Natur und Umwelt (Artikel und Fotos in 2 Bänden), Titel: »Für die Katz’«.*

Helmut F. Kaplan (Salzburg)

## **Solange wir Krieg gegen Tiere führen, kann es keinen Frieden unter Menschen geben**

---

Karlheinz Deschner zählt bei uns bis jetzt zu den wenigen Intellektuellen und Schriftstellern, die erkannt haben, daß unsere kulturellen und moralischen Errungenschaften so lange verlogen, heuchlerisch und letztlich wertlos sind, als wir fortfahren, in anachronistischer Steinzeitmanier Tiere zu töten und zu essen. Deschners Vorreiterrolle ist wohl kein Zufall, sondern hängt mit seinem Lebenswerk zusammen: der Erforschung der Kriminalgeschichte des Christentums, also jener verhängnisvollen Irrlehre, die zu den wichtigsten historischen und psychologischen Ursachen für unseren schauerlichen Umgang mit Unschuldigen zählt.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert gibt es weltweit eine Entwicklung hin zur Erkenntnis, daß und warum unsere Ausbeutung von Tieren falsch ist: weil sie de facto unseren moralischen Grundsätzen widerspricht (zum Beispiel, daß wir die Schwäche und Wehrlosigkeit anderer nicht ausnutzen sollen) und weil es dafür keinerlei Notwendigkeit gibt.

Die Tierrechtsbewegung ist im Begriffe, eine politisch relevante Kraft zu werden. Und innerhalb dieser Bewegung gibt es immer stärkere Tendenzen, nicht nur auf Fleisch, sondern auf alle tierlichen Produkte zu verzichten. Dies mag auf den ersten Blick als übertrieben erscheinen, erweist sich aber bei näherer Betrachtung als einzig konsequente und sinnvolle Zielsetzung:

### **Kulturelle Entwicklung**

In der Menschheitsgeschichte gibt es eine Entwicklung hin zu Zivilisation, Kultur und Moral: Ächtung von Selbstjustiz, Folter und Vergewaltigung, die Bestrebung, den Krieg als Konfliktlösungsmittel abzuschaffen usw.

Ein wichtiger Motor dieser kulturellen Evolution ist der technische Fortschritt. So hat uns etwa erst die Vervielfachung der Zerstörungskraft unserer Waffen vollends verdeutlicht, daß Krieg etwas zu Überwindendes ist. „Im Grunde“ war Kriegführen wahrscheinlich schon immer irgendwie „falsch“ und „unreif“, aber erst die technische Vervollkommnung unserer Waffen hat uns dies so richtig bewußt gemacht.

Parallel zu dieser Zivilisierung und Kultivierung im Umgang mit Menschen vollzieht sich, zeitlich versetzt, auch eine Sensibilisierung im Hinblick auf unseren Umgang mit Tieren. Und auch hier spielt der technische Fortschritt eine wichtige Rolle: Das Essen von Tieren wurde zwar seit jeher als moralisch problematisch betrachtet, aber erst die optimierte und industrialisierte Tötung von Tieren verdeutlicht die Erkenntnis, daß hier etwas grundsätzlich völlig falsch läuft – zumal wir, ebenfalls dank technischer Entwicklungen, auf das Fleischessen ja in keiner Weise mehr angewiesen sind.

Zwischen der Zivilisierung und Kultivierung gegenüber Menschen und dieser Zielaufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

vilisierung und Kultivierung gegenüber Tieren gibt es einen wesentlichen Zusammenhang: Das eine ist ohne das andere nicht möglich. Wir können den Krieg zwischen Menschen nicht abschaffen, solange wir Krieg gegen Tiere führen. Ethik ist unteilbar.

Ziel der Zivilisierung und Kultivierung gegenüber Tieren kann nur eine vegane Gesellschaft sein, also eine menschliche Ernährung nicht nur ohne Fleisch, sondern ohne jegliche tierliche Produkte. Denn die Milch- und Eierproduktion ist aufs engste mit der Fleischproduktion verknüpft und würde auch ohne diese endloses Leiden und Sterben von Tieren verursachen.

Wie bei der Abschaffung des Krieges unter Menschen sind wir auch bei der Abschaffung des Krieges gegen Tiere aufgrund unseres mörderischen Erbes schwer belastet und heillos überfordert. Deshalb gilt es hier wie dort, auf allen Ebenen alle Möglichkeiten zu nutzen, um das wünschenswerte und notwendige Ziel möglichst rasch zu erreichen.

## **Moralische Ernährung**

### **1. Was jeder tun soll**

Was jeder tun soll, ist, aufzuhören, Fleisch (inklusive Fisch) zu essen. Angesichts des gigantischen Nahrungsmittelangebotes in den „zivilisierten westlichen“ Ländern ist es nicht zuviel verlangt, auf Fleisch grundsätzlich zu verzichten.

### **2. Was jeder noch tun soll**

Was jeder noch tun soll, ist,

- bei Lebensmitteln, die Milch und Eier enthalten können, zu jenen Produkten zu greifen, die keine Milch und Eier enthalten;

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

- Milch- und Eiprodukte möglichst durch entsprechende vegane, also nichttierliche Alternativprodukte zu ersetzen.

### **3. Was Tierrechtler tun sollen**

Diejenigen, die sich der Verwirklichung von Tierrechten verschrieben haben, müssen „alle Hebel in Bewegung setzen“, damit möglichst rasch möglichst viele nichttierliche Produkte auf den Markt kommen:

- Lebensmittel, bei denen die Milch- und Eibestandteile ohnehin „unwesentlich“ sind, sollen ohne diese hergestellt werden.
- Milch- und Eiprodukte, z. B. Käse, sollen durch entsprechende nichttierliche Produkte ersetzt werden.
- Fleisch soll durch „Fleischersatz“-Produkte (z. B. auf Weizen- oder Sojabasis) ersetzt werden, um dem Fleischesser den Ausstieg zu erleichtern.

Tierliche Nahrungsmittel müssen unbedingt auch von der Produktionsseite her bekämpft werden. Mit Appellen zum Konsumverzicht alleine ist ihre Verbannung aus unserem Leben nicht zu schaffen. Den tierlichen Produkten muß von beiden Seiten der Garaus gemacht werden: von der Konsum- *und* von der Produktionsseite!

Wie wichtig die „technische“ Seite gesellschaftlicher Umbrüche ist, zeigt ein Blick auf die Frauenrechtsbewegung: Auch hier erfolgte der Durchbruch keineswegs nur auf weltanschaulicher, sondern vor allem auch auf chemischer Ebene: durch die Entwicklung der Anti-Baby-Pille!

## **Wirksame Umsetzung**

Im folgenden sollen einige Überlegungen

darüber angestellt werden, wie die skizzierte moralische Ernährung möglichst rasch und zuverlässig realisiert werden kann:

### 1. Vegetarismus

Der moralisch motivierte Vegetarismus ist gleichsam die „Eintrittskarte“ ins Tierrechtsdenken. Hier gehen Logik und Ethik besonders plausibel Hand in Hand:

- Der Kausalzusammenhang zwischen Fleischessen und Tiertötung leuchtet unmittelbar ein („Wenn ich Fleisch esse, muß ein Tier für mich sterben“).
- Der moralisch motivierte Vegetarismus („Ich esse kein Fleisch, damit kein Tier für mich sterben muß“) ist ein „logischer“ Schritt und der Startpunkt für das Denken, Fühlen und Handeln im Sinne von Tierrechten.

Die Tierrechtsphilosophie und -ethik stellt eine solide und überzeugende Grundlage für die Abkehr von der herkömmlichen steinzeitlichen Ernährung dar. Ökologische und gesundheitliche Aspekte liefern weitere wichtige Gründe für einen Verzicht auf tierliche Produkte.

### 2. Veganismus

Bei der Werbung für den Veganismus können fürchterliche Fehler passieren. Das haben jene irrationalen Fanatiker eindrucksvoll bewiesen, denen es durch äußerstes Ungeschick „gelang“, der ethisch und ökologisch fraglos besten menschlichen Ernährungsform, dem Veganismus, ein verheerendes öffentliches Image zu verpassen. Deshalb empfiehlt es sich dringend, sich über die momentanen Möglichkeiten der Förderung des Veganismus ein realistisches Bild zu machen, um nicht Maßnahmen zu setzen, die den Gesamt-

prozeß in Richtung vegane Gesellschaft letztlich verlangsamen und behindern. Hierzu bietet sich der Blick auf ein anderes, quasi „bewährtes“ Tierrechts-Thema an: Tierversuche.

Wie bei der Förderung von Vegetarismus und Veganismus geht es auch bei der Bekämpfung von Tierversuchen darum, durch eine Verhaltensänderung der Menschen eine Verbesserung für die Tiere zu erreichen: daß sie nicht länger ausgebeutet, gequält und getötet werden – als Fleisch-, Milch- und Eiermaschinen oder als Versuchsobjekte.

Bei der Anti-Tierversuchs-Bewegung begegnen wir im Hinblick auf die von den Menschen geforderten Verhaltensänderungen einer differenzierten Situation. In bezug auf Kosmetika, Shampoos und Seifen, die im Tierversuch getestet wurden, wird ein Boykott verlangt. Ein Boykott von Medikamenten, Ärzten und Krankenhäusern wird hingegen nicht gefordert, obwohl der gesamte medizinische Bereich auch auf Tierversuchen beruht und seine Nutzung daher Tierversuche fördert.

Dennoch wird von Tierversuchsgegnern nicht verlangt, nicht mehr zum Arzt zu gehen oder keine Medikamente mehr zu nehmen, sondern lediglich, daß sie sich dafür einsetzen, daß diese Leistungen und Produkte künftig *anders*, nämlich ohne Tierversuche, erbracht bzw. produziert werden.

Mit anderen Worten: Man fordert lediglich einen Boykott dessen, worauf sich vergleichsweise leicht verzichten läßt, und wechselt bei Leistungen und Produkten, deren Boykott schwerer zumutbar ist, von Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

der Boykott- zur Protest-Strategie: Es soll politisch alles daran gesetzt werden, um zu erreichen, daß diese Leistungen und Produkte künftig *anders*, nämlich ohne Tierleid, erbracht bzw. hergestellt werden.

Dies muß auch bei der Förderung des Veganismus berücksichtigt werden:

- Es ist unrealistisch, von den Menschen zuviel zu verlangen.
- Es ist wichtig, die „Produktions-Seite“ zu verändern:

So, wie es bei der Bekämpfung von Tierversuchen notwendig ist, die tier(versuchs-)freie Herstellung von Medikamenten zu fördern, so ist es bei der Förderung des Veganismus notwendig, die tierfreie Herstellung von Nahrungsmitteln zu fördern.

### 3. Produktveränderung

So wichtig bei der Vegetarisierung die Ethik ist – quasi die moralische Initialzündung für eine gesellschaftliche Veränderung –, so wichtig ist bei der Veganisierung die Produktveränderung: die Herstellung von Lebensmitteln auf nichttierlicher Basis.

Denn erst wenn vegane Produkte überall vielfältig und kostengünstig angeboten werden, werden sie auch in großem Maßstab konsumiert werden. Nichttierliche Lebensmittel müssen so praktisch, profitabel und selbstverständlich werden, daß nur mehr verrückte Außenseiter auf die Idee kommen, sich wie in der Steinzeit von Leichen, Milch und Eiern zu ernähren.

Was wir daher brauchen, ist eine lebensmitteltechnologische Revolution hin zur Verwendung nichttierlicher Rohstoffe.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Wobei das Wort „Revolution“ vielleicht der falsche Ausdruck ist. Denn je „schleichender“ und unauffälliger sich diese Entwicklung vollzieht, desto besser. Wenn die Regale erst mal voll mit veganen Produkten sind, dann werden sie die Menschen auch kaufen! Wenn der McDonald´s um die Ecke auf einmal McVegan´s heißt, werden die Leute eben da rein gehen!

Außerdem und bis es soweit ist: Erst die wenigstens ansatzweise Realisierung der „Produktionsschiene“ ermöglicht die Ausschöpfung des vielleicht gar nicht so kleinen Potentials derer, die gegenüber Tierrechten und tierfreien Produkten durchaus aufgeschlossen sind. Aber diesen Menschen muß man konkrete Vorschläge machen können, man muß sagen können: Nimm doch mal die vegane Version von dem!

Die Chancen für eine Wende zum Veganismus stehen im übrigen viel besser als vermutet. Denn das gegenwärtige *Gesamtsystem* der Lebensmittelproduktion auf tierlicher Basis, also die Herstellung von Fleisch und die Herstellung vegetarischer Produkte (Milch, Eier usw.) ist aufgrund vieler und gravierender Nachteile und Schwächen in Wirklichkeit sowieso schon schwer angeschlagen:

- Ökologisch: Die Fleischproduktion bedeutet eine immense Ressourcenvergeudung (bereits bei vegetarischer Ernährung könnten zehnmal so viele Menschen ernährt werden, bei veganer Ernährung noch mehr) und eine verheerende Umweltzerstörung (etwa **G r u n d w a s s e r v e r s e u c h u n g**, Regenwaldszerstörung und Treibhauseffekt).
- Ökonomisch: Dieser institutionalisierte Wahnsinn wird bekanntermaßen nur

mehr durch ein aberwitziges Subventionssystem künstlich am Leben erhalten.

- **Medizinisch:** Es besteht kein Zweifel daran, daß eine vegetarische / vegane Ernährung enorme gesundheitliche Vorteile mit sich brächte.

Die negativen Konsequenzen des gegenwärtigen Systems der Lebensmittelherstellung auf tierlicher Basis sind also bereits jetzt enorm und werden sich auf Dauer immer schwerer verleugnen lassen. Selbst in der EU-Agrar-Bürokratie ist bereits ein Umdenken im Gange, Stichwort: produktionsunabhängige Subventionen.

Kommen zu den erwähnten Nachteilen und Schwächen dieses Systems weitere destabilisierende Faktoren hinzu, kann dies dessen Ende einläuten. Denn die kranke Restrentabilität dieses Systems (wäre es eine „gesunde“, echte Rentabilität, bedürfte es ja nicht des aberwitzigen Subventionssystems) beruht auf der optimierten Mehrfachnutzung der Tiere unter Ausschöpfung aller möglichen Kostenminimierungen und Gewinnmaximierungen: Die Tiere werden lebenslang soweit biologisch, technisch und organisatorisch nur irgend möglich ausgebeutet (z. B. bei der Milch- und Eierproduktion), dann vielleicht noch um irgendwelcher perverser Prämien willen ohne Essen und Trinken ein paar tausend Kilometer zum Schlachthof transportiert, um dann von billigen Hilfskräften bei unzulänglicher oder fehlender Betäubung im Akkord geschlachtet zu werden, damit (auch noch) Fleisch, Haut und Pelz verwertet werden können.

Alle Abstriche von dieser maximalen Ver-

wertung der Tiere bedeuten Gewinneinbußen für das Gesamtsystem. Kommt es nun zu einer (weiteren) gravierenden Schwächung der zentralen Tierverwertungs-Komponente, also der Fleischnutzung (am Ende fast jeder Tierausbeutung steht die Fleischverwertung), kann dies den Zusammenbruch des Gesamtsystems bewirken:

Wenn die Gewinne aus der zentralen Tierverwertungs-Komponente Fleisch geringer werden, werden sich die tierlichen Produkte insgesamt verteuern und damit als Rohstoff für die Lebensmittelindustrie immer unattraktiver werden. Also werden sich die Hersteller nach anderen, preisgünstigeren Rohstoffen umsehen. Dadurch verteuern sich die tierlichen Nahrungsmittel neuerlich, was zum weiteren Konsumrückgang führt. Am Ende dieses Prozesses wird die Neuausrichtung des Marktes hin zu nichttierlichen Rohstoffen und Produkten stehen.

Damit erhält die massive Propagierung des Vegetarismus eine zusätzliche Bedeutung: Der Fleisch-Boycott hat das Potential, das Gesamtsystem der tierlichen Lebensmittelproduktion zusammenbrechen zu lassen!

Wichtig ist auch die Botschaft: Wer als erster die Zeichen der Zeit, also das Scheitern der jetzigen Lebensmittelproduktion auf tierlicher Basis erkennt, kann sich durch frühzeitiges „Umschwenken“ am künftigen Markt große Wettbewerbsvorteile verschaffen!

### **Krieg oder Frieden**

Solange wir Krieg gegen Tiere führen – und das Essen von Tieren und tierlichen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Produkten *ist* Krieg gegen Tiere! –, kann es keinen Frieden unter Menschen geben. Leo Tolstoi formulierte es so: „Solange es Schlachthäuser gibt, so lange wird es Schlachtfelder geben.“ Und von Albert Einstein stammt die Einsicht: „Nichts wird ... die Chancen für ein Überleben auf der Erde so steigern wie der Schritt zu einer vegetarischen Ernährung.“

Und dieser Zusammenhang zwischen unserem Umgang mit Tieren und unserem Umgang mit Menschen ist bei Lichte besehen ja auch alles andere als überraschend, sondern vielmehr vollkommen selbstverständlich. Zwei Beispiele mögen dies verdeutlichen:

Ein Bauer hat eine Kuh, einen Esel und ein paar Hühner, mit denen er über Monate und Jahre „unter einem Dach“ lebt und „zusammenarbeitet“, indem er die Milch der Kuh und die Eier der Hühner verwendet sowie den Esel vor seinen Karren spannt. Sobald seine „Kameraden“ dem Bauern aber nicht mehr nützlich sind, erschießt er sie oder hackt ihnen den Kopf ab.

Oder der übliche Umgang mit Gänsen, den ein Redakteur der „Salzburger Nachrichten“ offenkundig auch noch ziemlich lustig findet: „Die Gänse folgen Tag für Tag dem Hüter voll Vertrauen ins Nachtquartier. Sie werden demnächst ebenso vertrauensselig wie ahnungslos hinter ihm zur Schlachtbank marschieren.“

Kann wirklich irgendjemand, der sich auch nur ansatzweise um ein unbefangenes Urteil bemüht, ernsthaft glauben, daß ein solches treu- und herzloses Verhalten gegenüber Tieren ohne Einfluß auf den Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Umgang mit Menschen bleibt? „Ethik gegenüber dem Menschen und Rohheit gegenüber den Tieren sind zwei Verhaltensweisen, die sich nicht vereinbaren lassen“, schreibt Robert Jungk, „denn Grausamkeit gegen Tiere geht nahtlos in Grausamkeit gegen Menschen über.“

Dieser Zusammenhang zwischen Grausamkeit gegenüber Tieren und Grausamkeit gegenüber Menschen ist, siehe oben, nicht neu. Neu ist hingegen, daß er seit einiger Zeit auch wissenschaftlich erforscht wird. Ich zitiere im folgenden aus der Dissertation „Zum psychologischen Zusammenhang zwischen der Gewalt gegenüber Tieren und der Gewalt gegenüber Menschen“ von Astrid Kaplan (Universität Klagenfurt, 2003).

Kaplan zeigt, daß Gewalt gegenüber Tieren und Gewalt gegenüber Menschen oft gemeinsam auftreten und sich wechselseitig aufschaukeln. (S. 87) So haben etwa „alle Kinder, die in den letzten Jahren an den verheerenden Schulmassakern beteiligt waren, ... vorher an Tieren ‘geübt’.“ (S. 121) Eine US-Studie aus dem Jahre 1997 zeigt, daß Jugendliche, die wegen Tiermißbrauch verurteilt wurden, fünfmal (!) wahrscheinlicher Gewalt gegenüber Menschen ausüben. (S. 152)

In einer Arbeit für die US-amerikanische Bundespolizei heißt es: „Mörder ... fangen oft damit an, als Kinder Tiere umzubringen und zu quälen.“ Fast alle Serienmörder haben Tiere gequält, bevor sie Menschen umbrachten. (S. 154)

Beeindruckend und beängstigend sind auch die sozioökonomischen, „vernichtungstechnischen“ und forschungshistori-

schen Zusammenhänge. „Die Ausbeutung von Tieren war und ist das Modell und diente und dient als Inspiration für die Gräueltaten, die Menschen einander antun“, schreibt Kaplan, um dann darzustellen,

- a) wie die Versklavung von Tieren („Domestikation“) zur Versklavung von Menschen führte,
- b) wie die Fließbandschlachtung von Tieren zur Fließbandschlachtung von Menschen (Holocaust) führte, und
- c) wie die Tierzucht zu Zwangssterilisation, Euthanasie und Genozid führte: (S. 162)

Ad a) Es ist wohl kein Zufall, daß die Sklaverei erstmals gerade in jener Region auftrat, in der auch die Landwirtschaft erstmals auftrat: im Nahen Osten. Tatsächlich war die Sklaverei wenig mehr als die Erweiterung der Domestikation auf Menschen. Die vertikale, hierarchische Beziehung zu Tieren bildete die Grundlage für die vertikale, hierarchische Beziehung zu bestimmten Menschen. Der Mißbrauch von Tieren war das Vorbild für den Mißbrauch von Menschen.

In einem der mächtigsten Stadtstaaten Mesopotamiens, in Sumer, wurden Tiere und Sklaven gleich behandelt: die Männer wurden wie die männlichen Tiere kastriert und zum Arbeiten verwendet, die Frauen wurden wie die weiblichen Tiere in Arbeits- und Züchtungslager gesteckt. Das sumerische Wort für einen kastrierten versklavten Buben („amar-kud“) ist das gleiche wie für junge kastrierte Esel, Pferde und Ochsen.

In Sklavengesellschaften wurden zur Kontrolle von Sklaven und Tieren die gleichen

Methoden verwendet: Kastration, Brandmarken, Auspeitschen, Kettung und Kupieren der Ohren. In ganz Amerika wurde bis ins späte 18. Jahrhundert das Brandmarken zum Markieren und Identifizieren von Sklaven benutzt. (S. 163 ff.)

Ad b) „Der Weg nach Auschwitz beginnt ... im Schlachthaus“, schreibt Kaplan. Dem hätte vielleicht sogar Franz Stangl, der Kommandant von Treblinka, zustimmen können. Jedenfalls berichtet er in einem Gespräch mit Gitta Sereny:

„Jahre später, auf einer Reise in Brasilien ... hielt mein Zug in der Nähe eines Schlachthofs an. Die Viecher trotteten an den Zaun heran und starrten auf den Zug. Sie waren ganz nahe vor meinem Abteufenster, dicht gedrängt, und sie starrten mich durch den Zaun an. Da dachte ich: Schau dir das an; das erinnert dich an Polen; genauso vertrauensvoll haben die Leute dort geschaut – gerade bevor sie in die Konservenbüchsen gingen ( ... ) Diese großen, runden Augen ... die mich treuherzig anstarrten ... ohne zu ahnen, daß sie nur Augenblicke später alle tot sein würden.“

In den USA spielten Schlachthäuser eine große Rolle bei der industriellen Entwicklung. Das neue „industrielle Denken“ ging ganz wesentlich von den Union-Schlachthöfen in Chicago aus. So inspirierte etwa die Effizienz, mit der dort Tiere buchstäblich am laufenden Band getötet, zerstückelt, gesäubert und verpackt wurden, Henry Ford zur Fließbandproduktion von Autos. (S. 183 f.)

Und von dieser Schlachthaus-Technologie war es auch nur mehr ein kleiner Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Schritt nach Auschwitz – das nach Adorno bekanntlich da beginnt, „wo einer im Schlachthaus steht und denkt, es sind ja nur Tiere.“ Nobelpreisträger J. M. Coetzee läßt seine Protagonistin Elisabeth Costello sagen: „Chicago zeigte uns den Weg; es waren die Viehhöfe von Chicago, die die Nazis lehrten, wie man Körper verarbeitet.“

Ad c) Ziel der Tier- wie der Menschenzucht ist es, wünschenswerte Wesen zu züchten und die anderen zu kastrieren und zu töten. Dieses Prinzip führte zur Zwangssterilisation von Menschen in den USA sowie zu Zwangssterilisationen, Euthanasie und Genozid in Deutschland.

Charles Davenport, der Anführer der Eugenikbewegung in den USA, definierte Eugenik als „die Wissenschaft von der Aufwertung der menschlichen Rasse durch verbesserte Fortpflanzung“ und freute sich auf die Zeit, wo eine Frau keinen Mann mehr akzeptieren würde, ohne seine biologisch-genealogischen Daten zu kennen – so wie kein Viehzüchter ein Vartier akzeptieren würde, dessen Herkunft er nicht kennt. Davenport sympathisierte mit der Idee, die menschliche Paarung biologisch auf das Niveau in der Pferdezucht zu heben. Harry H. Laughlin, Davenports rechte Hand, war vorher Hühnerzüchter, als Washingtoner Kongreßbeauftragter zuständig für die „biologische Seite“ der Immigration – und überzeugter Befürworter von Zwangssterilisationen.

Wie Davenport und Laughlin kam auch Heinrich Himmler von der Tierzucht. Auch Rudolf Höss, der Kommandant von Auschwitz, hatte einen landwirtschaftlichen Hintergrund. Nicht zuletzt deshalb Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

war er von Himmlers kühnen Plänen so begeistert: Auschwitz sollte eine landwirtschaftliche Forschungsstation mit bisher ungekannten Möglichkeiten werden. Tatsächlich wurde Auschwitz zum „Vollservice“-Eugenikzentrum für die Verbesserung der deutschen Tier- und Menschenpopulation.

Und so sah das NS-Eugenik-Konzept für Menschen aus: 1) Zwangssterilisation, um die Geburt „unbrauchbarer“ Kinder zu drosseln. 2) Euthanasieprogramm für jene Kinder, deren Geburt durch das Sterilisationsprogramm nicht verhindert werden konnte. 3) Euthanasieprogramm für „unbrauchbare“ Erwachsene.

Dieses umfangreiche Tötungsprogramm erforderte eine effiziente Tötungsmethode. Die meisten Ärzte und Techniker favorisierten das Vergasen. Getestet wurde es an Tieren. (S. 185-195)

In Robert Jay Liftons Buch „Ärzte im Dritten Reich“ erläutert der SS-Arzt Dr.B. den Prozeß der Anpassung an den Massenmord:

„Wenn Sie zum ersten Mal eine Selektion sehen .... ( ... ) Sie sehen, wenn Kinder und Frauen selektiert werden. Dann ist man so geschockt, daß man also ... das kann man nicht beschreiben. Und nach wenigen Wochen kann man es gewöhnen. Und das kann man ... niemand erklären. ( ... ) Das kann man nur erleben .... ( ... ) Aber ich glaube, ich kann Ihnen einen Eindruck verschaffen. Wenn Sie ... einmal in ein Schlachthaus gehen, wo Tiere geschlachtet werden. Es gehört auch der Geruch dazu ... nicht nur die Tatsache, daß die umfallen und so weiter. Sie werden

wahrscheinlich kein ... das Steak schmeckt nicht mehr. Und wenn Sie es zwei Wochen lang jeden Tag machen, dann schmeckt Ihnen Ihr Steak so gut wie früher auch.“ (S. 180 f.)

Der jiddische Literaturnobelpreisträger Isaac Bashevis Singer, der im Holocaust viele Familienmitglieder, darunter seine Mutter und seinen jüngeren Bruder, verlor, schreibt im Vorwort zu einem Buch über den Vegetarismus (S. 232):

„Solange Menschen das Blut von Tieren vergießen, wird es keinen Frieden geben. Es ist nur ein kleiner Schritt vom Töten von Tieren zu den Gaskammern Hitlers und zu den Konzentrationslagern Stalins. ( ... ) Solange Menschen mit Messer oder Pistole dastehen, um jene umzubringen, die schwächer sind als sie, wird es keine Gerechtigkeit geben.“

*Helmut F. Kaplan ist Philosoph und Autor und beschäftigt sich vor allem mit ethischen Fragen im Hinblick auf unseren Umgang mit Tieren. Er ist freier Mitarbeiter bei PETA-Deutschland e. V. Als nächstes Buch wird von Kaplan erscheinen: „Freude, schöner Götterfunken – Glück zwischen Schmerz und Tod.“ Der Publikationstermin wird auf der Internetseite [www.tierrechte-kaplan.org](http://www.tierrechte-kaplan.org) bekanntgegeben werden. Hier finden sich auch umfangreiche weitere Informationen zur Arbeit und Person des Autors.*

Norbert Hoerster (Mainz)  
**Zur Unlösbarkeit des Theodizee-Problems\***

---

Das Wort „Theodizee“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet „Rechtfertigung Gottes“. Gemeint ist mit dem sogenannten „Theodizee-Problem“ in der philosophischen und theologischen Diskussion somit das Problem der Rechtfertigung Gottes, genauer gesagt: das Problem der Lehre von der Güte Gottes angesichts der Übel in einer von Gott abhängigen Welt. Schon aus dieser knappen Begriffserläuterung geht hervor, daß das Theodizee-Problem nicht unter allen Umständen und für jedermann, sondern nur auf dem Hintergrund eines ganz bestimmten Weltbildes tatsächlich ein Problem darstellt. Dieses Weltbild ist durch die folgenden Überzeugungen – Überzeugungen, die insbesondere für das Christentum charakteristisch sind – gekennzeichnet: 1. Es gibt einen Gott, d. h. ein intelligentes, personales Wesen, das die Welt erschaffen hat und erhält. 2. Dieser Gott ist allmächtig und allwissend, d. h. er besitzt ein Maximum an Macht und Wissen. 3. Dieser Gott ist allgütig, d. h. er besitzt ein Maximum an Güte. 4. Es gibt in der Welt, so wie wir sie aus der Erfahrung kennen, Übel.

Damit diese vier Überzeugungen oder Thesen, zusammengenommen, tatsächlich zu einem Problem führen, muß, wenn man genau sein will, sogar noch eine fünfte These hinzukommen, nämlich die These, daß „gut“ und „schlecht“ oder „gut“ und „übel“ in der Weise einander entgegengesetzt sind, daß etwas, das selbst gut ist (hier also Gott!), etwas anderes, das schlecht oder übel ist, nach Möglichkeit beseitigen oder eliminieren wird. Diese These erscheint jedoch in ihrer logischen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Stringenz als so selbstverständlich, daß ich im folgenden nicht mehr auf sie zurückkomme. Soweit ich sehe, wird sie in der Auseinandersetzung um das Theodizee-Problem von niemandem geleugnet.

Worin besteht nun, näher erläutert, das Theodizee-Problem? Es besteht darin, daß es überaus fraglich erscheint, ob die vier Thesen oder Überzeugungen logisch miteinander vereinbar sind, ob also nicht derjenige, der sie alle akzeptiert, sich damit einem Widerspruch aussetzt. Ich bezeichne im folgenden der Einfachheit halber denjenigen, der einen solchen Widerspruch leugnet, der also von der Vereinbarkeit der vier Thesen überzeugt ist, als „Gläubigen“ und denjenigen, der einen solchen Widerspruch behauptet, als „Skeptiker“. Die Position des Skeptikers kommt in folgenden Sätzen, die Epikur zugeschrieben werden, treffend zum Ausdruck: „Ist Gott willens, aber nicht fähig, Übel zu verhindern? Dann ist er nicht allmächtig. Ist er fähig, aber nicht willens, Übel zu verhindern? Dann ist er nicht allgütig. Ist er jedoch sowohl fähig als auch willens, Übel zu verhindern? Dann dürfte es in der Welt kein Übel geben!“

Der Skeptiker behauptet also, daß der Gläubige, will er sich nicht einem Widerspruch aussetzen, jedenfalls *eine* der vier Thesen preisgeben muß. Und zwar kommt für eine Preisgabe offenbar nur eine der Thesen 1-3, kaum aber These 4 in Betracht. Denn daß die Welt tatsächlich so etwas wie Übel enthält, wird niemand, ob Skeptiker oder Gläubiger, realistisch-weise leugnen wollen. Das schließt zwar

nicht aus, daß Skeptiker und Gläubige etwa in einzelnen Fällen unterschiedlicher Meinung sein können, ob etwas als Übel zu betrachten ist. Trotzdem gibt es in der Welt, so wie sie ist, genügend Phänomene, die von jedem bekannten Wertungsstandpunkt aus als etwas Negatives, also als Übel klassifiziert werden müssen.

### **Natürliches und moralisches Übel**

Es hat sich im Laufe der Behandlung, die das Theodizee-Problem in der Geschichte der abendländischen Philosophie und Theologie erfahren hat, als zweckmäßig erwiesen, die Gesamtheit des Übels, das in der Welt vorhanden ist, in zwei große Klassen einzuteilen: die Klasse des „natürlichen“ Übels und die Klasse des „moralischen“ Übels. Diese Unterscheidung hat sich deshalb als zweckmäßig erwiesen, weil die beiden Arten von Übel im Rahmen des Theodizee-Problems, wie wir noch sehen werden, zu unterschiedlichen Fragestellungen führen. Der Unterschied zwischen den beiden Arten besteht in folgendem: Das *moralische* Übel ist definiert als Übel, das in unmoralisch-schuldhaftem Handeln menschlicher (oder menschenähnlicher) Wesen oder in den Folgen eines solchen Handelns besteht. Das *moralische* Übel umfaßt also Phänomene wie Haß, Grausamkeit, Neid, Habgier sowie deren unheilvolle Auswirkungen. Das *natürliche* Übel ist demgegenüber definiert als Übel, das in keinem Zusammenhang mit unmoralischem menschlichen Handeln besteht. Es umfaßt solche Phänomene wie unabwendbare Krankheiten, Seuchen, Naturkatastrophen.

Ich möchte den Unterschied zwischen moralischem und natürlichem Übel noch verdeutlichen anhand eines Beispiels aus der Belletristik und mit diesem Beispiel

gleichzeitig in die Erörterung der Problematik selbst überleiten. Das Beispiel stammt aus dem 1933 erschienenen Roman „Miss Lonelyhearts“ des Amerikaners Nathaniel West. Im Mittelpunkt des Romans steht ein junger Journalist, der als Briefkastenonkel – unter dem Pseudonym „Miss Lonelyhearts“ – Leserbriefe für eine New Yorker Tageszeitung zu beantworten hat und der an der Fülle von Leid zerbricht, das in diesen, oft hilflos formulierten, Briefen zum Ausdruck kommt. Einer dieser Briefe lautet: „Liebe Miss Lonelyhearts, ich bin jetzt sechzehn Jahre alt und weiß nicht, was ich machen soll. Ich wäre froh, wenn Sie mir sagen könnten, was ich machen soll. Als ich noch klein war, da ging es noch, weil ich mich daran gewöhnte, daß die Nachbarskinder sich über mich lustig machten, aber jetzt möchte ich Freunde haben wie die anderen Mädchen auch und am Samstagabend ausgehen. Doch niemand will mit mir ausgehen, da ich von Geburt an keine Nase habe – dabei tanze ich gut, bin gut gewachsen, und mein Vater kauft mir hübsche Kleider. Ich sitze den ganzen Tag da, schaue mich an und weine. Mitten im Gesicht habe ich ein großes Loch, das die Leute abschreckt, sogar mich selber; man kann es den Jungen nicht verdenken, wenn sie nicht mit mir ausgehen wollen. Meine Mutter hat mich gern, aber sie weint furchtbar, wenn sie mich anschaut. Womit habe ich nur dieses furchtbare Schicksal verdient? Selbst wenn ich manchmal schlecht war, dann jedenfalls nicht, bevor ich ein Jahr alt war; und ich bin so *geboren*. Ich habe meinen Vater gefragt, und er sagt, er weiß es auch nicht. Er meint, vielleicht habe ich in der anderen Welt etwas getan, ehe ich geboren wurde, oder vielleicht werde ich für *seine* Sünden bestraft. Das glaube ich

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

aber nicht, er ist nämlich sehr nett. Soll ich Selbstmord begehen? Mit besten Grüßen, N. N.“

Der hier geschilderte Fall einer angeborenen Mißbildung ist offenbar ein typisches Beispiel eines natürlichen Übels. Interessant ist jedoch – und das zeigt dieses Beispiel gut –, daß nicht wenige Menschen offenbar instinktiv dazu neigen, ein natürliches Übel nicht als nackte Tatsache hinzunehmen, sondern nach irgendeinem menschlichen Verschulden für dieses Übel zu forschen, es also als ein nur scheinbar natürliches, in Wirklichkeit jedoch moralisches Übel zu erweisen. Doch ein solches Forschen – auch das zeigt das Beispiel – ist offenbar häufig fruchtlos: Es gibt in einem Fall wie dem vorliegenden keinerlei Anhaltspunkte für irgendein menschliches Verschulden im Zusammenhang mit dem Übel.

Zwar läßt sich die logische Möglichkeit nie ausschließen, daß ein solcher Zusammenhang in irgendeiner Weise besteht. Doch die Behauptung, daß dieser Zusammenhang tatsächlich besteht, hat in vielen konkreten Fällen (so auch im vorliegenden Fall) nicht mehr als den Charakter einer *Ad hoc-Annahme*. Unter einer *Ad hoc-Annahme* verstehe ich eine Annahme, die allein zu dem Zweck gemacht wird, daß die durch sie gestützte These gerettet werden soll, eine Annahme also, die unabhängig von dieser Funktion als völlig willkürlich erscheinen muß. In unserem Beispiel: Für die Annahme, daß das junge Mädchen in einer vorgeburtlichen Form der Existenz ihre Mißbildung verschuldet hat, gibt es – unabhängig davon, daß diese Annahme vielleicht die gewünschte Erklärung für die Mißbildung liefern könnte – keinen guten Grund.

## Die Unbrauchbarkeit von Ad hoc-Erklärungen

Die Neigung, im Zusammenhang mit dem Theodizee-Problem mit Ad hoc-Erklärungen für das jeweilige Übel zu operieren, ist keine Spezialität philosophischer und theologischer Laien (wie des Vaters unseres jungen Mädchens): So gibt es in der christlichen Tradition beispielsweise eine Lehre, die das natürliche Übel in der Welt im wesentlichen auf das destruktive Wirken des Teufels zurückführt. Was ist von dieser Erklärung des natürlichen Übels zu halten? Zunächst einmal: Diese Erklärung – auch wenn sie zutrifft – löst natürlich das Theodizee-Problem noch nicht. Denn jetzt stellt sich sofort die weitere Frage: Wie kann ein allmächtiger und allwissender ebenso wie allgütiger Gott es zulassen, daß es 1. überhaupt einen Teufel gibt und daß 2. dieser Teufel sich derart unheilvoll in der Welt aufführen darf?

Diesen Punkt übersehen natürlich auch die Vertreter dieser Lehre nicht. Sie nehmen jedoch mit Recht an, daß ihre These, sofern zutreffend, doch einen möglicherweise bedeutsamen Fortschritt in Richtung einer Lösung des Theodizee-Problems bedeuten würde: Der Teufel und seine Genossen, mit denen er die Welt durchstreift – also lauter (theologisch gesprochen) „gefallene Engel“ – sind *personale Wesen*. Wenn nun das gesamte natürliche Übel auf das boshafte Wirken dieser personalen Wesen zurückginge, dann würde damit das Problem des natürlichen Übels letztlich zum Verschwinden kommen und nur das Problem des moralischen Übels übrigbleiben. Denn das moralische Übel ist ja, wie wir sahen, dadurch definiert, daß es im schuldhaften Handeln menschlicher oder menschenähnlicher, also personaler Wesen begründet liegt. Wenn das morali-

sche Übel dann in einem weiteren Schritt als vereinbar mit den Thesen 1-3 erwiesen werden könnte, so wäre damit das gesamte Theodizee-Problem gelöst. Insofern ist also die These, die das natürliche Übel in der Welt auf das Wirken gefallener Engel zurückführt, für die Lösung des Theodizee-Problems durchaus von Bedeutung.

Aber was ist von der Richtigkeit dieser These zu halten? Ich meine, diese These läuft (ganz ähnlich wie die Erklärungshypothese des Vaters des jungen Mädchens in unserem Beispiel) auf eine bloße Ad hoc-Annahme hinaus: Unsere Informationen über Lebensweise und Aktivitäten von gefallenengeln – ja man wird sagen dürfen: von Engeln überhaupt, ob gefallen oder nicht – sind so beschränkt, daß die These einfach nicht hinreichend begründet ist. Die Tatsache, daß sie geeignet ist, das Theodizee-Problem einer Lösung näherzubringen, ist allein nicht ausreichend dafür, sie für wahr zu halten. Vielleicht wird der eine oder andere, der als Christ die Ausgangsthese 1-3 akzeptiert, das soeben von mir erörterte Lösungsangebot für das Problem des natürlichen Übels von vornherein nicht sehr attraktiv finden. Der Teufel wird in der heutigen christlichen Theologie ja oft stark an den Rand gedrängt, ja bisweilen sogar in seiner personalen Existenz geleugnet. Doch auch wer im Einklang mit einer solchen Sichtweise dem Teufel nicht mehr allzuviel zutraut, kann aus der von mir geübten Kritik eine grundsätzliche, für *jeden* Lösungsversuch des Theodizee-Problems wichtige Lehre ziehen.

Diese Lehre besteht in folgendem: Das Theodizee-Problem ist, wie ich eingangs sagte, ein Problem logischer Vereinbarkeit. Nun kann man aber den Thesen 1-4 nicht

ohne weiteres ansehen, ob sie logisch miteinander vereinbar sind oder nicht – wenn gleich der erste Anschein eher für die negative Position des Skeptikers sprechen dürfte. Wenn die logische Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit aus den Thesen 1-4 selbst ohne weiteres definitiv ersichtlich wäre, hätte das Theodizee-Problem nicht seit Jahrhunderten die Philosophen und Theologen immer wieder bewegt. Um zu einer Lösung oder auch nur zu einem ernsthaften Lösungsversuch des Problems zu gelangen, muß man offensichtlich (über die Sätze 1-4 hinaus) weitere Sätze in die Erörterung einführen, und zwar solche weiteren Sätze, die im Hinblick auf die zur Diskussion stehende Vereinbarkeit der Sätze 1-4 so etwas wie eine *Brückenfunktion* haben können, d. h. Sätze, mit deren Hilfe sich möglicherweise doch eine Vereinbarkeit der Sätze 1-4, entgegen dem ersten Anschein, erweisen läßt. Nun ist es aber kein allzu großes Problem, sich irgendwelche Sätze auszudenken, welche die gesuchte Brückenfunktion erfüllen können. Ein Beispiel ist etwa die oben erörterte These, durch die zumindest das Problem des natürlichen Übels zum Verschwinden kommt. Und ein weiteres Beispiel wäre die insbesondere von Leibniz vertretene These, daß die Welt trotz aller partiellen Übel, die sie ohne Zweifel enthält, insgesamt gesehen eine gute, ja die bestmögliche Welt ist, weil sämtliche in ihr vorfindlichen Übel zum Zwecke des Kontrastes geradezu notwendig sind, um das Gesamte der Welt als optimal erscheinen zu lassen – ähnlich wie ein riesiges Gemälde (man denke etwa an Picassos berühmtes Kriegsgemälde „Guernica“) trotz seiner ästhetischen Gesamtqualität Details enthalten mag, die isoliert betrachtet als abstoßend und häßlich gelten müssen.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

sen (ich werde auf diese These zum Zweck ihrer kritischen Erörterung noch zurückkommen).

Es steht außer Frage, so lautet mein grundsätzlicher Punkt, daß derartige Annahmen wie die genannten Thesen zwar prinzipiell geeignet sind, die Sätze 1-4 als miteinander vereinbar zu erweisen und damit das Theodizee-Problem im Sinne des Gläubigen zu lösen. Tatsächlich können derartige Annahmen das Theodizee-Problem jedoch nur lösen, wenn sie nicht nur, logisch betrachtet, zur Lösung geeignet sind, sondern wenn sie darüber hinaus auch wahr bzw. hinreichend begründet sind. So kann die erste der beiden Thesen, wie ich ausführte, das Problem des natürlichen Übels nur dann lösen, wenn tatsächlich das natürliche Übel in der Welt auf das Wirken von Teufeln zurückgeht. Das heißt mit anderen Worten: Die jeweiligen, zur Überbrückung der Sätze 1-4 gemachten Annahmen müssen mehr sein als bloß Ad hoc-Annahmen in dem von mir erläuterten Sinne; sie müssen um ihrer selbst willen – also unabhängig von ihrer Funktion im Rahmen einer Lösung des Theodizee-Problems – Akzeptanz verdienen!

### **Das Problem des natürlichen Übels**

Nach diesem grundsätzlichen, für sämtliche Lösungsversuche des Theodizee-Problems wichtigen Punkt zurück zum *natürlichen* Übel. Ich werde die wichtigsten der mir bekannten, im Zusammenhang mit dem natürlichen Übel vorgebrachten Brückenannahmen oder Brückenthesen nunmehr der Reihe nach erörtern.

Die erste Brückentese lautet: Ein Übel ist nichts positiv Existentes, sondern lediglich das Fehlen, die Abwesenheit eines Gutes. Es besitzt deshalb zwar vordergründig betrachtet eine gewisse Reali-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

tät, ist aber in einem eigentlichen, metaphysischen Sinn gar nicht vorhanden.

Die Antwort auf dieses, u. a. von Augustinus und Thomas von Aquin vertretene Argument ist einfach: Selbst wenn man einmal davon absieht, daß man ebensogut (wie etwa Epikur oder Schopenhauer es tun) gerade umgekehrt das Übel als das eigentlich Reale und das Gute lediglich als Abwesenheit von Übel ansehen könnte, so stellt sich doch unabweisbar die Frage: Warum hat Gott, wenn er selbst das maximal Gute verkörpert, es zugelassen, daß in der Welt soviel Gutes durch Abwesenheit *auffällt* und vom Menschen entbehrt werden muß?

Die zweite Brückentese ist ernster zu nehmen. Sie lautet: Eine Welt, die in ihrem Verlauf bestimmten Regelmäßigkeiten, also Naturgesetzen folgt, ist besser als eine Welt, in der jedes konkrete Ereignis auf einen göttlichen Willensakt zurückginge. Wenn es aber Naturgesetze in der Welt gibt, dann ist es unvermeidlich, daß diese Naturgesetze sich in diesem oder jenem konkreten Fall auch einmal negativ für den Menschen auswirken. Ein Beispiel wäre etwa das Gravitationsgesetz: Es wirkt sich ohne Zweifel positiv auf die Möglichkeit des Menschen aus, sich rational planend in der Welt zu orientieren, kann jedoch hin und wieder – man denke etwa an Flutkatastrophen – auch einmal unliebsame Konsequenzen haben. Dieses Argument ist den folgenden beiden Einwänden ausgesetzt:

Erstens: Selbst wenn man zugesteht, daß eine Welt mit Naturgesetzen unter sonst gleichen Umständen besser ist als eine Welt *ohne* Naturgesetze (was zwar nicht selbstverständlich erscheint, hier aber nicht erörtert werden soll), so ist damit keineswegs schon gesagt, daß jene spezifi-

schen Naturgesetze, die unsere tatsächlich existente Welt regieren, nicht besser sein könnten als sie es sind. Etwas anderes würde nur dann gelten, wenn der Gläubige zeigen könnte, daß selbst etwa jene Naturgesetze, die zu so manifesten Übeln wie Schwachsinn oder Krebs führen, so wie sie sind, notwendig sind, um andere, diese Übel überwiegende Güter herbeizuführen. Ein solcher Nachweis dürfte sich jedoch in diesen genannten ebenso wie in manchen anderen Fällen kaum erbringen lassen. Man darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen, daß ein allmächtiger Schöpfergott keinerlei Beschränkungen unterliegen kann, beliebige – also auch in ihren Auswirkungen optimale – Naturgesetze in Kraft zu setzen. Es ist nicht einzusehen, warum Gott nicht etwa jenes Naturgesetz, das zum Entstehen von Krebs führt, so hätte modifizieren können, daß die (möglicherweise vorhandenen) positiven Auswirkungen dieses Gesetzes von seinen krebserzeugenden Auswirkungen isoliert geblieben wären.

Zweitens: Selbst wenn man trotzdem einmal annimmt, daß die in unserer tatsächlichen Welt herrschenden Naturgesetze alles in allem optimal sind, so gäbe es doch für einen allmächtigen, allwissenden und allgütigen Gott durchaus einen Weg, die jedenfalls auch vorhandenen Nachteile dieser Naturgesetze erheblich zu mildern. Gott könnte nämlich problemlos zumindest immer dann durch ein korrigierendes Wunder in den Verlauf der Natur eingreifen, wenn das betreffende Ereignis uns Menschen als Zufall erscheinen muß, da wir seine natürlichen Ursachen nicht durchschauen können. Denn in allen diesen Fällen könnte unser so wichtiges Vertrauen in einen gesetzmäßigen Weltverlauf durch einen solchen Eingriff keinerlei

Schaden nehmen. Die positiven Auswirkungen eines prinzipiell Gesetzen unterworfenen Naturverlaufs blieben also unberührt. David Hume schreibt in diesem Zusammenhang: „Eine einzige Welle, ein wenig höher als die anderen, hätte Cäsar und sein Geschick auf dem Grund des Meeres begraben und damit einem beträchtlichen Teil der Menschheit die Freiheit zurückgeben können“. Das ganze Gewicht dieses Einwands wird deutlich, wenn man in diesem Zitat an die Stelle von „Cäsar“ etwa „Hitler“ oder „Stalin“ setzt. Es gibt kein Argument, das gegen einen derartigen gelegentlichen Eingriff Gottes in den Naturverlauf sprechen würde. Soweit zum Brückenprinzip der Unvermeidbarkeit von Übel aufgrund der Geltung allgemeiner Naturgesetze.

Die nächste Brückenthese, die ich anführe, spielt im religiösen Denken theologischer Laien eine wichtige Rolle. Sie ist ebenfalls relativ leicht zu entkräften. Die Übel dieser Welt, so heißt es, finden für die davon Betroffenen im jenseits eine angemessene Kompensation.

Dazu ist folgendes zu sagen: Erstens darf man von einem idealen Gastgeber erwarten, daß er sich nicht erst bei der eigentlichen Mahlzeit, sondern schon bei der Vorspeise von der besten Seite zeigt. Und zweitens ist diese These wieder einmal ein typisches Beispiel einer Ad hoc-Annahme: Selbst wenn wir von der an sich schon recht fraglichen These eines jenseitigen Lebens nach dem Tode ausgehen, so erscheint doch die zusätzliche These, dieses Jenseits werde wesentlich erfreulicher als das Diesseits beschaffen sein, als vollkommen willkürlich. Wir kennen nämlich aus der Erfahrung nichts als das Diesseits und können legitimerweise allein aus diesem Diesseits, wenn überhaupt, auf das Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Jenseits schließen. „Nehmen Sie an“, so argumentiert Bertrand Russell in diesem Zusammenhang, „Sie bekommen eine Kiste Orangen und beim Öffnen der Kiste stellen Sie fest, daß die ganze oberste Lage Orangen verdorben ist. Sie würden daraus sicher nicht den Schluß ziehen: ‘Die unteren Orangen müssen dafür gut sein, damit es sich ausgleicht.’ Sie würden vielmehr sagen: ‘Wahrscheinlich ist die ganze Kiste verdorben.’ Genauso würde auch ein wissenschaftlich denkender Mensch das Universum beurteilen.“ Wenn Russell hier schreibt „das Universum“, so meint er die Gesamtheit der Realität – unter Ein-schluß einer möglicherweise jenseitigen Welt.

Ich komme zur nächsten Brückenthese, die ich oben schon kurz erwähnt habe. Es ist die These, daß Gott zwar durchaus eine völlig übefreie Welt hätte erschaffen können, daß eine solche Welt jedoch, insgesamt gesehen, schlechter wäre als die tatsächlich von ihm erschaffene Welt. Und zwar ist die tatsächlich erschaffene Welt deshalb besser, so lautet die These, weil die partiellen Übel, die diese Welt ohne Zweifel enthält, im Wege des Kontrastes und der Ergänzung zu ihrem optimalen Gesamtbild einen notwendigen Beitrag leisten. So behauptet Leibniz in diesem Zusammenhang etwa, selbst die christliche Glaubensannahme, daß der Großteil der Menschen dieser Erde sich am Ende der Tage im ewigen Höllenfeuer wiederfinden wird, sei kein Argument gegen diese Version einer Theodizee, da man davon ausgehen dürfe, daß in anderen Teilen des Universums (etwa auf anderen Planeten) die Zahl der Seligen die Zahl der Verdammten deutlich übersteigt. Die Verdammten dieser Erde haben also, so darf man sein Argument paraphrasieren, die Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Funktion eines einzigen dissonanten Akkords im Rahmen der gerade wegen dieses Akkords um so eindrucksvoller klingenden göttlichen Weltsymphonie. Dieses Argument ist folgenden Einwänden ausgesetzt.

*Erstens* ist die Leibnizsche Annahme über Selige und Verdammte außerhalb des Erdenbereichs sowie über ihr zahlenmäßiges Verhältnis ebenfalls eine typische Ad hoc-Annahme.

*Zweitens* bezieht die aus dieser Annahme abgeleitete Brückenthese ihre gesamte Plausibilität aus einer Analogie zum ästhetischen Bereich: Ein Gemälde oder eine Symphonie können in der Tat insgesamt optimal sein – trotz oder gerade auch wegen einiger (in Isolation betrachtet) häßlich aussehender bzw. klingender Partien. Ist diese Analogie aber nicht fehl am Platze, wenn es um die Allgüte Gottes geht – eine Allgüte, die doch zumindest auch als moralische Allgüte und nicht nur als ästhetischer Inbegriff überragender Künstlerqualitäten verstanden werden muß? Man betrachte zum Vergleich folgenden hypothetischen Fall: Der Direktor einer Schauspieltruppe läßt seine zahlreichen Kinder bei den Aufführungen mitwirken. Einige haben die Rollen von Personen zu übernehmen, die vom Leben nur verwöhnt werden, andere dagegen die Rollen von Personen, die andauernd gequält und mißhandelt werden. Um das Stück besonders realistisch und glaubwürdig erscheinen zu lassen, ordnet der Direktor an, daß die diversen Wohltaten ebenso wie die diversen Torturen nicht nur gespielt, sondern tatsächlich vollzogen werden: Die ästhetische Wirkung derartiger Aufführungen mag optimal sein. Aber würde dieser Umstand einem unbefangenen Betrachter (oder gar den malträtiert-

ten Kindern selbst!) ausreichen können, den Direktor als einen guten Menschen zu bezeichnen? Verletzt er nicht in eklatanter Weise 1. das allgemeine Gebot der Menschlichkeit, 2. seine spezielle Fürsorgepflicht als Vater und 3. die Forderung, die angenehmen und die unangenehmen Aufgaben in seinem Unternehmen gerecht zu verteilen?

*Drittens* schließlich: Wäre Leibniz konsequenterweise nicht zu der Auffassung genötigt, jede menschliche Anstrengung zur Beseitigung irgendwelcher Übel habe zu unterbleiben, da eine solche Beseitigung ja – ähnlich wie etwa die späteren „Glättungen“ einer Bruckner-Symphonie – die grandiose Wucht und Schönheit des Ganzen verderben würde?

Die letzte Brückenthese zur Rechtfertigung des natürlichen Übels, die ich erörtern möchte, ist so geartet, daß sie zum Problem der Rechtfertigung des moralischen Übels, das ich im restlichen Teil dieses Aufsatzes behandeln werde, überleitet. Diese These besteht in der Behauptung, das natürliche Übel in der Welt sei ein notwendiges Mittel zu einem ganz bestimmten, nämlich moralischen Zweck und dieser Zweck sei derartig hochwertig, daß der negative Wert des Mittels, also des natürlichen Übels, dadurch mehr als aufgewogen wird. Und zwar liege dieser Zweck in der Ermöglichung und Ausbildung gewisser moralischer Tugenden – wie etwa Solidarität, Mitgefühl, Tapferkeit und Ausdauer. Wie ist diese These zu beurteilen?

Es ist zuzugeben, daß eine Welt gänzlich ohne natürliche Übel – also ohne solche Phänomene wie Krankheiten, Seuchen, Mißbildungen, Naturkatastrophen – für die genannten moralischen Tugenden kein

rechtes Betätigungsfeld hätte und daß diese Tugenden insofern ohne die betreffenden Übel gar nicht entstehen könnten. Man wird dem Gläubigen auch zugestehen dürfen, daß es sich bei diesen Tugenden tatsächlich um hochwertige Güter handelt, deren Vorhandensein in der Welt zur Qualität dieser Welt erheblich beiträgt. Auf diese Weise entgeht man dem von Theologen in diesem Zusammenhang nicht selten erhobenen Vorwurf, der Skeptiker halte offenbar eine Welt für ideal, in der lediglich so „niedere“ Güter wie Lust, Vergnügen und Befriedigung einen Platz hätten. In Wahrheit braucht man als Skeptiker durchaus nicht ethischer Hedonist zu sein, um auch die vorliegende Brückenthese aus guten Gründen ablehnen zu können.

Der erste Grund: Es gibt offenbar ein beträchtliches Maß natürlichen Übels, das in gar keinem erkennbaren Zusammenhang zur möglichen Entstehung und Kultivierung irgendwelcher moralischer Tugenden steht. Auf eine Vielzahl von Krankheiten, Seuchen oder Naturkatastrophen trifft doch gleichzeitig zweierlei zu: Erstens, daß sie die Betroffenen selbst entweder töten oder zu apathischem, ihre Person und somit ihr moralisches Vermögen auslöschenden Leiden verdammen und zweitens, daß sie den Mitmenschen der Betroffenen keinerlei Möglichkeit geben zu einem helfenden, Solidarität bekundenden Eingreifen.

Der zweite Grund: Die Welt bzw. die Menschen in ihr sind de facto so beschaffen, daß selbst jene natürlichen Übel, die ihrer Natur nach vom Menschen bewältigt werden können, keineswegs immer im positiven Sinne bewältigt werden und damit zur Ausbildung moralischer Tugenden führen. Wohl ebenso häufig werden diese Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Übel gerade nicht positiv bewältigt. Sie werden vielmehr zum Nährboden moralischer Untugenden oder Laster (wie Egoismus, Kleinmut, Hartherzigkeit, Grausamkeit) – also zum Nährboden von Eigenschaften, die der Gläubige, will er konsequent sein, entsprechend negativ bewerten muß, wie er die korrespondierenden Tugenden positiv bewertet.

Will der Gläubige nun angesichts dieser Lage der Dinge an der zur Diskussion stehenden Brückenthese festhalten, so muß er diese These offensichtlich in einer wesentlichen Hinsicht modifizieren. Der Gläubige muß nunmehr nicht nur behaupten, daß die betreffenden natürlichen Übel und die aus ihnen gelegentlich resultierenden moralischen Tugenden zusammengekommen besser sind als ein Zustand, in dem beide Phänomene fehlen. (Das ist seine ursprüngliche Behauptung.) Er muß vielmehr darüber hinaus behaupten, daß die betreffenden natürlichen Übel *und* die aus ihnen gelegentlich resultierenden moralischen Tugenden *und* die aus ihnen gelegentlich resultierenden moralischen Laster zusammengekommen besser sind als ein Zustand, in dem alle drei Phänomene fehlen.

Man braucht nicht unbedingt einem Schopenhauerschen Pessimismus anzuhängen, um eine solche Behauptung als außerordentlich kühn oder zumindest – auch hier wiederum – als willkürlich im Sinne einer Ad hoc-Annahme bezeichnen zu dürfen. Wenn man davon ausgeht – was nicht ganz unrealistisch sein dürfte –, daß die aus dem natürlichen Übel resultierenden Tugenden und die aus dem natürlichen Übel resultierenden Laster einander etwa die Waage halten, so folgt für eine Beurteilung der Gesamtsituation, daß das natürliche Übel selbst unter dem Strich als Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ausschlaggebendes Negativum übrigbleibt. Mit anderen Worten: Eine Welt ohne natürliches Übel wäre insoweit besser als die tatsächlich bestehende Welt.

Da mir weitere Brückenthesen, welche dazu dienen könnten, die Tatsache des natürlichen Übels mit der Vorstellung von der Allmacht, Allwissenheit und Allgüte Gottes in Einklang zu bringen, nicht ersichtlich sind, komme ich zu dem Ergebnis, daß bereits unter dem Gesichtspunkt des natürlichen Übels von den zu Beginn genannten theistischen Überzeugungen 1-3 mindestens eine rationalerweise aufgegeben werden sollte.

### **Das Problem des moralischen Übels**

Wie ist nun die Lage im Falle des moralischen Übels? Zunächst ein paar Worte zum Umfang dieses Übels. Offenbar gibt es Formen moralischen Übels nicht nur dort, wo der Mensch auf die Tatsache des natürlichen Übels inadäquat – also etwa mitleidlos oder gar schadenfroh – reagiert. Selbst wenn es keinerlei auf natürlichen Ursachen beruhendes Übel gäbe, würde es immer noch jenes moralische Übel geben, das in dem Verstoß des Menschen gegen die Forderungen der Sittlichkeit und seinen oft katastrophalen Folgen liegt. Man denke etwa an die Massenmorde der Nazis.

Derartige Fälle, in denen durch menschliches Handeln ähnlich schlimme Folgen wie durch natürliche Ereignisse (etwa Erdbeben) ausgelöst werden, werden gewöhnlich von Gläubigen wie Skeptikern gleichermaßen als Verstöße gegen die Forderungen der Sittlichkeit und damit als moralische Übel qualifiziert. Doch für den Gläubigen ist die Liste der moralischen Übel in der Regel noch erheblich länger. Sie umfaßt nämlich prinzipiell auch sol-

che Verstöße gegen die Gebote Gottes, die keinerlei weitere Übel im Gefolge haben und dem Skeptiker daher eher als harmlos erscheinen. Man denke etwa an Adams Biß in die verbotene Frucht oder an gewisse Formen sexueller Betätigung.

Auf welche Weise kann nun der Gläubige versuchen, die Tatsache des moralischen Übels mit den von ihm vertretenen Überzeugungen 1-3 in Einklang zu bringen? Der einzig mögliche Weg, der sich von den zur Rechtfertigung des natürlichen Übels eingeschlagenen, oben bereits abgelehnten Wegen nennenswert unterscheidet, verläuft über die menschliche Willensfreiheit.

Das einschlägige Argument lautet wie folgt: Moralische Übel – welcher Art im einzelnen auch immer – beruhen auf schuldhaften Verstößen des Menschen (oder anderer, menschenähnlicher Personen) gegen die Forderungen der Moral. Solche schuldhaften Verstöße gegen die Forderungen der Moral aber sind eine unvermeidliche Folge der Tatsache, daß der Mensch einen freien Willen besitzt. Nur Wesen ohne einen freien Willen könnten so beschaffen sein, daß sie stets und immer nur das Gute tun. Wesen dieser Art jedoch wären keine Menschen mehr, so wie wir sie kennen, sondern seelenlose Automaten. Eine Welt aber, die anstelle von sich frei entscheidenden Menschen von stets richtig handelnden Automaten bevölkert wäre, wäre alles in allem schlechter als die tatsächliche Welt. Daß Gott die Welt so geschaffen hat, wie sie ist, also einschließlich sich frei (mal für das Gute, mal für das Böse) entscheidender, personaler Wesen, ist also mit seiner überragenden Macht und Güte durchaus vereinbar.

Dieses Argument ist den folgenden kriti-

schen Einwänden ausgesetzt. Zunächst einmal: Selbst wenn man zugesteht, daß die Existenz freier, zum Bösen fähiger Menschen trotz der damit verbundenen moralischen Fehlritte dieser Menschen den Wert der Welt erhöht, hätte ein allmächtiger Gott die Welt dann nicht trotzdem so einrichten können, daß die Versuchungen des Menschen zum Bösen – in Intensität und Häufigkeit – geringer wären, als sie es tatsächlich sind? Es gibt keinen Grund für die Annahme, daß ein solches Vorgehen Gottes der menschlichen Willensfreiheit Abbruch getan hätte. Wer dieses annimmt, also wer annimmt, daß Willensfreiheit nur dort vorliegt, wo gleichzeitig ein hohes Maß an Versuchung vorliegt, der muß etwa auch annehmen, daß ein Bürgermeister, der unter dem Gesichtspunkt der Reduzierung von Kriminalität einen Wohnslum saniert, dadurch die Willensfreiheit der Slumbewohner beeinträchtigt.

Dieser Einwand aber läßt sich noch radikalieren: Hätte Gott eigentlich die Welt nicht von vornherein so einrichten können, daß die Menschen zwar einen freien Willen haben, sich also für das Böse entscheiden können, daß sie sich de facto aber stets für das Gute entscheiden? Mit dieser Frage sind wir auf der fundamentalen Ebene des Problems des moralischen Übels angelangt.

Wenn Gott die Dinge doch offenbar so gestalten kann, daß etwa 'Herr Meier' – ohne seine Willensfreiheit einzubüßen – in einer konkreten Situation der Versuchung zum Diebstahl widersteht, warum kann ein allmächtiger Gott die Dinge dann nicht ebensogut so gestalten – wiederum unter voller Wahrung der menschlichen Willensfreiheit –, daß nicht nur 'Herr Meier' in dieser Situation der Versuchung Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

zum Diebstahl, sondern daß alle Menschen immer allen Versuchungen zum Bösen Widerstand leisten? Die meisten christlichen Theologen setzen in der Tat in selbstverständlicher Weise diese Möglichkeit voraus, wenn sie den Engeln wie auch den Seligen im Himmel keineswegs deswegen die Willensfreiheit absprechen, weil sie annehmen, daß diese Personen de facto der Sünde nie mehr anheimfallen. Man könnte versucht sein zu argumentieren, wenn der Mensch de facto nie sündige, dann könne das nur darauf beruhen, daß er von Gott so geschaffen sei, daß er eben nicht sündigen könne. Mit anderen Worten: Er sei durch den göttlichen Schöpfungsakt ein für allemal am Sündigen gehindert worden. Folglich sei er unter dieser Voraussetzung kein freies Wesen. Dieses Argument ist jedoch deshalb nicht schlüssig, weil es in Wahrheit keinerlei Widerspruch bedeutet zu sagen: Gott hat den Menschen zwar mit einem freien Willen, der sich auch für das Böse entscheiden kann, geschaffen; er hat jedoch gleichzeitig – aufgrund seiner Allmacht und seiner Allwissenheit – die Randbedingungen des menschlichen Lebens so arrangiert, daß de facto nie ein Mensch von seiner Möglichkeit zum Bösen Gebrauch macht. Man könnte sich doch beispielsweise auch sehr leicht eine Welt vorstellen, in der nie jemand Selbstmord begeht – ohne daß damit die freie Möglichkeit zum Selbstmord, wie wir sie ja alle täglich haben, aufgehoben würde. Etwas anderes würde allenfalls unter jener Voraussetzung gelten, daß man den Begriff der Willensfreiheit so versteht, daß Willensfreiheit nicht nur mit strikter kausaler Determiniertheit unvereinbar wäre, sondern daß bereits jeder kausale Faktor, der sich in Anlage oder Umwelt des hand-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

delnden Menschen findet und der seine Entscheidung zum Guten oder zum Bösen beeinflusst, die Willensfreiheit ausschliesse. Denn unter dieser Voraussetzung bestünde für Gott in der Tat nicht die Möglichkeit, die Randbedingungen des menschlichen Lebens so festzulegen, daß die Menschen de facto nie sündigen, aber trotzdem „Willensfreiheit“ besitzen. In diesem Sinn „frei“ wären dann nur solche Handlungen, die sich unter kausaler Betrachtung vollkommen zufällig, d. h. ohne irgendwie mit dem Charakter oder den Lebensumständen des Handelnden verknüpft zu sein, ereignen.

Ein solcher Freiheitsbegriff jedoch hätte nicht nur mit dem, was wir gewöhnlich unter „Freiheit“ verstehen, nur noch wenig zu tun. Es wäre auch für das apologetische Unterfangen des Gläubigen bei näherem Hinsehen denkbar ungeeignet. Denn welcher Wert ließe sich einer dem reinen Zufall überlassenen Freiheit – einer Freiheit, die mit dem individuellen Charakter des Handelnden nichts zu tun hat – plausiblerweise noch zuschreiben? Will man tatsächlich behaupten, daß eine derartige Freiheit jene Fülle von moralischem Übel, die sie im Gefolge hat, wertmäßig aufwiegen kann?

Wenn aber doch – entgegen diesem Argument – ein gewisses Maß an faktischer Unmoral zur Realisierung der menschlichen Freiheit unerlässlich sein sollte: Warum hat Gott den Menschen und seine Umwelt dann nicht so geschaffen, daß die faktische Unmoral sich ausschließlich auf solche oben bezeichneten Handlungen beschränkt, die zwar gegen ein Gottesgebot verstoßen, die aber keine darüber hinausgehenden Übel bewirken? Wäre eine Welt, in welcher der „freie Wille“ sich anstatt in Massenvernichtungslagern und Kriegen

ausschließlich etwa in verbotenem Sexualverhalten gegen Gott auflehnt, nicht um einiges besser als die tatsächliche Welt? Es mag sein, daß sich in einer solchen fiktiven Welt weniger Menschen die ewige Höllenstrafe verdienen würden als in unserer tatsächlichen Welt. Doch wäre nicht auch diese Konsequenz eher zu begrüßen?

### **Resümee**

Nach alledem muß man bei nüchterner Betrachtung zu dem Ergebnis kommen, daß weder das *natürliche* noch das *moralische* Übel – jedenfalls in ihrem tatsächlichen Ausmaß – mit der gleichzeitigen Allmacht, Allwissenheit und Allgüte Gottes zu vereinbaren ist. Daraus folgt: Der Gläubige sollte rationalerweise wenigstens eine der Überzeugungen 1-3 preisgeben. Er wäre damit der Notwendigkeit einer Theodizee enthoben. Welche der drei Überzeugungen er preisgeben soll, kann im Kontext dieses Beitrages offenbleiben. Abschließend sei auf zwei grundsätzliche Arten von Einwänden kurz eingegangen, die nicht selten gegen skeptische Angriffe auf eine Theodizee vorgebracht werden. Das Besondere, nämlich Grundsätzliche an diesen Einwänden ist, daß ihnen zufolge sämtliche ins einzelne gehenden Pro- und Contra-Argumente (wie die oben von mir erörterten) bereits im Ansatz verfehlt sind, da sie für das Unternehmen einer Theodizee gänzlich irrelevant sind. Leider steht die intellektuelle Bedeutung dieser Einwände im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Verbreitung. Deshalb dürfte die folgende, knappe Erörterung ausreichend sein.

Der erste grundsätzliche Einwand besagt, daß man die Allgüte Gottes nicht nach menschlichen Kategorien beurteilen dürfe, da sie menschliches Erkennen überstei-

ge. Die Antwort auf diesen Einwand ist einfach: Wenn jene Güte, die der Gläubige in maximalem Ausmaß Gott zuschreibt, nicht einmal jene bescheidene Form der Güte, die man sinnvollerweise einem Menschen zuschreiben kann, zu umfassen braucht, dann hat der Gläubige seine Überzeugung 3 offenbar falsch formuliert. Eine „Güte“, die mit dem, was wir gewöhnlich, im menschlichen Bereich unter diesem Begriff verstehen, nicht in Zusammenhang steht, ist ein leeres Wort. Jener Gläubige aber, der seine Überzeugung 3 tatsächlich neu formuliert, hat im Grunde, der Sache nach seine (ursprüngliche) Überzeugung 3 preisgegeben – und damit dem Skeptiker Genüge getan. Das darf man allerdings nicht so verstehen, als handle es sich hier um einen bloßen Streit um Worte. Wer nicht mehr im Normal-sinn des Wortes an die „Allgüte“ eines Schöpfergottes glaubt, besitzt gegenüber dem Gläubigen ein radikal abweichendes Weltbild, das, konsequent verfolgt, auch zu abweichenden Zukunftserwartungen und abweichenden praktischen Lebenseinstellungen führt.

Der zweite grundsätzliche Einwand besagt, es gelte angesichts des Theodizee-Problems – wie auch im Falle der übrigen fundamentalen religiösen Wahrheiten – nicht, dem aufklärerischen Hochmut einer beschränkten menschlichen Vernunft nachzugeben, sondern schlicht zu glauben. Dabei kann diese Glaubensforderung sich sowohl unmittelbar auf die drei genannten theistischen Überzeugungen beziehen als auch auf eine der denkbaren, zu ihrer Stützung vorgebrachten Brückenthesen. In beiden Fällen nehmen die betreffenden Annahmen – als Annahmen eines rational unausgewiesenen Glaubens – den Charakter der von mir oben so genannten „Ad Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

hoc-Annahmen“ an.

Kritisch läßt sich zu dieser Verteidigungsstrategie folgendes sagen. Ohne Zweifel kann man auch ohne rationale Gründe (im religiösen wie im außerreligiösen Bereich) vieles glauben – sofern man psychologisch entsprechend motiviert ist. Ob man allerdings so verfahren sollte, ist eine andere Frage. Und daß man so verfahren muß, ist einfach falsch.

Wer nicht bereit ist, sein Weltbild aus der Tradition seiner Gesellschaft unbesehen zu übernehmen, wird auf die Forderung nach rationaler Begründbarkeit seiner Überzeugungen gerade im weltanschaulichen Bereich nicht verzichten wollen. Ein Hiob, der, von der Macht Gottes überwältigt, diesem Gott schon deshalb auch Güte zuzusprechen und Verehrung entgegenzubringen bereit ist, kann einem Menschen, der intellektuelle Redlichkeit und Konsequenz schätzt, kein Vorbild sein. Dieser Mensch wird einem Gott, der sich auf solche Weise wie der biblische Gott gegenüber Hiob der Zustimmung seiner Geschöpfe versichert, vielmehr mit besonderer Skepsis und besonderer moralischer Reserve gegenüberstehen.

*\* Ursprünglich erschienen in: Theologie und Philosophie 60 (1985), S. 400-409*

Gerhard Czermak (Friedberg/ Bayern)  
**Religiös-konservative Ideologie  
als juristisches Erkenntnismittel**

---

*In wenigen Verfassungsrechtsfragen ist die Scheidelinie zwischen exegetischem Bemühen und schlichter „Ideologiejurisprudenz“ so schlecht markiert wie bei der Beurteilung der religiösen und weltanschaulichen Aktivitäten des Staates.*

Friedrich v. Zezschwitz<sup>1</sup>

*Die Genauigkeit der Sprache und die Klarheit der Begriffe sind unerlässliche Voraussetzungen einer Rechtswissenschaft, die diesen Namen verdient.*

Bernd Rüthers<sup>2</sup>

*Im Auslegen seid frisch und munter! Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.*

J. W. v. Goethe<sup>3</sup>

## **1. Einführung**

*1.1. Das Ideologieproblem.* Rechtliche Erkenntnisse werden im allgemeinen nach unter Juristen im Einzelnen zwar umstrittenen, aber im Grundsatz doch anerkannten und konkret nachvollziehbaren fachlichen Regeln gewonnen. Bei allen Fragen mit besonderem ideologischem Einschlag gilt dieses Einverständnis leider aus menschlicher Schwäche nur bedingt. Diesem Aufsatz geht es deshalb vor allem um einen Vergleich von ausgewählten, aber typischen Gerichtsentscheidungen aus dem religiös-weltanschaulich-ideologischen Bereich mit der methodengerechten Rechtsfindung. Hintergrund ist dabei eine sehr stark von kirchlich orientierten Juristen dominierte Literatur, die schon wegen ihres Umfangs hier nur am Rande berücksichtigt werden kann. Es wird eine „Methode“ der Rechtsfindung erkennbar, die außerhalb dieses Bereichs nur ausnahmsweise anzutreffen ist. Diese „Methode“ kennt keine allgemein akzeptierbaren rationalen Regeln und variiert im Hinblick auf das jeweils ideologisch gewünschte Ergebnis. Mit Karlheinz Desch-

ner hat die daran hier vorgestellte Kritik den aufklärerischen Impetus gemein und die Herausstellung von Fakten, die absichtsvoll gern ignoriert werden.

Zwar sind bekanntlich alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen stark ideologiegefährdet. In besonderem Maß gilt das aber für die Jurisprudenz und die juristische Praxis. Denn beider Basis ist gesetztes Recht, gesetztes Recht aber nichts anderes als geronnene Politik. Die Politik wie das kulturelle Leben insgesamt ist aber ein ständiges Kampffeld ideologischer Strömungen. Es geht daher im Recht immer auch um Interessen und um die Durchsetzung von Wertungen. Dieses Problemfeld wird verschärft, ja geradezu vermint, wenn es um spezifisch religiös-weltanschauliche Themen geht.

Die folgenden Anmerkungen betreffen daher nicht (positiv) wertneutral Ideologie im Sinn der jeweiligen Gesamtheit kultureller Denksysteme bzw. geistiger Grundeinstellungen, sondern (negativ) Ideologie als unehrliches strategisches Mittel zur Durchsetzung der jeweils eigenen Denkmuster entgegen den theoretisch

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

in der Gesellschaft bzw. Fachdisziplin als allgemein verbindlich anerkannten Verhaltensregeln. Es geht um eine Vorgehensweise, die man wie folgt beschreiben kann: „Ideologien sind dadurch charakterisiert, dass sie als geistiges Gerüst zur Stützung bestehender Verhältnisse oder als Pseudobeweismittel zur Änderung eben dieser Verhältnisse erfunden und nicht selten wider bessere Einsicht festgehalten werden. Sie treten oft in wissenschaftlichem Gewande auf, sind meist offen oder laviert demagogisch, stützen die Interessen von Gruppen und sichern sich durch Tabus der Rede und sogar des Denkens ab.“<sup>4</sup>

*1.2. Grundfragen juristischer Normauslegung.* Zu den Erfordernissen korrekten juristischen Argumentierens gehören die sorgfältige Ermittlung des wesentlichen Sachverhalts und die Anwendung der anerkannten Regeln zur Auslegung von Rechtsnormen. Ungeachtet der zahllosen und oft komplexen Probleme der Rechtstheorie seien an erster Stelle genannt die Auslegung unter Berücksichtigung des Wortlauts (Ausgangspunkt) und systematischen Zusammenhangs einer Rechtsnorm sowie die Würdigung von Sinn und Zweck der Norm im Hinblick auf eine aktuell sinnvolle (legitime) rechtspolitische Regelung. Dazu gehört auch die Rechtsfolgenabschätzung in Bezug auf verschiedene in Betracht kommende Auslegungsergebnisse. Hilfsweise ist die parlamentarische bzw. sonstige Entstehungsgeschichte einer Regelung zu berücksichtigen. Eine zusätzliche Schwierigkeit ist der Umstand, dass es zwischen den verschiedenen Auslegungsgesichtspunkten keine logische Rangfolge geben kann, sieht man einmal vom Erfordernis des Normtextes Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

als Ausgangspunkt ab. Die Wahl der Methode bestimmt daher bereits weitgehend das Ergebnis. Hinzu kommt stets das Grunderfordernis einer vollständigen Vereinbarkeit mit den einschlägigen Regelungen des Grundgesetzes (GG). Denn das GG geht (sieht man vom supranationalen Recht ab) im Konfliktfall jeder anderen Rechtsnorm vor. Bei der Auslegung des GG wiederum, das bereits selbst die wichtigsten Regelungen der Religions- und Weltanschauungsfreiheit enthält, sind die genannten Auslegungsgesichtspunkte ebenfalls zu beachten. Letztlich kommt es darauf an, alle sinnvoll in Betracht kommenden Gesichtspunkte sorgfältig zu berücksichtigen, wertend in ein Verhältnis zu setzen und das Ergebnis in rational nachprüfbarer Weise darzustellen, um Überzeugungskraft zu gewinnen.

*1.3. Ideologie im deutschen Religionsrecht.* Versucht man, unter diesem Blickwinkel GG und Rechtswirklichkeit, d. h. die Rechtsnormen selbst und die Rechtsprechung (Rspr.) und Rechtsliteratur zu vergleichen, kommt man zu erstaunlichen Ergebnissen. Weithin gilt heute noch der vorrangige „Auslegungsgrundsatz“ *in dubio pro ecclesia*, so als ob deutsche Juristen im allgemeinen besonders kirchengläubig und besonders unredlich wären und als ob nicht die rechtliche Basis und das gesellschaftliche Umfeld völlig bzw. weitgehend säkular geprägt wären. Bedenkt man aber, wie häufig deutsche Gerichte staatliche Entscheidungen aufheben, und zwar auch da, wo es um Wichtiges geht und weh tut, wird der genannte – noch näher zu belegende – Auslegungsgrundsatz geradezu rätselhaft. „Im Zweifel für die Kirche bzw. für die Religion“: dieser Grundsatz hat in der Geschichte der

Bundesrepublik starke Spuren hinterlassen. Unübersehbar und tief waren sie in der klerikalen Adenauer-Ära, abgeschwächt in der Zeit danach und noch heute teilweise sehr deutlich. Daher schreibt Ludwig Renck, rechtswissenschaftlicher Hauptkritiker der bisherigen Praxis der Staat und Religion betreffenden Bereiche, die „Mehrheit der Vertreter der herrschenden sog. Staatskirchenrechtslehre“ trachte „ihr kirchliches Engagement hinter einer Maske wissenschaftlicher Abgeklärtheit zu verbergen“, habe jedoch zur Rechtswissenschaftlichkeit im Religionsrecht „ein vielfach höchst gebrochenes Verhältnis“.<sup>5</sup> In den gewiss nicht kirchenfeindlichen „Grundzüge(n) des Staatskirchenrechts (2000) von Jeand’Heur/Korioth heißt es verhaltener und auch in Bezug auf Kirchenkritiker: „Das Hauptproblem im Staatskirchenrecht ist, dass in diesem Rechtsgebiet häufig vom (erwünschten) Ergebnis und den jeweiligen staats- und kirchentheoretischen Prämissen her diskutiert wird; die juristische Methode droht in den Hintergrund geschoben zu werden.“<sup>6</sup> Auch die kirchlich orientierten Protagonisten des sog. „Staatskirchenrechts“ (das man heute zunehmend und korrekter „Religionsverfassungsrecht“ nennt<sup>7</sup>) waren sich schon immer dessen bewusst, dass ihre kirchenzentrierte Rechtsauffassung auf unsicherem Boden steht.<sup>8</sup> Martin Heckel, als Protestant stark kirchlich engagierter kämpferischer „Staatskirchenrechtler“ und Rechtshistoriker, schreibt ganz offen im Zusammenhang der Kruzifixdebatte von 1995 ff.: „Der Anschein der Verschleierung einer gewissen Unaufrichtigkeit, die scheinbiedere Verwendung der Argumente des Gegners, um in sophistischer Verdrehung diesen selbst damit zu schlagen,

ist freilich ein altgewohntes Phänomen im Kirchen- und Staatskirchenrecht.“<sup>9</sup> Klarheit und Unklarheit, Redlichkeit und Unredlichkeit juristischen Argumentierens im religiös-weltanschaulichen (im Folgenden: r-w) Bereich stehen daher im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen.

## 2. Nachkriegsära ( bis ca. 1965)

2.1. *Allgemeines.* Der enorme Umfang der Thematik dieses Aufsatzes gestattet nur einige Hinweise. Das Grundgesetz der Bundesrepublik von 1949 (GG) enthält einschließlich seiner durch Art. 140 inkorporierten Religionsartikel der Weimarer Reichsverfassung (WRV) eine zwar sehr religionsfreundliche, aber doch – insbesondere im Vergleich mit den anderen europäischen Verfassungen – durchaus „fortschrittliche“ Regelung. Sie verbindet zwar eine grundsätzliche institutionelle Trennung von Staat und Religion mit – wenigen – Ausnahmen hiervon, stellt aber Religion und (nichtreligiöse) Weltanschauung ausdrücklich an mehreren Stellen formal generell gleich.<sup>10</sup> Die katholischerseits geforderte textliche Festlegung eines Rechts der Eltern auf konfessionelle Bestimmung des Schulwesens hatte sich im Parlamentarischen Rat ebensowenig durchgesetzt wie die umstrittene Erstreckung des Lebensrechts auf das vorgeburtliche Leben. Die ausdrücklich diskutierte Frage der Fortgeltung des Reichskonkordats blieb unentschieden. *Der Text des GG enthält, genau betrachtet, keinerlei Anhaltspunkt für eine spezielle Privilegierung der christlichen Religion oder gar der christlichen Großkirchen.* Dennoch ist die Entwicklung völlig anders verlaufen. Sowohl im politischen<sup>11</sup> wie auch juristischen<sup>12</sup> Bereich setzte sich eine umfassende Klerikalisierung durch. Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Das christliche Naturrechtsdenken prägte auch die höchstrichterliche Rechtsprechung (im Folgenden: Rspr.) in wichtigen Bereichen.

## 2.2. Einzelfälle

2.2.1. *Sittengesetz*. In der heute seltsam, ja lächerlich anmutenden Frage der Strafbarkeit der elterlichen Duldung des *Geschlechtsverkehrs zwischen Verlobten* als Kuppelerei räsonierte der Große Strafsenat des Bundesgerichtshofs (BGH) im Jahr 1954: „Die sittliche Ordnung will, dass sich der Verkehr der Geschlechter grundsätzlich in der Einehe vollziehe, weil der Sinn und die Folge des Verkehrs das Kind ist... Die unbedingte Geltung der ethischen Norm lässt keine Ausnahme zu.“<sup>13</sup> Das entsprach genau dem offiziellen katholischen Leitbild der Ehe. Das „Sittengesetz“ wurde als Bestandteil eines speziellen Naturrechts begriffen, aus dem die Strafvorschriften abgeleitet seien. Der problematisierende Gedanke, dass der Begriff des Sittengesetzes (s. Art. 2 I GG)<sup>14</sup> auch seinerzeit völlig vage war, einer Bestimmung des Verhältnisses zum Recht des Menschen auf möglichst „freie Entfaltung seiner Persönlichkeit“ (ebenfalls Art. 2 I) sowie einer Erörterung der Frage bedurft hätte, inwieweit ein derart einseitiges ideologisches Vorverständnis mit dem Charakter des GG als einer keineswegs christlichen, sondern ideologisch offen-pluralistischen Verfassung vereinbar war, war der Mehrheit der Richter offensichtlich nicht zugänglich. Dabei hätte die bloße Fragestellung keiner intellektuellen Anstrengung bedurft.

2.2.2. *Suizid*. Naturrechtlich wurde auch die Frage der Strafbarkeit *unterlassener Hilfeleistung* gegenüber einem Suiziden-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ten („Selbstmörder“) erörtert. Hierzu beschloss der Große Strafsenat des BGH 1954: „Da das Sittengesetz jeden Selbstmord – von äußersten Ausnahmefällen vielleicht abgesehen – streng missbilligt, da niemand selbstherrlich über sein eigenes Leben verfügen und sich den Tod geben darf, kann das Recht nicht anerkennen, dass die Hilfespflicht des Dritten hinter dem sittlich missbilligten Willen des Selbstmörders zu seinem eigenen Tode zurückzustehen habe...“<sup>15</sup> Es wird damit eine rein axiomatische Behauptung über die Geltung einer ganz speziellen ethischen (und verkappt religiösen) Forderung zur allgemeinverbindlichen Rechtsregel aufgestellt und mit einer Strafandrohung versehen. Verfassungsrecht wird nicht einbezogen. Dabei hat selbst Hermann Weinkauff, damals Präsident des BGH und einflussreicher Befürworter von „Naturrecht“, eingeräumt, dass die Naturrechts-Rechtsprechung des BGH nicht wissenschaftlich bewiesen werden könne und dass die Naturrechtssätze „nicht alle im gleichen Maße einsichtig“ seien.<sup>16</sup> Zur Problematik des Suizids ist anzumerken: Auch 1954 war dieser nicht strafbar und somit auch nicht Beihilfe dazu. Dennoch wird noch heute von Strafrechtlern, tendenziell auch vom BGH, die Meinung vertreten, die straflose Teilnahme an eigenverantwortlicher Selbsttötung schlage in strafbare Tötung durch Unterlassen um, wenn der „Täter“, wie z. B. der Ehegatte, eine „Garantenstellung“ gegenüber dem Suizidenten innehat. Die Diskussion dieser vielfach äußerst schwierigen Rechtsfragen ist heute eher noch verworrener geworden, und religiöse Voreingenommenheiten spielen dabei immer noch erkennbar eine bedeutende Rolle. Streng rational argumentierende Juristen wie Reinhard

Merkel und (Rechts)Philosophen wie Norbert Hoerster werden mit z. T. offen religiös motivierter Scheinrationalität, auch unter der Gürtellinie, angegriffen. Die alte, auf religiöser Naturrechtsauffassung basierende Ideologie ist nach wie vor wirksam.

2.2.3. *Konkordatsurteil*. Der erbittert geführte Kampf um die Schule führte nach einem äußerst aufwändigen Verfahren zum hochpolitischen Konkordatsurteil<sup>17</sup> des BVerfG von 1957. Gerade bei dieser Materie hätte man vom BVerfG ein fachlich sauberes Vorgehen erwarten müssen. Worum ging es? Die Bundesregierung (!) hatte beim BVerfG auf Feststellung geklagt, das Land Niedersachsen, das mit seinem Schulgesetz von 1954 die Bildung von Bekenntnisschulen erschwert hatte, habe gegen das Reichskonkordat von 1933 verstoßen und seine Verpflichtung zur Einhaltung der Bundes-treue verletzt. Obwohl das BVerfG eine Verpflichtung der Länder gegenüber dem Bund verneinte und den Feststellungsantrag abwies, machte es in den Entscheidungsgründen Ausführungen, auf die es zur Entscheidung gar nicht ankam, die aber höchst fragwürdig waren und die rechtliche und politische Entwicklung erheblich beeinflussten. Die schon damals äußerst umstrittene Auffassung des BVerfG, das Reichskonkordat gelte fort (wenn auch unter höchst merkwürdigen rechtlichen Umständen), soll hier dahinstehen.<sup>18</sup> In der damaligen Situation, 1957, war die Art und Weise verhängnisvoll, wie das BVerfG mit dem *Konfessionsschulzwang* umging: In einer Zeit, in der die Juristen mit der individuellen Religionsfreiheit, speziell in der Schule, noch nichts Rechtes anzufangen

wussten, rechtfertigte es – ganz nebenbei – den Konfessionsschulzwang (den selbst der Katholik Theodor Maunz in seinem Gutachten schon als ohne weiteres verfassungswidrig bezeichnet hatte<sup>19</sup>) mit der kaum in die Form einer Begründung gekleideten Feststellung, man könne nicht allen Eltern eine ihren Wünschen entsprechende Schulart zur Verfügung stellen.<sup>20</sup> Art. 4 GG (Glaubensfreiheit) wurde als mögliche Begrenzung des Art. 7 I GG (staatliche Schulhoheit) groteskerweise nicht einmal erwähnt. Damit wurde das *Zeitalter der Konfessionsschulen mit seiner konfessionellen Lehrerbildung noch auf längere Zeit zementiert*, obwohl doch gerade das BVerfG den Pluralismus und die Notwendigkeit eines freien geistig-politischen Prozesses der Meinungsbildung schon eindrucksvoll hervorgehoben hatte. Gerade der „Hüter der Verfassung“ gab so ein Negativbeispiel dafür, wie Politik und Gerichte mit der Religionsfreiheit im Schulwesen umspringen durften. Beide zogen daraus vielfältige Konsequenzen in Richtung Verchristlichung des Schulwesens. Diesem wird wegen seiner Bedeutung ein eigener Abschnitt gewidmet.

2.2.4. *„Staat-Kirche-Verhältnis“*. Das Verhältnis des Staats zu den Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften wurde in der konfessionsbestimmten Nachkriegszeit – bei gleich gebliebenen Verfassungsnormen (Art. 136 ff WRV mit Art. 140 GG) zu Gunsten der großen Kirchen völlig umgekrempelt. Die Juristen sprachen allgemein vom „Bedeutungswandel“ der Weimarer „Kirchenartikel“ in Richtung Verkirchlichung. Dabei war die Religionsfreiheit durch die strikte und stets für alle Staatsorgane vorrangige Geltung der Grundrechte (Art. 1 III GG) und die Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Existenz einer an sich effektiven Verfassungsgerichtsbarkeit gegenüber der Weimarer Verfassung sogar erheblich verstärkt worden. Zudem setzte sich die Lehre von der dreigestuften Parität der Religionsgesellschaften durch. Sie konnte nicht nur unterschiedliche Rechtspositionen für privatrechtliche Religionsgemeinschaften und solche mit öffentlich-rechtlichem Körperschaftsstatus (Art. 137 V WRV), sondern forderte darüber hinaus besondere Rechtsprivilegien für die großen Kirchen. Irgendeinen rechtlichen Ansatz für solche Forderungen sucht man im GG vergeblich. Damals war die Hochzeit der auf der katholischen Staatslehre basierenden *Koordinationstheorie*, wonach Staat und Kirche gleichberechtigt nebeneinander bestehen. Noch in der Schlussphase der Adenauer-Ära erkannte gar der BGH 1961 vorübergehend die Koordinationslehre in ihrer extremen Form an: Nach seinem Urteil vom 16.3.1961<sup>21</sup> waren die Kirchen mit ihrer originären Hoheitsgewalt der staatlichen Hoheitsgewalt nicht unterworfen. Und das, obwohl alle Religionsgesellschaften auch ihre eigenen Angelegenheiten gem. Art. 137 III WRV nur „innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes“ regeln durften. Einer vorangehenden Entscheidung des BGH zufolge galt staatliches Recht für die Kirchen nur dann, wenn es sich um „Normen elementaren Charakters, die sich als Ausprägungen und Regelungen grundsätzlicher, jedem Recht wesentlicher, für unseren sozialen Rechtsstaat unabdingbarer Postulate darstellen“, handelte<sup>22</sup>, ferner, wenn die Regelungen „vom kirchlichen Recht stillschweigend oder ausdrücklich bejaht und in Bezug genommen werden“. Diese BGH-Regeln galten, wohlgemerkt, nur für die christli-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

chen Großkirchen. Der bekannte Rechtsgelehrte Hans Heinrich Rupp resümierte die ganze Entwicklung 1969 wie folgt: „Die staatskirchenrechtlichen Artikel der Weimarer Reichsverfassung, vom Grundgesetz en bloc rezipiert, wurden mit Hilfe höchst fragwürdiger und bis dahin in der Rechtswissenschaft unbekannter Methoden mit neuen Inhalten gefüllt und dem neuen staatskirchenrechtlichen Verständnis dienstbar gemacht. Diese Umdeutung fand in atemberaubender Schnelligkeit allgemeine Anerkennung und Eingang in die gesamte Staatskirchenrechtslehre und die Rechtsprechung. Besorgte oder kritische Stimmen, wie etwa diejenige von Thomas Ellwein, der 1954 eine beängstigende Klerikalisierung der deutschen Nachkriegspolitik diagnostiziert und die Frage nach dem Verhältnis von Demokratie und Kirchen gestellt hatte, blieben entweder ungehört oder gingen in beißender Kritik unter... So entstand auf dem Boden der Bundesrepublik ein eigenartig autoritär-kirchenfreundliches Staatsgebilde, das heute gelegentlich mit dem Schlagwort der Pastoraldemokratie gekennzeichnet wird.“<sup>23</sup>

2.2.5. *Vertragsrecht.* Eine besondere Eigenart des Staat-Kirche-Verhältnisses in Deutschland ist die Herausbildung eines weltweit einzigartig dichten Netzes von *Verträgen insbesondere zwischen den Bundesländern und den großen Kirchen.* Die in der Weimarer Zeit begonnene Entwicklung wurde ab 1955, als der „bahnbrechende“ Loccumer Vertrag mit den evangelischen Landeskirchen in Niedersachsen mit seinen umfassenden Kirchenprivilegien geschlossen wurde, intensiv fortgesetzt. 1955 entsprach es der die staatliche Souveränität paralysierenden Theorie der Koordination zweier Mächte,

sich vertraglich zu verständigen. Ungewöhnlich offenherzig erklärte Juraprofessor Grundmann 1962, durch das Vertragskirchenrecht hätten die Kirchen „ihre einmalige Stellung als religiöse Gemeinwesen obersten verfassungsrechtlichen Ranges... auch im positiven Recht wieder eingenommen.“<sup>24</sup> Nach etwa 1965, als niemand mehr etwas von solchen Theorien wissen wollte, fand man freilich andere Gründe, fragwürdige Privilegien zu perpetuieren und neu zu begründen.<sup>25</sup>

### 3. Zur Rechtsentwicklung seit 1965

*3.1. Juristische Wende.* Etwa um 1965 ging die klerikale Nachkriegsperiode mit ihren Übersteigerungen auch im Rechtswesen schlagartig zu Ende. In kurzer Zeit erschienen juristische Arbeiten teils sehr renommierter Autoren, die koordinations-theoretische Überlegungen regelrecht ad absurdum führten. Niemand wagte es mehr, sich darauf zu berufen. Gleichzeitig erfolgte im Jahr 1965 die *forensische Wende* durch acht Kirchensteuerurteile des BVerfG, in denen die persönliche Glaubensfreiheit und die staatliche Neutralität betont wurden.<sup>26</sup> Das bedeutete freilich keineswegs ein generelles Ende der Missachtung der juristischen Methode zu Gunsten der Kirchen bzw. der religiösen Weltanschauung. Insbesondere dann, wenn das Neutralitätsgebot drohte, in der praktischen Auswirkung die Position der Großkirchen fühlbar zu schmälern, fanden selbst die höchsten Gerichte Mittel und Wege, und seien es „brachiale“, um derartige Konsequenzen zu vermeiden. Solches geschah im Schulwesen, im Kirchensteuerrecht, im Arbeitsrecht, bei der Religionsförderung und in zahlreichen anderen Bereichen, und es geschieht – bei erneut gewandelter Gesamtsituation<sup>27</sup> –

noch heute.

*3.2. Neutralität.* Im positiven Sinn bahnbrechend war die Entscheidung des BVerfG von 1965 zur Badischen Kirchenbausteuer.<sup>28</sup> Ihr zufolge legt das GG dem Staat als „Heimstatt aller Bürger“ ohne Ansehen der Person *weltanschaulich-religiöse Neutralität* auf und untersagt ihm auch die Privilegierung bestimmter Bekenntnisse sowie die Einführung „staatskirchlicher Rechtsformen“. Die vielzitierte und durch eine Serie von GG-Zitaten eindrucksvoll untermauerte Passage klingt sehr gut. Dass sie dennoch wenig bewirkt, hängt auch mit dem (absichtsvollen?) Fehler des BVerfG zusammen, das Neutralitätsgebot nicht näher zu erläutern. Dieser noch heute bestehende Mangel veranlasst eine wenig rechts- und verfassungstreue Politik immer wieder dazu, die Reichweite vorhandener oder auch nur postulierter rechtlicher Spielräume bis ins Letzte auszutesten, um die christliche Religion weiterhin zu privilegieren (Beispiele: Bayerisches Kruzifix-Gesetz, einseitige Kopftuchgesetze).

Selbst die konservativsten kirchlich gesinnten Juristen tragen die Neutralität wie eine Fahne vor sich her, um dann mit fadenscheinigen Ausflüchten einschließlich der Ignorierung logischer Widersprüche die Neutralität doch zu verweigern. Zu diesem Zweck werden die z. T. ohnehin komplexen Anwendungsprobleme der Neutralität künstlich aufgebläht mit der Folge einer begrifflichen Vagheit, die – bei Zuhilfenahme von Begriffen wie positive Neutralität, Toleranz, Tradition, Gottesnennung in der GG-Präambel, Landesverfassungsrecht u. a. – bei gleichzeitiger Reduzierung des Neutralitätsgebots zu einem Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

leicht durchbrechbaren Grundsatz – die Erreichung des interessenpolitisch gewünschten Ziels erleichtert. Selbst vor der Diffamierung des korrekt argumentierenden Gegners schreckt man nicht immer zurück. Das erstaunlichste Beispiel dafür ist die Kontroverse um das Kreuz im Klassenzimmer (dazu später).

Zur Erleichterung des Verständnisses sei auf Folgendes hingewiesen: Nach heute zumindest verbal fast allgemeiner und zutreffender Auffassung bedeutet das indirekt, aber deutlich im GG verankerte *r-w Neutralitätsgebot im Kern nichts anderes als Unparteilichkeit* aller staatlich-öffentlichen Organe gegenüber Religionen und Weltanschauungen im Sinn der Wahrung gleicher Distanz oder gleicher Förderung, wie das auch ohne weiteres dem Alltagsverständnis und etymologischen Wortsinn entspricht. Das Problem liegt dann in der Entscheidung zwischen der Alternative *r-w Distanz* (Ausklammerung) oder *r-w Offenheit* (Berücksichtigung) und im Ermitteln der Gleichheit von Tatbeständen. Die Unparteilichkeit gilt aber in jedem Fall ohne Ausnahme. Ihr Fehlen ist häufig sehr klar ersichtlich.

**3.3. Kirchensteuer.** So sehr die Kirchensteuerurteile des BVerfG insgesamt die individuelle Religionsfreiheit gestärkt haben, so gravierend sind doch grundlegende Mängel seiner *Rechtsprechung zum Kirchensteuerrecht*. Weder 1965 noch später hat das BVerfG den *staatlichen Einzug der Kirchensteuer* durch die Finanzämter beanstandet, sondern als selbstverständlich und nicht begründungsbedürftig für verfassungsrechtlich zulässig erachtet. Das erstaunt, denn Art. 137 VI WRV/ 140 GG garantiert den steuerberechtigten „Religionsgesellschaften“ lediglich zwei-  
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

erlei: Zum einen die Erhebung des (der Sache nach) individuellen *Mitgliedsbeitrags* in Form einer „Steuer“, d.h. notfalls mit staatlicher Vollstreckung von Amts wegen, zum anderen die Zurverfügungstellung der „bürgerlichen Steuerlisten“ durch den Staat. Da es solche Steuerlisten längst nicht mehr gibt, ist der Staat stattdessen verpflichtet, den Kirchen als den Steuergläubigern die erforderlichen individuellen Steuerdaten zur Verfügung zu stellen. Die eigentliche Erhebung muss dann (unstreitig!) von Verfassungs wegen gerade nicht zwingend durch staatliche Stellen (Finanzämter) erfolgen, sondern könnte durch eine *kircheneigene Steuerverwaltung* durchgeführt werden. So handhaben es die kath. Kirche und die Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Bayern seit Jahrzehnten problemlos und freiwillig bei der Einkommensteuer (nicht: Lohnsteuer) mit *kirchlichen* Steuerämtern. *Die fast allgemeine Meinung in Rspr. und Literatur will nicht sehen, dass die staatliche Kirchensteuerverwaltung eine „staatskirchliche Rechtsform“ darstellt, die das BVerfG in seiner grundlegenden Entscheidung zur Badischen Kirchenbausteuer (s.o.) als Obersatz gerade generell untersagt. Dabei besteht Einigkeit darüber, dass der Satz „Es besteht keine Staatskirche“ (Art. 137 I WRV) als Grundnorm der Trennung von Staat und Religionsgemeinschaften jedenfalls grundsätzlich keine gemeinsamen institutionellen Verbindungen zulässt. Eine Abweichung davon bedarf nach den sonst anerkannten Rechtsregeln stets einer besonderen – hier verfassungsrechtlichen – Rechtfertigung. Eine solche besteht zwar hinsichtlich der notwendigen Steuerdaten, der im Grundsatz einvernehmlich zu gestaltenden Kirchensteuergesetze und des*

staatlichen Religionsunterrichts (Art. 7 III GG), nicht aber beim *staatlichen* Kirchensteuereinzug. Denn die Funktion des Art. 137 I WRV ist es, jede unnötige gegenseitige Abhängigkeit verhindern.<sup>29</sup> Sogar die Pflicht des konfessionslosen oder andersgläubigen *Arbeitgebers* zur kostenlosen Mitwirkung am staatlichen *Kirchenlohnsteuerverfahren* wird gerechtfertigt: der Arbeitgeber werde nicht für die Religionsgemeinschaft tätig, sondern sei nur Beauftragter des Steuerfiskus und unterstütze den Arbeitnehmer bei der Erfüllung der Kirchensteuerpflicht: so die m.E. scheinheilige Begründung des BVerfG.<sup>30</sup> Sie ignoriert, dass Steuergläubiger ausschließlich eine Religionsgemeinschaft ist, die der Arbeitgeber u. U. scharf ablehnt, für die er aber entgegen Art. 4 GG gezwungenermaßen kostenlos tätig werden muss und die er damit indirekt unterstützt. Dabei ist anerkannt, dass auch mittelbare Grundrechtsbeeinträchtigungen Grundrechtseingriffe darstellen, die selbst bei Geringfügigkeit einer *verfassungsadäquaten Begründung* bedürfen. Bei der *pauschalisierten Kirchenlohnsteuer* muss der Arbeitgeber sogar den Einzelnachweis führen, wenn er sie für konfessionslose Arbeitnehmer nicht abführen will.<sup>31</sup> Mindestens so fragwürdig ist der *Zwangsvermerk* über die (Nicht)Zugehörigkeit zu einer kirchensteuerberechtigten Religionsgemeinschaft auf der *Lohnsteuerkarte*: Sagt doch Art. 136 III 1 WRV/ 140 GG eigens: „Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren“, wenn keine verfassungsgemäßen Rechte oder Pflichten davon abhängen oder eine gesetzlich angeordnete statistische Erhebung das erfordert. Darüber kam das BVerfG 1978 ganz leicht hinweg: Da das Kirchenlohnsteuer-Abzugsverfahren statt-

haft sei, verlange die in Art. 137 VI WRV enthaltene Garantie einer geordneten Besteuerung den Religionsvermerk, denn dieser sei erforderlich und nicht unzumutbar. Die abstrakte Missbrauchsmöglichkeit mache das zulässige Verfahren noch nicht verfassungswidrig.<sup>32</sup> Diese Argumentation übersieht geflissentlich, dass die Weiterleitung der Religionsdaten von der Meldebehörde an den Arbeitgeber keineswegs erforderlich ist: Eine Besteuerung kann auch ohne Einschaltung des Arbeitgebers in geordneter Form erfolgen, wäre nur für die Kirchen nicht so praktisch. Ein Grundrechtseingriff lässt sich damit nicht rechtfertigen, zumal keiner der ausschließlich festgelegten Einschränkungstatbestände vorliegt.<sup>33</sup> In religiös geprägten ländlichen Gebieten kann der Zwangsvermerk für den Arbeitnehmer durchaus auch heute noch von Nachteil sein.

Hätte das BVerfG in Sachen Kirchensteuer *lege artis* judiziert und sowohl das Trennungsgebot (staatlicher Einzug) als auch die Rechte von Arbeitgebern und Arbeitnehmern korrekt beachtet, so würde die Kirchensteuer in ihrer bisherigen Form fallen. Die Kirchen müssten sich selbst um ihre Mitglieder kümmern und die Steuern verwalten und ggf. vollstrecken, wie andere private und öffentliche Vereinigungen auch. Das wäre nicht unbillig und entspräche nach statistischen Erhebungen dem klaren Mehrheitswunsch der Bevölkerung, hätte aber wegen verstärkter „Kirchenaustritte“ sicher Auswirkungen auf die amtskirchlichen Strukturen. Das BVerfG trägt somit durch seine Rspr. erheblich zur Aufrechterhaltung verkrusteter Strukturen in den „Amtskirchen“ bei, mischt sich also indirekt massiv in religiöse Angelegenheiten ein.

Nebenbei: Schon im *Standardbegriff* „Kirchenaustritt“, den alle Kirchensteuergesetze der Länder verwenden, kommt eine kirchenhörige *Verlogenheit* zum Ausdruck, die eine (vom „Austretenden“ keineswegs immer gewollte) völlige Abwendung von der Kirche vortäuscht. Denn die Mitgliedschaft in einer Religionsgemeinschaft ist ausschließlich Sache innerkirchlicher Regelung. Der säkulare Staat hätte nach völlig unbestrittener Rechtsmeinung keinerlei Befugnis, echte Austritterklärungen mit innerkirchlicher Wirkung entgegenzunehmen. Rechtspraktisch bedeutet die Erklärung des „Kirchenaustritts“ bei Standesamt bzw. Amtsgericht lediglich die Abmeldung von der staatlich-kirchlichen *Kirchensteuergemeinschaft*. Andere Rechtsfolgen im staatlichen Bereich dürften kaum auftreten. Ob und welche Folgen die Religionsgemeinschaft aus einer „Austrittserklärung“ zieht, ist allein deren Sache.

*3.4. Schwangerschaftsabbruch.* Die Problematik des ungeborenen Lebens hat das geistige Klima der Bundesrepublik jahrzehntelang wie kaum ein anderes erregt, ja sogar vergiftet, und die neue bioethische Debatte hat die Gemüter wiederum heftig bewegt. Es sind zahllose juristische Abhandlungen und auch hochklassige Monographien, meist stark verknüpft mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Erwägungen, die zu diesen Themen geschrieben wurden und werden. Oft überdeckt freilich tiefende Ideologie das klare juristische Denken. Wir sind heute wieder soweit, dass die Menschenwürde der befruchteten Eizelle verfassungsrechtlich diskutiert wird. Das BVerfG hat an dieser Entwicklung keinen geringen Anteil. Zum Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Verständnis ist es wichtig, zu den meist ignorierten, aber schlichten verfassungsrechtlichen Grunddaten zurückzukehren.

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist das berühmte *erste Urteil des BVerfG zum Schwangerschaftsabbruch* (im Folgenden: S.) vom 25.2.1975.<sup>34</sup> Das Urteil ist Basis für alle folgenden Wirkungen bis zum heutigen Tag. Sein Gegenstand ist die Neuregelung des S. durch das 5. Strafrechts-Reformgesetz vom 18.6.1974. Dessen § 218 a StGB erklärte den S. für straffrei, wenn er innerhalb der ersten 12 Wochen nach der Empfängnis von einem Arzt mit Einwilligung der Schwangeren vorgenommen wird (Fristenlösung). Bei Fehlen einer sachgerechten Beratung wurde (nur) der Arzt mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr bedroht. Das BVerfG erklärte das Reformgesetz mit seiner Fristenregelung für verfassungswidrig. In seiner exzessiv langatmigen, aber wenig juristischen Entscheidung vertrat es folgende Grundthesen: Die Art. 2 II 1 und 1 I GG schützen das vorgeburtliche menschliche Leben als selbständiges Rechtsgut, auch gegenüber der Mutter. Das GG missbilligt also rechtlich den S. Der Lebensschutz hat grundsätzlich für die gesamte Dauer der Schwangerschaft Vorrang vor dem Selbstbestimmungsrecht der Frau. In bestimmten Ausnahmefällen darf der Gesetzgeber jedoch Straffreiheit gewähren.

*Fragwürdige Ideologie* liegt bereits der Grundthese zugrunde, wonach der Nasciturus – zumindest ab dem 14. Tag der Empfängnis, d. h. nach erfolgter Nidation (sie erst ist entscheidend für den Beginn konkret-individuellen Lebens) – durch das *Grundgesetz* geschützt wird. Sie

ist Grundlage für die angeblich verfassungsrechtliche Forderung nach speziell *strafrechtlichem* Schutz. Ausgangspunkt des BVerfG ist Art. 2 II 1 GG. Er hat folgenden Wortlaut: „Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit.“ Ergänzend wird Art. 1 I GG herangezogen: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Zu entscheiden ist somit an erster Stelle, ob „Jeder“ im Sinn des Art. 2 II 1 GG auch das werdende menschliche Leben ist. Der isolierte Wortlaut gibt hierzu nichts her. Art. 2 I bezieht „Jeder“ auf eine „Persönlichkeit“, die sich frei entfalten darf, und unmittelbar auf Art. 2 II 1 folgt der Satz: „Die Freiheit der Person ist unverletzlich“. Daher spricht der Wortlaut und Gesamtzusammenhang des Art. 2 deutlich dafür, dass „Jeder“ grundsätzlich eine „Person“ sein muss. Zwar kann man auch einen Neugeborenen nicht im Vollsinn als „Person“ bezeichnen, aber da die Rechtsordnung (s. § 1 BGB) dem Menschen seit je die Rechtsfähigkeit mit der Vollendung der Geburt zuerkennt, ist unter „Jeder“ sicherlich auch jeder Geborene zu verstehen. Dafür, dass auch der Nasciturus, gar in seinen ersten Frühformen, einbezogen werden soll, geben Wortlaut und systematischer Zusammenhang nichts her. Aus der vom BVerfG ansonsten so häufig herangezogenen *Entstehungsgeschichte* ergibt sich aber erst recht nichts für die Ausgangsthese. Insoweit hatte das BVerfG ausweislich der Entscheidungsgründe – zu Recht – selber Bedenken. Der Verfassungsschutz für das werdende Leben hat sich im Parlamentarischen Rat ja trotz heftiger Auseinandersetzungen gerade nicht im Wortlaut durchsetzen lassen.<sup>35</sup> Trotz alledem kommt das BVerfG zu seinem extrem weiten Verständnis von „Jeder“ durch folgende Über-

legung: Die menschliche Entwicklung ist von der Empfängnis bis nach der Geburt ein kontinuierlicher Prozess, so dass der Lebensschutz des Art. 2 II 1 umfassend gelte. Auch sollten Grundrechte „in Zweifelsfällen“ so ausgelegt werden, dass sie ihre Wirkungskraft am stärksten entfalten. Das ist aber ein reiner Zirkelschluss: nicht nur, dass keiner der Kontrahenten die Kontinuität eines – per se rechtlich unerheblichen – Entwicklungsprozesses bestreitet, es geht auch nicht um den sinnvollen Umfang eines existierenden Grundrechts, sondern gerade darum, ob ein solches überhaupt zuerkannt werden soll oder nicht. Und gerade das war und ist seit je politisch und rechtlich umstritten. Ein *Verfassungsrecht* des Nasciturus ist dem GG gerade nicht zu entnehmen (wenn man es nicht zuvor hineinliest, s. Goethe). Unklar ist zudem geblieben, nach welchen Kriterien das Vorliegen eines „Zweifelsfalls“ festgestellt werden sollte. In Frage käme ja auch die Sichtweise der Schwangeren. Die Grundthese der Entscheidung ist eine *petitio principii* und keine juristische Begründung. Das Urteil wurde im übrigen von zahlreichen Rechtswissenschaftlern (selbst von einer Minderheit der entscheidenden Richter) scharf kritisiert, etwa von Josef Esser mit seinem Aufsatz „Bemerkungen zur Unentbehrlichkeit des juristischen Handwerkszeugs“.<sup>36</sup> Zu denken hätte den Richtern auch folgender Gedanke der an der Entscheidung beteiligten Richterin Rupp-von Brünneck geben sollen: „Für den deutschen Rechtsraum verdient Hervorhebung, dass das Kirchenrecht, gestützt auf die *Beseelungslehre* (Hervorh. Cz), bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Abtreibung in der Zeitspanne bis zum 80. Tag nach der Empfängnis als straflos angesehen hat.“<sup>37</sup> Jahrhundert-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

telang galt in der Rechtspraxis also eine katholische Fristenregelung. Dass ein rigides Verbot des S. nur religiös begründet werden kann, erscheint offensichtlich.<sup>38</sup> Daher stellt sich auch die (rechtlich-politisch aber kaum je gestellte) Frage, ob die säkulare Rechtsordnung religiöse Forderungen eines (kleineren) Teils der Bevölkerung allen übrigen Bürgern überstülpen kann, ohne das neutral begründen zu können. Ein solches Verfassungsverständnis ist mit der *liberalen Rechtstheorie* z. B. eines John Rawls abzulehnen und mit dem Geist des GG unvereinbar.<sup>39</sup>

Trotz aller Kritik knickte nach 1975 allmählich die gesamte Rechtsliteratur völlig ein. Wer heute Kommentare zum GG oder zum StGB liest, wird kaum viel mehr finden als die apodiktische und unkritisch wiedergegebene Feststellung, auch das werdende Leben im Mutterleib sei Träger des Grundrechts auf Leben. Das vielumstrittene 2. Urteil des BVerfG vom 28. 5. 1993<sup>40</sup> zum S. und die Folgeentwicklung haben die Zahl der Rechtsprobleme, Ungereimtheiten und sogar massiven logischen Widersprüche noch stark vermehrt. In manchen rechtlichen Teilbereichen der komplexen Thematik S. vermag niemand mehr zu sagen, was die zentralen Begriffe „rechtswidrig“ und „rechtmäßig“ noch sinnvoll bedeuten, und es gibt viel Literatur dazu: *Perversion der Jurisprudenz*. So trifft auf das o. g. Urteil des BVerfG von 1975 in besonderem Maß der Satz zu: „Das ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortzeugend Böses muss gebären.“

Wichtige logische Aspekte der Probleme des Urteils des BVerfG von 1993 hat Norbert Hoerster 1995 in einem Aufsatz mit dem Titel dargelegt: „Das ‘Recht auf Leben’ der menschlichen Leibesfrucht – Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Rechtswirklichkeit oder Verfassungslyrik?“<sup>41</sup> Nicht zuletzt juristischen Defiziten haben wir es zu verdanken, wenn sogar die *Präimplantationsdiagnostik* mit vorgeschobenen verfassungsrechtlichen Argumenten teilweise fanatisch bekämpft wurde: Dabei ist PID ein Verfahren, das es lediglich sicher *ermöglichen* soll, die Austragung schwer geschädigten Lebens rechtzeitig zu verhindern, so dass ein rechtlich *zulässiger* S. vermieden werden könnte.

3.5. *Arbeitsrecht in kirchlichen Einrichtungen*. Aus Raumgründen sei nur kurz auf eine problematische Gesamtentwicklung hingewiesen. 1968 *weitete das BVerfG die Religionsausübungsfreiheit (Art. 4 II GG) extrem weit aus* und erstreckte sie textwidrig auf das *gesamte* religiös begründete Verhalten, hier eine Aktion Rumpelkammer der Kath. Landjugend, die in Konflikt mit einem gewerblichen Sammler geriet. Ohne, dass der Streitfall (Lumpensammler-Entscheidung<sup>42</sup>) das zwingend erfordert hätte, wurde das Recht auf ungestörte Religionsausübung weit über das klassische Verständnis als Garantie der Kulturausübung hinaus<sup>43</sup> auch allen solchen Vereinigungen zuerkannt, die sich, anders als Religionsgemeinschaften, nur eine teilweise Pflege des religiösen Lebens zum Ziel setzen. In der Folge konnten sich alle kirchlichen Sozialeinrichtungen für ihre äußerlich rein weltliche Tätigkeit auf Art. 4 GG berufen. Verheerende Auswirkungen hatte auf dieser Basis die Entscheidung von 1985 zum *stark reduzierten Kündigungsschutz in kirchlichen Sozialeinrichtungen*, die mit einer heute juristisch immer mehr kritisierten völligen *Übersteigerung des kirchlichen Selbstbestimmungsrechts* (Art. 137

III WRV) begründet wurde.<sup>44</sup> Während Art. 137 III WRV/ 140 GG dieses Recht nur innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze gewährt, setzte das BVerfG im Ergebnis diesen religionsneutralen Vorschriften ihrerseits Schranken durch übersteigerte und nicht einmal nach der Arbeitnehmerposition differenzierte *amtskirchliche Loyalitätspflichten*, weit hinaus über den ohnehin gegebenen arbeitsrechtlichen Tendenzschutz. Insbesondere der konkret entschiedene Fall eines gekündigten und bislang unbeanstandeten altgedienten Buchhalters ließ erkennen, dass das Gericht den *Grundrechten der Arbeitnehmer* kaum eine echte Bedeutung beimaß. Das *staatliche Kündigungsschutzrecht* wurde auf eine Weise *paralysiert*, die zuvor keinem Arbeitsrechtler denkbar erschien.<sup>45</sup> Trotz stärker werdender Kritik auch von christlichen Juristen ist eine Änderung der Rspr. des BVerfG immer noch nicht in Sicht. Betroffen sind derzeit ca. 1,2 Millionen Arbeitnehmer.

Die *Gesamtentwicklung des Arbeitsrechts im kirchlichen Bereich* ist, einschließlich gesetzlicher Sonderregelungen zugunsten der Kirchen und zu Lasten der Arbeitnehmer und Gewerkschaften verlaufen. Selbst die härtesten juristischen Interessenvertreter der Amtskirchen hätten sich wohl keine günstigere Konstellation ausdenken können, als sie der Gesetzgeber und das BVerfG den Kirchen freiwillig eingeräumt haben. Inwieweit die Antidiskriminierungsvorschriften der EG eine teilweise Modifizierung bewirken können, ist abzuwarten.

#### **4. Zur Rechtsproblematik Schule, Religion und Neutralität**

Wegen des riesigen Umfangs dieser speziellen, vielfältigen und politisch brisan-

ten Thematik verweise ich vorab auf meine 2003 anderweitig publizierte detaillierte Darstellung (s. Literaturliste). Zur unverständlichen Ignorierung des Art. 4 GG im Konkordatsurteil des BVerfG (1957) wurde schon oben unter 2.2.3. hingewiesen.

*4.1. Keine Glaubensfreiheit für Nichtchristen.* 1967 erklärte der Bayer. Verfassungsgerichtshof, die Glaubensfreiheit verbiete die Erziehung einer Bekenntnisminderheit nach den Grundsätzen der Bekenntnismehrheit, weil sonst ein „klarer Verstoß“ gegen das Grundrecht vorliege.<sup>46</sup> Nur kurze Zeit später, im selben Jahr, scheute sich der BayVerfGH nicht, allen *Nichtchristen* das Grundrecht der „Glaubens- und Gewissensfreiheit“, Art. 107 I BayVerf, in der Schule abzusprechen. Das Grundrecht wurde ihnen zwar nicht generell aberkannt, aber die „Ausmerzungen“ des christlich geprägten Geistes der (Volks-) Schule verletze die „Gewissensfreiheit“ der christlichen Eltern. Auch habe der Gedanke der Nichtmajorisierung der Grundrechte Schranken „kraft unserer demokratischen Rechtsordnung“ (!).<sup>47</sup> Jeder weitere Begründungsversuch fehlt.

*4.2. Christliche Gemeinschaftsschulen.* Im Zuge der Abschaffung der Konfessionsschulen wurde 1968 in Bayern Art. 135 der Landesverfassung wie folgt gefasst: „Die öffentlichen Volksschulen sind gemeinsame Schulen für alle volksschulpflichtigen Kinder. In ihnen werden die Schüler nach den Grundsätzen der christlichen Bekenntnisse unterrichtet und erzogen.“ Das war nach Entstehungsgeschichte und Text eine eindeutig auch inhaltlich christlich geprägte Gemeinschaftsschule. Etabliert wurde also trotz absoluter religiöser Inkompetenz des Staats eine *inter-* Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*konfessionelle Konfessionsschule*. 1975 entschied das BVerfG in einer vielzitierten Entscheidung, die dagegen erhobene Verfassungsbeschwerde sei abzuweisen, da das Gericht den Begriff der Christlichen Gemeinschaftsschule wegen Art. 4 GG *verfassungskonform verstand*.<sup>48</sup> Die Schule dürfe das Christentum nur im Rahmen pluralistischer Offenheit als Kulturerscheinung vermitteln, nicht aber als Glaubensgut lehren. Das hieß: Die Schule darf sich zwar formal christlich nennen, es aber inhaltlich keinesfalls sein. Auch dürften nichtchristliche Lehrer nicht benachteiligt werden. Das entsprach inhaltlich der Nichtigerklärung des Art. 135 BayVerf, den man aber trotzdem formal aufrechterhielt: *eine äußerst unehrliche Entscheidung*, die zwar ein öffentliches Ärgernis vermied, aber allen Grundsätzen der „verfassungskonformen Auslegung“ widersprach. Das erleichterte den folgenden massiven Rechtsbruch der bayerischen Schulverwaltung, die die Volksschule bis zum heutigen Tag im Rahmen der Möglichkeiten als Feld für z.T. massive christliche Missionierung versteht.<sup>49</sup>

**4.3. Neutralität.** Der, wie ich es offen nennen möchte, Feigheit (oder staatspolitischen Klugheit?) des BVerfG von 1975 entsprach sein fester Entschluss, sich in Sachen Neutralität (s. oben 3.2) ja nicht ohne Not inhaltlich festzulegen. Ist doch das Gebot r-w Neutralität das am meisten missachtete Postulat des GG<sup>50</sup>, und bei einer klaren Grunddefinition würde man Konsequenzen befürchten müssen. Nur so ist es wohl zu erklären, dass das BVerfG 1973 der Verfassungsbeschwerde eines jüdischen Klägers wegen Verstoßes gegen Art. 4 GG aus Gründen des *Einzelfalls* stattgab und die Entfernung eines Stand-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

kreuzes aus einem Gerichtssaal anordnete.<sup>51</sup> Ob dieses schon dem vorrangigen *generellen* Neutralitätsgebot widersprach, wollte das Gericht nicht allgemein entscheiden, da das zu schwierig sei. Dabei wäre nichts einfacher gewesen, als zu der Erkenntnis zu gelangen, dass ein einziges, spezifisch religiöses Symbol im Gerichtssaal eines nicht religiös begründeten Staats nichts verloren hat, weil damit gegen die Gleichbehandlung der verschiedenen Religionen und Weltanschauungen verstoßen wird.

Diese „*Methode*“, die *Neutralitätsfrage* – *regelwidrig* – zu *ignorieren* und stattdessen vorrangig das Vorliegen einer persönlichen Rechtsverletzung zu prüfen, wird von den Gerichten, soweit ersichtlich, bis zum heutigen Tag bevorzugt, gehe es um Kreuze in Ratssälen oder Schulen oder um Gebete im gemeindlichen Kindergarten. So werden Kreisräte, Eltern, Schüler und Lehrer gezwungen, sich als Nichtchristen zu outen, dem Unverständnis einer unaufgeklärten Bevölkerung, Presse und Kollegenschaft bis hin zum Hass auszusetzen und eine (möglichst intensive) persönliche Rechtsverletzung geltend zu machen. Ist aber ein ideologisches Symbol (auch: ein politisches Parteiabzeichen) oder eine sonstige *einseitige* religiös-weltanschaulich-politisch-ideologische staatliche *Beeinflussung* von vornherein generell unzulässig, so genügt eindeutig jede geringe Beeinträchtigung dieser Art, um eine nicht rechtfertigungsfähige Grundrechtsverletzung zu bewirken, und es kann eigentlich zu gar keiner Situation kommen, die den Klageweg erzwingt.

**4.4. Kreuz/ Kruzifix im Klassenzimmer.** Wenn Schule nach den Entscheidungen des BVerfG von 1975 (s. o.) *nicht einsei-*

tig beeinflussen<sup>52</sup> oder gar missionieren darf, so hätte das wohl unmittelbare Bindungswirkung für alle bayerischen Staatsorgane auch bezüglich des Kreuzsymbols haben müssen. Aber der Freistaat Bayern hat ja bekanntlich zugunsten des christlichen Glaubens den Verfassungsbruch konsequent zum Erziehungsmittel gemacht.<sup>53</sup> Den Gipfel des Rechtsbruchs stellte es dar, als der berühmte Kruzifix-Beschluss des BVerfG vom 16. 5. 1995 durch ein rasch durchgepeitschtes Landesgesetz nicht nur unterlaufen, sondern regelgerecht konterkariert wurde. Denn das BVerfG hatte ausweislich der tragenden Entscheidungsgründe zum grundrechtlichen Beeinflussungsverbot und vor allem Neutralitätsgebot – mit formaler Bindungswirkung für alle bayerischen Staatsorgane, § 31 BVerfGG – sämtliche staatlich veranlassten Schulkreuze für generell GG-widrig erklärt (wird dennoch bestritten). Die Schamlosigkeit mancher der zahlreichen juristischen Gegner der Entscheidung<sup>54</sup>, die weder Anstand, noch juristische Logik gelten ließen<sup>55</sup>, ist in der Geschichte der Bundesrepublik bisher beispiellos. Das kann hier nicht näher dargestellt werden.<sup>56</sup> Immerhin ist seitdem die Zahl der juristischen Verteidiger der Entscheidung stark angestiegen und diese heute weithin akzeptiert. In einer rückblickend-distanzierten Analyse hat der bekannte Frankfurter Öffentlich-Rechtler Michael Stolleis, ein gelegentlicher Mitarbeiter der Zeitschrift für evangelisches Kirchenrecht, im Jahr 2000 bei aller Nachdenklichkeit konstatiert, das BVerfG habe im Kruzifix-Beschluss von 1995 die Pflicht, lege artis zu entscheiden, „in respektabler Weise“ erfüllt.<sup>57</sup> So sieht es auch z. B. das Lehrbuch „Grundzüge des Staatskirchenrechts“ von Jeand’Heur/

Korioth (2000; eingehend). Demgegenüber ist die Art und Weise, wie das BVerwG 1999 meinte, das Schulkreuz in Bayern grundsätzlich entgegen der auch das BVerwG bindenden Entscheidung des BVerfG noch halten zu müssen, wenig respektabel, und noch schlimmer ist die Entscheidung des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs.<sup>58</sup> Beide Gerichte ignorieren (trotz verbaler Erwähnung) die Fragen der Bindungswirkung und der Bedeutung des Neutralitätsgebots. Folge ist ein nicht enden wollender Kampf einzelner Eltern/Schüler und Lehrer um das Kreuz in der Schule.

Am Rande sei die Frage gestellt, wie viel innere Unabhängigkeit und r-w Neutralität von den Tausenden von Richtern, d. h. unmittelbaren Repräsentanten der säkularen Staatsgewalt, zu erwarten ist, die „unter dem Kreuz“ judizieren. Denn kraft Sitzungshoheit sollten sie für die verfassungsgemäße Ausstattung der Sitzungssäle zumindest während der Sitzungszeit verantwortlich sein.

4.5. *Ethikunterricht (EU)*. Ab 1972 wurde in mehreren, mittlerweile allen westdeutschen Flächenstaaten ein *Ethikunterricht* (EU) oder vergleichbarer Unterricht als Ersatz für Religionsunterricht (RU) eingeführt. Er zielte von Anfang an auf die Schüler, die sich mit steigender Tendenz vom RU abmeldeten, um dadurch den RU zu stabilisieren: ein laut BVerwG klar GG-widriges Motiv. Gegen einen solchen EU erhob eine juristische Minderheit insbesondere seit 1992 *Kritik* mit der Begründung, das GG garantiere durch Art. 4 I und 7 II eine freie, d. h. *unsanktionierte Entscheidung* gegen den RU. Ein Zwangersatz in Form eines anderen Faches für die betreffenden Schü-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ler stehe im Widerspruch zur Freiheit der Entscheidung. Auch werde eine Verknüpfung zwischen Schulpflicht und Religion hergestellt, die im Widerspruch zu Art. 3 III GG stehe. Da es keine Religionspflicht gebe, könne es auch keine Pflicht geben, als Ersatz oder Zwangsalternative (so in vier neuen Bundesländern) einen anderen Unterricht besuchen zu müssen. Nach deutlich der religiösen Erziehung zugelegten, recht gewundenen Urteilen der Vorinstanzen (VG Freiburg, VGH Mannheim), die vielfach mehr an Besinnungsaufsätze als juristische Argumentation erinnerten<sup>59</sup>, erklärte das BVerwG 1998 in einer prozessual und inhaltlich irritierenden Weise den EU für GG-konform, wenn er nur rechtlich und tatsächlich dem RU gleichgestellt sei.<sup>60</sup> Dieser Forderung kommen übrigens noch heute etliche, wenn nicht alle Bundesländer immer noch nicht nach. Der EU, das Fach Werte und Normen (Niedersachsen) usw. soll möglichst unattraktiv sein. Eine Verfassungsbeschwerde gegen das Urteil des BVerwG sowie eine weitere Verfassungsbeschwerde und eine Richtervorlage des VG Hannover (das die Kritik mit präziser Argumentation aufgenommen hatte) würgte das BVerfG 1999 auf äußerst rüde Weise als bereits unzulässig ab.<sup>61</sup> Eine inhaltliche Auseinandersetzung sollte wohl mit allen Mitteln verhindert werden. Dirk Heckmann, obwohl ein erklärter Befürworter des EU für Nichtteilnehmer am RU, vertrat die Meinung, die Argumentation der Kritiker sei „nicht leicht zu widerlegen“, was er auch selbst gar nicht erst versuchte.<sup>62</sup>

4.6. *Lebengestaltung-Ethik-Religionskunde (LER)*. Erstaunlich war und ist der Kampf gegen das brandenburgische Fach Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

LER, das von Anfang an als r-w neutrales lebenskundlich-praktisches, ethisch-philosophisches und religionskundliches Fach für alle Schüler sorgfältig geplant war, teilweise auch unter christlicher Anregung und mit intensiver wissenschaftlicher Begleitung. Die dagegen betriebene, auf breiter Ebene geführte maßlose jahrelange ununterbrochene Hetze führte 1996 – parlamentshistorisch einzigartig – sogar zu einem gegen das Land Brandenburg gerichteten, von CDU/CSU und FDP getragenen Beschluss des Bundestags, das Land solle das geplante Schulgesetz ablehnen oder zu Gunsten des RU abändern.<sup>63</sup> Dabei war die Frage des RU wegen Art. 141 GG verfassungsrechtlich pro und contra äußerst umstritten und war man den Kirchen, vor allem durch eine rechtlich sehr fragwürdige Befreiungsklausel, schon weitestgehend entgegengekommen. Im Kern ist LER trotz aller Besonderheiten und seiner integrativen Funktion ein Fach wie der westliche EU. Was im Westen als tendenziell abschreckendes Fach nur für Abweichler höchst erwünscht war, sollte in Brandenburg gegen das GG verstoßen. Dabei ist LER der Sache nach ein Fach wie Geschichte oder Sozialkunde. Zahlreiche Interessenvertreter kämpften geradezu mit Schaum vor dem Mund, mit dem Ziel, *einen attraktiven Unterricht mit Integrativfunktion für alle Schüler im weitgehend nichtreligiösen Brandenburg zu verhindern und stattdessen auf Staatskosten einen staatlichen RU zu etablieren*. Das gegen das neue Schulgesetz von 1996 angerufene BVerfG griff zu dem rechtshistorisch völlig außergewöhnlichen Mittel, den zahlreichen Verfahrensbeteiligten einen Prozessvergleich vorzuschlagen, statt die drängenden Verfassungsfragen zu entscheiden. Dem diesbezüglichen

*Beschluss des BVerfG* vom 11. 12. 2001<sup>64</sup> kann man indirekt entnehmen, dass das Gericht trotz eines von den Beschwerdeführern betriebenen gigantischen Aufwands kirchlich orientierter Professoren sich nicht in der Lage gesehen hatte, LER im Grundsatz zu beanstanden. Der Vergleichsvorschlag, der schließlich in Gesetzesform umgesetzt wurde, enthält zahlreiche und sehr ungewöhnliche Vorschläge zu Gunsten eines kirchlichen Religionsunterrichts in der staatlichen Schule: auf Staatskosten und mit voller Integration der staatlich-kirchlichen Lehrer in den Schulbetrieb, unter befreiender Wirkung gegenüber dem staatlichen LER. Damit *haben die Kirchen im Ergebnis so gut wie alles erreicht*. Das Land Brandenburg tut heute viel für den (kirchlichen) RU mit seinen nur sehr wenigen Schülern und eher wenig für das (staatliche) Fach LER. Hingegen bekämpft das Land mit allen rechtlichen Mitteln den Versuch des Humanistischen Verbandes Berlin-Brandenburg, für die zahlreichen säkular Denkenden entsprechend dem sehr erfolgreichen Berliner Beispiel einen *Humanistischen Lebenskundeunterricht* als weltanschaulichen Unterricht (der dem RU entsprechen würde) einzuführen.<sup>65</sup> Das Gerichtsverfahren ist ins Stocken geraten. Das *Fach Ethik* hingegen, das theoretisch, auch nach BVerwG, nur als „neutrales“ Fach existieren darf, fungiert praktisch nicht selten als *sanft-religiös missionierendes Fach*. Das kann man z. B. sogar anhand der Volksschul-Lehrpläne in Bayern und Sachsen nachweisen.

## 5. Schlussüberlegungen

Wie sehr Rechtspolitik und Rechtsanwendung seit Bestehen der Bundesrepublik von religiös-konservativer Ideologie ge-

prägt sind, konnte hier nur cursorisch und anhand weniger Fallgruppen und Einzelbeispiele aufgezeigt werden. Wer sich länger mit diesen Materien beschäftigt, kann *verschiedene „Methoden“ der „Rechtsfindung“* feststellen, die nicht nur, aber besonders auffällig von christlich-religiösen Politikern und Juristen angewandt werden.

Besonders verbreitet und erfolgreich ist die schlichte und beharrliche Ignorierung von Argumenten: einschlägige Vorschriften, die dem gewünschten Ergebnis abträglich sein könnten, werden gar nicht erst gesucht, sie werden daher meist auch nicht gefunden; vorgetragene Gesichtspunkte werden einfach „übersehen“. Weitere Verfahrensweisen sind: Argumente werden zwar verbal registriert, eine argumentative Auseinandersetzung mit unangenehmen Gegenargumenten unterbleibt aber („Der Auffassung...vermag das Gericht mit der herrschenden Meinung nicht zu folgen, vgl...“). Es folgen passende Fundstellen aus Rspr. und Lit.); die Auswertung der Fundstellen erfolgt im Zweifel sehr selektiv; es werden schlicht unzutreffende Behauptungen aufgestellt; es wird Stimmung gemacht; die argumentativen Schwachstellen werden durch Geschwätzigkeit und rechtliche Allgemeinplätze überspielt; es werden mehrdeutige Begriffe verwendet und nicht definiert; die Logik und der Stellenwert der Problemerkörterung wird im Unklaren gelassen; landesrechtliche Gesichtspunkte werden unzulässig zur Anwendung von Bundesrecht herangezogen; grundrechtsdogmatisch geht man je nach erwünschtem Ergebnis mal von einer, mal von der anderen theoretisch vielleicht akzeptablen Prämisse aus; echte Argumente werden manchmal sogar abfällig beiseite geschoben. Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ben. Beliebt ist auch die Summierung von Erwägungen, die jeweils rechtlich nicht zutreffen, in der Summe aber ausreichen sollen; Gründe für die Methodenwahl, z. B. das entscheidende Abstellen auf die Entstehungsgeschichte, werden nicht vortragen; Dokumente werden falsch zitiert; naheliegende Vergleiche werden nicht angestellt.

Im Religionsrecht gibt es viele wirklich schwierige Rechtsfragen, etwa zum Geltungsbereich von Grundrechten, zu ihrem gegenseitigen Verhältnis, zum Problem des Eingriffs und seiner Rechtfertigung, d. h. der Frage der Einschränkbarkeit von Grundrechten. Besonders schwierig können Fragen der Gleichbehandlung sein. In der Praxis sind aber gerade viele der in ihren Auswirkungen besonders bedeutenden Fragen, vor allem der Gleichheit (Neutralität), insofern leicht zu beurteilen, als *nicht-neutrales Verhalten staatlicher Organe für jeden, der sich ehrlich in die Situation der Kontrahenten versetzt, oft klar erkennbar ist*. Die eingangs unter 1.2 skizzierten theoretischen Fragen der Rechtsanwendung sind, wie auch etliche der hier geschilderten Fälle zeigen, oft gar nicht erörterenswert, weil das Ergebnis offen zutage liegt – für den, der sehen will.

Keineswegs immer werden Ansichten, die hier angegriffen werden, *absichtlich* unter Außerachtlassung der professionellen Regeln vertreten. Man sollte berücksichtigen, dass auch redlich arbeitende Juristen und Politiker sich den Einflüssen der Umgebung und der Tendenz ihrer weltanschaulichen Überzeugung nicht immer entziehen können. Das gilt natürlich unabhängig von der Art der Überzeugung. Nicht private Überzeugungen und ihr zwangsläufiger Einfluss auf das rechtliche Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

che Denken standen hier zur Debatte, sondern die Art und Weise, wie damit in der professionellen rechtlichen Arbeit umgegangen wird. Insgesamt ist aber der Eindruck unabweislich, dass religiös engagierte bzw. konservative Menschen besonders häufig Schwierigkeiten haben, derartige Interessen bei der Anwendung von Rechtsfragen hintanzustellen. Das betrifft offensichtlich auch Richter des Bundesverfassungsgerichts, die in vielen anderen Fragen Standvermögen und einen freien, kritischen Geist bewiesen haben. Trotz der gravierenden Kritik an einer allzu kirchenfreundlichen Judikatur insbesondere auch des BVerfG, die auch etliche christliche Juristen kritisieren, stehe ich zu folgender Behauptung: Das BVerfG ist dennoch, abgesehen vom Bundespräsidenten, die integerste öffentliche Institution im Gefüge der politischen Ordnung der Bundesrepublik. Ohne sie stünde es viel schlechter um die Freiheitlichkeit unseres Staats. Aber unehrliche Rechtsprechung zu Lasten bestimmter r-w Richtungen, seien es die Nichtreligiösen, seien es die sogenannten Sekten oder der Islam, sollte man dennoch nicht als – falsch verstandene – Staatsräson durchgehen lassen.

### Literaturauswahl

*(In den Arbeiten dieser kleinen Auswahl finden sich auch viele Hinweise in Auseinandersetzung mit konträren Argumenten.)*

**Czermak, Gerhard:**

– Öffentliche Schule, Religion und Weltanschauung in Geschichte und Gegenwart der Bundesrepublik Deutschland. Eine Rückschau unter dem Aspekt der individuellen Religionsfreiheit und Neutralität. In: Kirche und Religion im sozialen Rechtsstaat. Festschrift für Wolfgang

Rüfner zum 70. Geburtstag. Berlin 2003 (Hrsg. von Stefan Muckel) S. 79-109

- Religionsverfassungsrecht im Wandel. Überlegungen anlässlich eines neuen staatskirchenrechtlichen Lehrbuchs. – NVwZ 2000, 896-898
- Rechtsnatur und Legitimation der Verträge zwischen Staat und Religionsgemeinschaften – Der Staat 2000, 69-85
- Das System der Religionsverfassung des Grundgesetzes – KritJ 2000, 229-247
- Das Religionsverfassungsrecht im Spiegel der Tatsachen. Kritische Hinweise zum Verhältnis von Verfassungsrecht und Verfassungswirklichkeit.– ZRP 2001, 565-570
- Der Kruzifix-Beschluß des Bundesverfassungsgerichts, seine Ursachen und seine Bedeutung, NJW 1995, 3348-3353

**Ellwein**, Thomas: Klerikalismus in der deutschen Politik, 1. und 2. A. München 1955

**Gauly**, Thomas: Katholiken. Machtanspruch und Machtverlust. Bonn 1991, 474 S. (grundlegend, umfangreiche Quellenauswertung; auch z.B. zum Thema: „Konfessionalismus und Klerikalismus in der deutschen Politik: Die Ära Adenauer“ 127-178, zu den Kirchenthesen der FDP [1973-74], 271-277)

**Hoerster**, Norbert: Abtreibung im säkularen Staat, 2. A. 1995

**Huster**, Stefan: Staatliche Neutralität und schulische Erziehung, in: Neue Sammlung 41 (2001), 399 (408 ff. zur politisch-rechtlichen liberalen Staatstheorie)

**Kleine**, Markus: Institutionalisierte Verfassungswidrigkeiten im Verhältnis von Staat und Kirchen unter dem Grundgesetz. Ein Beitrag zur juristischen Methodik im Staatskirchenrecht. Baden-Baden 1993, 246 S.

**Rawls**, John: Die Idee des politischen Li-

beralismus, Frankfurt a. M. 1992

**Renck**, Ludwig: Die unvollkommene Parität, DÖV 2002, 56-67

**Merkel**, Reinhard: Rechte für Embryonen? In: C. Geyer (Hg.), Biopolitik. Die Positionen, Frankfurt a. M. 2001 (es 2261), 51-64

**Neumann**, Johannes: Neuere Aspekte in religionsrechtlichen Streitfragen, AuK 2001, H.1, S. 32-54

**Neumann**, Johannes: Die Gefährdung der Freiheit der kleineren religiösen und weltanschaulichen Gruppen in Deutschland? AuK 1999, H. 1, 78-98

**Simon**, Helmut: Katholisierung des Rechtes? Zum Einfluß katholischen Rechtsdenkens auf die gegenwärtige Gesetzgebung und Rechtsprechung. Göttingen 1962, 53 S. Bensheimer Hefte 16, Hg. Evangelischer Bund.

**Wasmuth**, Johannes: Verfassungsrechtliche Grenzen der institutionellen Kooperation von Staat und Religionsgesellschaften, in: Der Wandel des Staates vor den Herausforderungen der Gegenwart. FS für Winfried Brohm zum 70. Geb., München 2002, 607-629

**Weinkauff**, Hermann: Der Naturrechtsgedanke in der Rechtsprechung des Bundesgerichtshofes, NJW 1960, 1689-1696

**Wieland**, Joachim: Die verfassungsrechtliche Stellung der Kirchen als Arbeitgeber, Der Betrieb 1987, 1633-1638

### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> Friedrich v. Zezschwitz JZ 1971, 11/11

<sup>2</sup> Bernd Rüthers, Ideologie und Recht im Systemwechsel. Ein Beitrag zur Ideologieanfälligkeit geistiger Berufe. München 1992, 155 (kleinformatige) Seiten, S. 100

<sup>3</sup> Goethe, Zahme Xenien 2

<sup>4</sup> Karl Erlinghagen SJ, Die Schule in der pluralistischen Gesellschaft, Freiburg i. B. u.a. 1964,

S. 5.

<sup>5</sup> Ludwig Renck, Kritische Justiz 1995, 124; ähnlich in vielen Arbeiten.

<sup>6</sup> a. a. O. S. 67

<sup>7</sup> hierzu kompakt G. Czermak, NVwZ 1999, 743 f.

<sup>8</sup> zum dynamischen Charakter des Rechtsgebiets G. Czermak, Staat und Weltanschauung, 1993, 336 f.

<sup>9</sup> M. Heckel, DVBl 1996, 453 (455)

<sup>10</sup> Art. 3 III, 4 I, 33 III GG; Art. 137 VII WRV i. V. m. Art. 140 GG

<sup>11</sup> Th. Gauly, a.a.O. 1991; Th. Ellwein a.a.O. 1955

<sup>12</sup> H. Simon 1962 mit umfangreichen Rechtsprechungs-Nachweisen

<sup>13</sup> BGHSt 6, 46 (53), B. v. 17.2.1954

<sup>14</sup> Das „Sittengesetz“ wird heute auch von betont konservativen Verfassungsrechtlern als unbrauchbar ignoriert.

<sup>15</sup> BGHSt 6, 147 ff.

<sup>16</sup> H. Weinkauff, NJW 1960, 1689; s. auch H.-U. Evers, JZ 1961, 241 ff. und F. Wieacker, JZ 1961, 337 ff.

<sup>17</sup> BVerfGE 6, 309 = Teilabdruck NJW 1957, 705 f.; U. v. 26.3.1957 – 2 BvG 1/55

<sup>18</sup> Bei der von einem Teil der staats- und völkerrechtlichen Gutachter abgelehnten These des staatsrechtlichen Fortbestandes des Deutschen Reichs in den Grenzen von 1937 handelte es sich m. E. nicht um staatsrechtliche Stringenz, sondern um staatliche Interessenpolitik im antikommunistischen Kampf und die Befestigung einer Lebenslüge der Bundesrepublik.

<sup>19</sup> Maunz, Theodor, Rechtsgutachten, in: F. Giese / F. A. v.d. Heydte (Hg.), Der Konkordatsprozeß, Bd.2 (1958), 776, 788 f.

<sup>20</sup> BVerfGE 6, 309, 339 f.

<sup>21</sup> BGHZ 34, 372/373 f.

<sup>22</sup> BGHZ 22, 387 f.

<sup>23</sup> H.H. Rupp, in: Anstöße. Berichte aus der Arbeit der evangel. Akademie Hofgeismar H. 1/2 (1969), 9/10

<sup>24</sup> S. Grundmann, ÖAKR 1962, 281 ff.

<sup>25</sup> s. im Einzelnen G. Czermak, Der Staat 2000, 69 ff.

<sup>26</sup> s. näher zu dieser Phase des Umbruchs G. Czermak, Staat und Weltanschauung 1993, 249 (286 ff.)

<sup>27</sup> hierzu G. Czermak, NVwZ 2000, 896

<sup>28</sup> BVerfGE 19, 206 = NJW 1966, 147, U. v. 14.12.1965 – 1 BvR 413,416/60 (Bad. Kirchenbausteuer)

<sup>29</sup> wie hier eingehend Wasmuth 2002; vgl. demgegenüber die spitzfindige Einschränkung des Trennungsgrundsatzes bei Anke/ Zacharias, DÖV 2003, 140

<sup>30</sup> BVerfGE 44, 103 = NJW 1977, 1282 (Nichtannahme der Verfassungsbeschwerde)

<sup>31</sup> BFHE 159,82 = BStBl II 1990, 993

<sup>32</sup> BVerfGE 49, 375 = NJW 1979, 209, B. v. 23.10.1978 (Nichtannahme der Verfassungsbeschwerde)

<sup>33</sup> wie hier Koriath in: Maunz/ Dürig, GG, Randn. 92 zu Art. 136 WRV/ 140 GG (2003) und eingehend J. Wasmuth/ G. Schiller, Verfassungsrechtliche Problematik der Inpflichtnahme von Arbeitnehmern und Arbeitgebern beim Kirchenlohnsteuereinzug, NVwZ 2001, 852-859

<sup>34</sup> BVerfGE 39, 1 = NJW 1975, 573

<sup>35</sup> s. zur Entstehungsgeschichte des Art. 2 II 1 GG Roman Herzog, JR 1969, 442

<sup>36</sup> J. Esser, JZ 1975, 555

<sup>37</sup> W. Rupp-v. Brünneck, BVerfGE 39, 1 (Sondervotum B I. 1); vgl. kirchenhistorisch zur Problematik der Lehre von der Sukzessivbeseelung nach 40 (männl.) bzw. 80 (weibl.) Tagen bzw. Simultanbeseelung (Beseelung schon mit Empfängnis: erst seit Ende des 19. Jh.) näher G. Jerouschek, JZ 1989, 279/ 283 f.

<sup>38</sup> s. hierzu näher N. Hoerster, JuS 1991, 190 ff.

<sup>39</sup> S. Huster, Neue Sammlung 41 (2001), 399 (408 ff.)

<sup>40</sup> BVerfGE 88, 203 = NJW 1993, 1751 (2. U. zum Schwangerschaftsabbruch)

<sup>41</sup> N. Hoerster, JuS 1995, 192-197

<sup>42</sup> BVerfGE 24,236 = NJW 1969, 31 (Lumpensammler)

<sup>43</sup> trotz fehlender Anhaltspunkte für eine Ausweitung in den Beratungen des Parlamentarischen Rats

<sup>44</sup> BVerfGE 70, 138 = NJW 1986, 367 (Loyalitätspflicht)

<sup>45</sup> vgl. etwa J. Wieland, DB 1987, 1633; G. Struck, NZA 1991, 249

<sup>46</sup> BayVerfGH 20, 36 (1967) = BayVBl 1967, 201

<sup>47</sup> BayVerfGH 20, 125, 133 f. = BayVBl 1967, 312 und 20, 159, 165 = BayVBl 1967, 423.

<sup>48</sup> BVerfGE 41, 65 = NJW 1976, 950 (christl.

Gemeinschaftsschule Bayern); Parallelentscheidung hierzu: BVerfGE 41, 29 = NJW 1976, 947 (Baden-Württemberg). Bevollmächtigter der Beschwerdeführer war in beiden Fällen RA Erwin Fischer.

<sup>49</sup> umfangreiche Details bei G. Czermak, KritJ 1992, 45-63; s. auch L. Renck, NVwZ 1991, 116-120

<sup>50</sup> G. Czermak, ZRP 2001, 565-570; L. Renck, DÖV 2002, 56-67

<sup>51</sup> BVerfGE 35, 366 = NJW 1973, 2196 (Kreuz im Gerichtssaal)

<sup>52</sup> Zum Verbot einseitiger politischer oder religiöser Beeinflussung gibt es seit langem Entscheidungen von BVerwG, BVerfG und Obergerichten (betr. Bhagwan-Kleidung, Schulbücher, Anti-Atomkraft-Plakette). Das Verbot entspricht einer so gut wie allgemeinen Rechtsauffassung.

<sup>53</sup> s. Fn 49

<sup>54</sup> BVerfGE 93, 1 = NJW 1995, 2477 (Kruzifix-Beschluss); dazu G. Czermak, NJW 1995, 3348-3353

<sup>55</sup> schwer zu übertreffen in dieser Richtung: M.-E. Geis, RdJB 1995, 373-386

<sup>56</sup> s. hierzu aber die Hinweise und Widerlegung bei G. Czermak, in: Brugger, W./ Huster, S. (Hrsg.): Der Streit um das Kreuz in der Schule, 1998, 13-40

<sup>57</sup> M. Stolleis, KritV 2000, 376 ff.

<sup>58</sup> BVerwGE 109, 40 = NJW 1999, 3063, wenn auch unter deutlicher Korrektur des bayerischen Kruzifix-Gesetzes vom Dezember 1995 und der fast kirchenhörig anmutenden einschlägigen Entscheidung des BayVerfGH, NJW 1997, 3157; vgl. zu letzterer G. Czermak, DÖV 1998, 107 ff. und ders., KritJ 1997, 490 ff. sowie L. Renck, NJW 1999, 994 ff., der sich fragt, ob überhaupt eine Begründung im gesetzlichen Sinn vorliegt. Der BayVerfGH lässt beim Neutralitätsgebot Differenzierungen nach Tradition, Kulturhoheit, Größe der Religionsgemeinschaft u. a. zu.

<sup>59</sup> zu VG Freiburg, NVwZ 1996, 507 eingehend G. Czermak, NVwZ 1996, 450 ff.

<sup>60</sup> BVerwGE 107, 75 = NVwZ 1999, 769; krit. G. Czermak, DÖV 1999, 725 ff., L. Renck,

NVwZ 1999, 713 ff.; krit. zum EU auch Jeand'Heur/ Koriotoh, Grundzüge des Staatskirchenrechts, 2000, S. 215 ff.

<sup>61</sup> Hierzu knapp G. Czermak, DÖV 1999, 725 (726; 729 f.) und eingehender ders. in MIZ 1999, H. 2, 15-17 („Juristische Abgründe“); die anscheinend unveröffentlichten Entscheidungen liegen dem Verf. im vollen Wortlaut vor.

<sup>62</sup> D. Heckmann, JuS 1999, 228 (233)

<sup>63</sup> BT-Prot. 13. Wahlperiode, 96. Sitzung, 15.3.1996, S. 8539-8565

<sup>64</sup> BVerfGE 104, 305 = NVwZ 2002, 980

<sup>65</sup> Das würde auch deswegen bzw. insofern Sinn machen, als das (freilich weltanschaulich neutrale) Fach LER nicht alle Schularten und Jahrgangsstufen abdecken soll.

*Der Verfasser, Jahrgang 1942, ist Verwaltungsjurist i. R. Seit etwa 15 Jahren beschäftigt er sich privat mit der umfangreichen Spezialmaterie Religionsverfassungsrecht (traditionell: „Staatskirchenrecht“). Die dabei festgestellten starken Einseitigkeiten, bei denen die Rechte und Interessen nichtreligiöser Menschen und weltanschaulicher Gemeinschaften weit hin vernachlässigt sind, sucht er in seinen juristischen Veröffentlichungen aufzuarbeiten. Die religionshistorischen Interessen des Autors sind in dem Buch „Christen gegen Juden. Geschichte einer Verfolgung“ dokumentiert. (Greno 1989; aktualisiert zuletzt als Rowohlt-TB 1997). Er sucht gleichgesinnte Juristen, auch zu Gebieten wie Arbeitsrecht und Steuerrecht.*

*Adresse:*

*Dr. Gerhard Czermak*

*Bgm.-Ebner-Str. 33*

*86316 Friedberg*

*Email: gerhard-czermak@t-online.de*

Gerhard Besier (Dresden)

## „Berufsständische Ordnung“ und autoritäre Diktaturen.

Zur politischen Umsetzung einer „klassenfreien“ katholischen Gesellschaftsordnung in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts<sup>1</sup>

---

### Politischer Katholizismus in der Zwischenkriegszeit

Der politische Katholizismus, bis heute eine vitale Kraft, hat mindestens zwei Seiten.<sup>2</sup> Eine Traditionslinie führt über die katholische Parteienbildung zu den „christlichen Demokratien“ der Nachkriegszeit.<sup>3</sup> Die zweite Traditionslinie favorisierte antidemokratisches Gedankengut und verband sich mit den rechtsautoritären Bewegungen und Regimes der Zwischenkriegszeit. Zwischen beiden katholischen Kraftfeldern bestanden beträchtliche Spannungen.<sup>4</sup> Während die christlich-demokratische Parteibewegung maßgeblich von katholischen Laien getragen war, gehört die Abneigung gegen das individualistische und auf säkularen Prinzipien beruhende parlamentarische System zur Geschichte des Papsttums – verbunden mit dem Konzept einer „radikalen“ Rekatholisierung Europas unter autoritären Vorzeichen. Seit dem Verlust des Kirchenstaates und dem Ersten Vatikanischen Konzil suchten die Päpste ihren schwindenden Einfluss zu festigen, indem sie – gegenüber den Nationalstaaten wie gegenüber den nationalen Kirchen – für den Vatikan eine zentrale Rolle bei der Sicherung der katholischen Religion beanspruchten. In Rom sollte der Fokus der Verteidigung, Propagierung und Definition des katholischen Glaubens liegen. Von hier aus sollte die katholische Kirche administrativ, ideologisch und emotional geführt werden; hier saßen die Wächter des wahren Glaubens, aber auch die Erneuerung, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

rer. Zug um Zug wurde eine absolute Monarchie des christlichen Glaubens errichtet, die als supranaturale Bastion den anbrandenden Modernismen trotzen wollte. Mit Hilfe päpstlicher Enzykliken umspannte die katholische Lehre nahezu alle politischen, sozialen und kulturellen Bereiche menschlichen Lebens. Für die Gläubigen gab es bald keine Lebensfelder mehr, die ihre Kirche ihnen nicht vorgeordnet hätte. „It was during the pontificate of Pius XII from 1939 to 1958 that the autocratic power of the Papacy reached its fullest expression.“<sup>5</sup>

### Katholischer Ständestaat als „Dritter Weg“

Im politischen Bereich blieb es nicht bei der eindeutigen Ablehnung liberaler, marxistischer und nationalsozialistischer Staatskonzepte. Vielmehr wurde sie ergänzt durch die Skizze eines „Dritten Weges“ – den Staatsaufbau auf der Grundlage der christlichen Soziallehre, wie sie Papst Leo XIII. 1891 in seiner Enzyklika *Rerum novarum* verkündet und Pius XI. 1931 in seiner Enzyklika *Quadragesimo anno* wieder aufgenommen hatte. Die erstgenannte Enzyklika empfahl die Gründung von Vereinen „zur Hebung und Förderung der leiblichen und geistigen Lage der Arbeiter“<sup>6</sup>, um sie den sozialistischen Organisationen zu entziehen. „Die Unwissenheit in Glaubenssachen, die wachsende Unkenntnis der Pflichten gegen Gott und den Nächsten soll durch geeignete Unterweisungen bekämpft werden. Man

sorge für gründliche Aufklärung über die Irrtümer der Zeit und über die Trugschlüsse der Glaubensfeinde, für Belehrung und Warnung gegen die Lockmittel der Verführung.“<sup>7</sup> Pius XI. nahm das vierzigjährige Gedächtnis an diese Enzyklika Leos XIII. zum Anlass, in einer eigenen Enzyklika einen gesellschaftlichen Ordnungsentwurf vorzustellen, der als Grundlage für die Herstellung eines katholischen Staates für eine katholische Gesellschaft dienen sollte. Im Mittelpunkt dieses Konstrukts stand die „klassenfreie“, berufsständisch organisierte Gesellschaftsordnung. Unverkennbar ist der Anspruch der Kirche, Staat und Gesellschaft auf das Naturrecht und das Sittengesetz festzulegen. Danach sollen „wohlgefügte Glieder des Gesellschaftsorganismus sich bilden, also ‚Stände‘, denen man nicht nach der Zugehörigkeit zur einen oder anderen Arbeitsmarktpartei, sondern nach der verschiedenen gesellschaftlichen Funktion des einzelnen angehört.“<sup>8</sup> Martin Conway fasst diese Vorstellungen so zusammen: „In this rather utopian manner, the individual competition and class conflict of modern world would, so papal statements proclaimed, be replaced by an organic community in which all of the elements of society worked together for the common good.“<sup>9</sup>

Dieses Konzept des idealen katholischen Ständestaates als „goldener Mittelweg“<sup>10</sup> zwischen Demokratie und totalitärem Regime war aber keine bloße Utopie. Vielmehr gehörte seine mindestens ansatzweise Realisierung in den katholischen Ländern Portugal, Polen<sup>11</sup>, Österreich<sup>12</sup> und Spanien zu den von der Kirche begrüßten und gestützten Entwicklungen. Pius XI. nahm zu diesen autoritären Systemen ausnahmslos eine positive Haltung ein, weil

er, um die katholisch geprägte, soziale und politische Ordnung aufrecht zu erhalten, eine Zentralisierung der Macht in den Händen eines charismatischen Führers und dessen Eliten für essentiell hielt.

Zur Durchsetzung seines Staats- und Gesellschaftskonzepts gebrauchte der Vatikan drei Instrumente: den Codex Iuris Canonici, die Konkordate und die Katholische Aktion<sup>13</sup>. Die Konkordate sollten nicht nur eine Schutzfunktion für die katholische Kirche und das Glaubensleben der Katholiken in den jeweiligen Staaten erfüllen. Sie besaßen auch eine offensive Funktion, indem sie die nationalen Episkopate stärker an Rom banden und direkte Arrangements zwischen den Nationalstaaten und den nationalen Kirchentümern praktisch ausschlossen. Darüber hinaus war seitens des Vatikans ein besonderes Kooperationsverhältnis zu den „Konkordatsstaaten“ – etwa im Unterschied zu laizistischen Staaten – intendiert. Dieses Anliegen ließ sich freilich nicht immer realisieren, wie das Verhältnis zwischen dem Vatikan und dem nationalsozialistischen Deutschland illustriert.

### **Die Aufrichtung der Königsherrschaft Christi**

Pius XI. sah im Nationalsozialismus wohl eine ernste Bedrohung der katholischen Glaubensautorität, konnte aber andererseits mit Weimar und anderen Demokratien auch „wenig anfangen“<sup>14</sup>. Als sich Ratti 1932 für einen „katholischen Totalitarismus“ aussprach<sup>15</sup>, hatte sich sein Hang zu einem ausgesprochen autokratischen Denken längst verfestigt. Die Wurzeln dieses Denkens reichen in die erste Phase von Rattis Pontifikat zurück.<sup>16</sup> Diese gründen in der Weiterentwicklung des Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Gedankens von der *Königsherrschaft Christi*, wie sie in den Enzykliken *Ubi arcano*<sup>17</sup> und *Quas primas*<sup>18</sup> ihren Niederschlag gefunden haben.<sup>19</sup> Das Motiv dieser theologisch verstandenen Anerkennungsoffensive liegt im beinahe schon realisierten Anspruch der Moderne auf Autonomie, die Pius XI. ihr in „heiligem Kampf“ wieder streitig machen wollte. Mit der Betonung der Herrschaft Christi – übrigens ganz analog zur Entwicklung in der protestantischen Theologie der 20er Jahre<sup>20</sup> – ging die prinzipielle Bestreitung einer Anschauung einher, wonach der christliche Glaube und eine von ihm geprägte Moralität auf den Bereich des Privaten eingeschränkt bleiben müsse, da die politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Lebensbereiche von Eigengesetzlichkeiten bestimmt seien.<sup>21</sup> Aus diesen „liturgiefremden Gründen“<sup>22</sup> wurde in der Römisch-katholischen Kirche als Höhepunkt der Entwicklung Mitte Dezember 1925<sup>23</sup> das Christkönigsfest geschaffen: Als Gegenpol zu der progressiven Säkularisierung des öffentlichen Lebens sollte das Fest bekräftigen, dass die Herrschaft Christi in Familie, Gesellschaft und Institutionen anzuerkennen sei.<sup>24</sup> Diese in Abwehr gegen die Moderne entwickelten theokratischen Vorstellungen setzte Pius XI. mehr oder weniger begrifflich gleich mit einem „katholischen Totalitarismus“<sup>25</sup>, wie allerdings nur aus zweiter, durchaus nicht zuverlässiger Hand überliefert ist. In Abgrenzung zum „faschistischen Totalitarismus“ soll Pius XI. Anfang Februar 1932 anlässlich einer päpstlichen Audienz zu Mussolini gesagt haben, dieser Begriff sei im Blick auf den italienischen Staat völlig akzeptabel. Aber für das Seelenheil sei allein der „katholische Totalitarismus“ zuständig.<sup>26</sup> Bei al-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

ler Fragwürdigkeit der Anwendung des Totalitarismusbegriffs auf das theologische Konzept der Königsherrschaft Christi lassen sich auf der politischen Handlungsebene durchaus Konvergenzen zwischen Faschismus und Katholizismus feststellen – ebenso wie Divergenzen, die – etwa 1931 – aufbrachen, nachdem die „Azione Cattolica“<sup>27</sup> als „Besatzungsheer“<sup>28</sup> der alles durchdringenden Königsherrschaft Christi vom faschistischen Staat zurückgedrängt werden sollte. Zu Recht weist Foresta darauf hin, dass die ideologische Kontroverse zwischen der katholischen Kirche und dem sich säkularisierenden Abendland nicht auf die historische Situation der 20er und 30er Jahre verengt werden dürfe. Dem ist freilich entgegenzuhalten, dass Pius XI. durch einschlägige Lehrschreiben wie *Quadragesimo anno* vom 15. Mai 1931 frühere Interpretationen ausdrücklich aufnahm und sie für die Gegenwart erneut in Kraft setzte. Insofern sind solche Vorstellungen von der „Verwirklichung einer effektiv hierokratischen Gesellschaft“<sup>29</sup> auch auf die konkrete historische Situation zu beziehen. In Ländern wie Polen, Italien oder Portugal standen sich, formal betrachtet, die Totalitätsansprüche politischer Diktaturen und des römischen Katholizismus gegenüber, und die katholische Kirche suchte diese Konstellation zur Restaurierung katholischer Staaten zu nutzen, wie es kurzzeitig in Österreich gelungen zu sein schien.<sup>30</sup>

Auch in der Beschreibung dessen, was der Königsherrschaft Christi entgegenstehe, nahm Pius XI. die negativen Erscheinungen seiner Zeit, wie er sie sah, in Gebrauch. Den Klassenkampf bezeichnet *Ubi arcano* als „die verwurzeltste und

tödlichste Krankheit der Gesellschaft“, das Parteiensystem diene „eher zur Befriedigung der Interessen des einzelnen als zur Erlangung des Gemeinwohls“; schließlich werde „das sanfte und friedliche Heiligtum der Familie zerstört“.<sup>31</sup> Kirchen und Seminare würden besetzt, Priester getötet und die Kirche verfolgt. Einen Sieg gegen Materialismus und Säkularisierung könne nur die Kirche erringen, indem sie die Herrschaft Christi wieder aufrichte, deren Gesetz im privaten wie öffentlichen Leben Gehorsam zu leisten sei. Die katholischen Bürger und die weltliche Obrigkeit sind aufgerufen, in diesem Sinne das Königtum Christi wiederherzustellen. Indem die Vorteile der Anerkennung seines Königtums gepriesen werden, entsteht skizzenhaft das Bild eines katholischen Ständestaates:

„Würden stattdessen die Menschen privatim und in der Öffentlichkeit die souveräne Macht Christi anerkannt haben, so würden notwendigerweise unglaubliche Wohltaten, wie gerechte Freiheit, ruhige Disziplin und friedliche Eintracht die ganze bürgerliche Gesellschaft überfluten. Wie die königliche Würde Unseres Herrn gewissermaßen die menschliche Autorität der Fürsten und Staatsoberhäupter heiligt, so veredelt sie die Pflichten der Bürger und ihren Gehorsam. In diesem Sinne ermahnte der Apostel Paulus, als er die Frauen aufforderte, in ihrem Manne, in ihrem Vorgesetzten Jesus Christus zu verehren, dass sie ihnen nicht als Menschen gehorchen sollten, sondern einzig, weil sie die Statthalterschaft Christi vertreten. Wenn die Fürsten und legitim erwählten Magistraten davon überzeugt sein werden, dass sie nicht kraft eigenen Rechts befehlen, sondern weit eher zufolge Auftrag und

an Stelle des göttlichen Königs, so begreift jeder leicht, welchen heiligen und weisen Gebrauch sie von ihrer Autorität machen und welches Interesse sie am allgemeinen Wohl und an der Würde ihrer Untergebenen bei der Aufstellung und der Handhabung der Gesetze haben werden. Ist derweise jede Ursache zur Auflehnung weggeschafft, werden alsbald Ordnung und Ruhe aufblühen und sich festigen.“<sup>32</sup>

Auch die Wahl der Selig- und Heiligsprechungen zwischen 1923 und 1931 scheint von dem Gesichtspunkt getragen zu sein, die Übel wie die Hoffnungszeichen der Zeit symbolisch zu interpretieren.<sup>33</sup> Personen, die von der Kirche zu den Abtrünnigen gesandt wurden, oder bedeutende Verteidiger des Papsttums wie der Erzbischof von Capua, Robert Bellarmin, erhielten in diesen Jahren als Zeichen der göttlichen Vorsehung das Heiligkeitsprädikat.<sup>34</sup>

In den historischen Rekonstruktionen und Deutungsversuchen erscheinen die Ereignisse der Reformation als die zu überwindende Initialzündung des ubiquitären säkularen Aufstandes gegen die kirchliche Autorität.<sup>35</sup> Zu deren hierarchischer Wiederherstellung im Sinne der mittelalterlichen Christianitas ruft *Unigenitus Dei Filius* vom März 1924 die Ordensleute auf.<sup>36</sup> Auch der Festkalender des Kirchenjahres versinnbildlichte den heiligen Kampf, wobei der Dank an die Madonna für die christlichen Siege des 16. Jahrhunderts gegen die Türken zum Sieg der Polen über die Bolschewiki mutieren konnte.<sup>37</sup> Zahlreiche Rundschreiben Pius XI. zur Würdigung großer Kirchenmänner, die Dezennien zuvor heiliggesprochen wurden oder deren Todestag sich zum vielhundertsten Male jährte, dienten ebenfalls dem Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Ziel, mit modernen Mitteln die mittelalterliche Weltordnung wiederherzustellen. So heißt es in dem Rundschreiben zur sechsten Jahrhundertfeier der Heiligsprechung Thomas von Aquins Ende Juni 1923:

Thomas „gibt nicht nur bestimmte Richtlinien und Lebensregeln für die Einzelmenschen, sondern auch solche für das Zusammenleben in der Familie wie im Staat. Darauf gründet die Moralwissenschaft über das wirtschaftliche Leben und die Sittenlehre der Staatswissenschaft. Hierzu gehören jene meisterhaften Abschnitte im zweiten Teil der Summe, die handeln von der väterlichen oder häuslichen Regierung einer Familie, von der rechtmäßigen Befehlsgewalt des Staates oder der Nation, von Natur- und Völkerrecht, Krieg und Frieden, von Gerechtigkeit und Eigentum, von den Gesetzen und vom Gehorsam, von der Pflicht, für die Bedürfnisse der einzelnen und das Gedeihen der Gesamtheit zu sorgen. Und das alles wird in Beziehung gesetzt zur natürlichen und zur übernatürlichen Ordnung. Wenn diese Leitsätze im privaten und öffentlichen Leben und in den gegenseitigen Beziehungen der Nationen heilig gehalten und unverletzt bewahrt werden, dann braucht man nach anderem nicht zu suchen, um den Menschen zu jenem ‚Frieden Christi im Reich Christi‘ zu führen, nach dem die ganze Welt so verlangt. Darum muss man wünschen, dass die Lehren des Aquinaten über das Völkerrecht und über die Gesetze, die für das Verhalten der Völker zueinander Geltung beanspruchen, mehr und mehr zum geistigen Eigentum werden, denn sie allein bilden die Grundlagen eines wahren Völkerbundes.“<sup>38</sup>

Ähnlich wie schon Leo XIII. in der Enzyklika *Annum sacrum* von 1899 geht es Pius XI. um die Aufrichtung der unbedingten Herrschaft Christi nicht nur über die Gläubigen, sondern über die ganze Menschheit.<sup>39</sup> Alle Völker und Regierenden sollen sich seiner „Herrschermacht“ beugen und sie bezeugen.<sup>40</sup>

Die Enzyklika *Quas primas* forderte mit „aktiver und militanter Religiosität“<sup>41</sup> einerseits zum guten und heiligen Kampf gegen den „sogenannten Laizismus“, die „Pest unserer Zeit“<sup>42</sup>, auf und zeichnete andererseits ein Idealbild vom christlichen Staat.<sup>43</sup> Der Sammelbegriff „Laizismus“ umfasst alle modernen Phänomene, die Gott seine Autorität über irgendeinen individuellen und gesellschaftlichen Bereich absprechen wollen. Insofern missverstand Mussolini den Papst bei der Audienz vom 3. Februar 1932, als er meinte, ihm bliebe im Rahmen des Staates der „faschistische Totalitarismus“. Doch dieser sollte sich im Gegenteil dem Herrschaftsanspruch der Kirche unterordnen und aktiv an der Ausbreitung des Königreiches Christi, dem „katholischen Totalitarismus“, mitwirken. In diesem Sinne konnten zahlreiche Geistliche wie Kardinal Ildefonso Schuster, der Nachfolger Rattis auf dem Mailänder Bischofsstuhl, den grausamen Abbessinienfeldzug Mussolinis als Öffnung des Landes für den katholischen Glauben und die römische Zivilisation preisen.<sup>44</sup> Und Nuntius Angelo Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., schrieb aus Athen: „Wie dem Duce alles gelungen ist, ein Punkt nach dem anderen, eine Schlacht nach der anderen, ohne Rückschlag oder Unterbrechung, verleitet einen beinahe zu glauben, eine himmlische Kraft habe Italien geleitet und geschützt. Vielleicht war es der

Lohn dafür, dass er mit der Kirche Frieden geschlossen hat.“<sup>45</sup> Mussolini erscheint als gehorsames Instrument Gottes und seiner Kirche, was im Verständnis des Vatikans eben dasselbe war. Ähnlich stilisierte Franco wenig später seinen Putsch als gottgewollten Kreuzzug gegen den atheistischen Sozialismus in seinem Land.<sup>46</sup>

Die Konkordatspolitik Pius XI. und seines Kardinalstaatssekretärs bildete – neben der Katholischen Aktion – ein entscheidendes Instrument bei der geplanten Durchsetzung des „katholischen Totalitarismus“. Neben Portugal, Polen, Italien und Österreich besaß auch Deutschland als „Konkordatsstaat“ die päpstliche Anwartschaft, bei der politischen und kulturellen Offensive jener konfessionsgeprägten Staaten mitzuwirken, die den göttlichen Auftrag hatten, seinem Stellvertreter auf Erden<sup>47</sup> das Regnum Christi zurückzuerobern. Eine solche „Vision“ von christlichem Maximalismus beanspruchte freilich die unbedingte Superiorität der einen „Weltkirche“. Diese Verhältnisbestimmung zwischen einigen ausgewählten europäischen Staaten und der Kirche musste einerseits zu einer gegenseitigen Begünstigung von Papsttum und Faschismus führen, begründete andererseits aber auch die verbissenen Kämpfe im Falle des Aufeinanderstoßens der Macht- und Einflusssphären.<sup>48</sup> Solche Konkurrenzen traten besonders auch im Zusammenhang mit Mussolinis Sakralisierung der zeitgenössischen Politik<sup>49</sup> sowie den Rivalitäten im semantischen, architektonischen, sakramentalen und volkstümlichen Bereich hervor.<sup>50</sup> Beide Seiten nutzten kriegerisch-militärische Metaphern, arbeiteten mit der triumphalen Form kollektiver Mo-

bilisierung, bevorzugten monumentale Bauten und spielten dabei mit ideologischen Synthesekonzepten, deren Realisierung allerdings nur im europäischen Raum möglich schien – Umstände, die das in dieser Hinsicht viel entspanntere Verhältnis zwischen Rom und Washington während der Pacelli-Ära erklären können.<sup>51</sup>

Immer wieder proklamierte der Vatikan, dass die katholische Kirche keine Staatsform ablehne. „Sie lebt in korrekten und guten Beziehungen zu Staaten der verschiedensten Regierungsformen und der unterschiedlichsten inneren Struktur. Sie hat Konkordate abgeschlossen mit Monarchien, mit demokratisch und mit autoritär geleiteten Staaten“<sup>52</sup>, führte Pacelli Ende Januar 1934 aus. Entscheidend für das Verhältnis zu diesen Staaten war immer, ob sie der Kirche das Recht einräumten, die Königsherrschaft Christi aufzurichten und sich damit Seiner Herrschaft zu beugen – einer Herrschaft freilich, die sich nicht im vagen Raum des Spirituellen bewegte, sondern die stellvertretend und ganz konkret in dieser Welt von der Kirche ausgeübt wurde. Da die Akzeptanz dieser kirchlichen Verhandlungsgrundlage seitens der verschiedenen Staaten auf unterschiedliche Gegenliebe stieß, gelangte der Heilige Stuhl allerdings dann doch zu bestimmten Präferenzen. Diese lagen eindeutig bei den sog. „Neuen Staaten“ – autoritären Diktaturen in den dominant katholischen Staaten Portugal, Österreich, Polen, Italien und Spanien.

### **Die „Neuen Staaten“ katholischer Provenienz**

Nach dem Ende der Monarchie und der Bildung einer Republik 1911 folgte *Portugal* zunächst dem laizistischen Beispiel Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Frankreichs.<sup>53</sup> Die katholische Kirche wurde weithin mit der ungeliebten Monarchie identifiziert und von den Republikanern entsprechend schlecht behandelt. Sie verlor nicht nur ihre privilegierte Stellung, sondern fühlte sich – wie später in Spanien während der Zweiten Republik (1931-1936) – durch die Auswirkungen der 1911 verabschiedeten Trennungsgesetze regelrecht verfolgt. Es kam in Portugal zur Einziehung des kirchlichen Besitzes durch den Staat, die theologische Fakultät an der Universität von Coimbra wurde geschlossen und viele kirchliche Feiertage wurden abgeschafft. Man führte die Ehescheidung ein, nahm der kirchlichen Trauung ihre rechtsverbindliche Kraft und ersetzte sie durch die Ziviltrauung; Prozessionen und andere kirchliche Äußerungsformen wurden durch den Staat eingeschränkt, der Religionsunterricht an den Schulen verboten. Im Vollzug dieser Maßnahmen mussten viele Bischöfe ihre Diözesen verlassen und ins Exil gehen. 1913 brach Portugal schließlich die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan ab. Seit 1912 begann eine katholische Studentenbewegung an der Universität Coimbra, das Centro Academica da Democracia Cristã (CADC) gegen die laizistischen Bestrebungen des republikanischen Säkularismus zu opponieren und für die katholischen Interessen im öffentlichen Leben einzutreten. António de Oliveira Salazar (1889-1970) war einer der Köpfe dieser politisch aktiven katholischen Studentenbewegung. Unter dem Motto „Pietät, Studium, Aktion“ trat die CADC für eine konservative Einheitsbewegung, die moralische Regeneration des Landes und die Rechristianisierung Portugals ein. Nach einer kurzen christlich-demokratischen Phase erklärte Salazar, inzwischen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Ökonom an der Universität von Coimbra, dass es keine zureichenden Gründe für die parlamentarische Demokratie gebe. Seit 1917 nahm auch eine katholische Partei, das Centro Católico Portuguesa (CCP), an den Wahlen teil und verfügte vor allem im Norden des Landes über ein beträchtliches Wählerreservoir. Wie in anderen Ländern auch erfuhr die katholische Partei Portugals mancherlei Unterstützung durch die katholische Kirche. Die Wahlerfolge und der Eintritt Portugals in den Ersten Weltkrieg 1917 führten zu einem vorsichtigen Modus vivendi zwischen Staat und Kirche. Durch die Marienerscheinungen in dem Ort Fátima zwischen Mai und Juni 1917 kam es zu einer Wiederbelebung der Volksfrömmigkeit.<sup>54</sup> 1918 wurden wieder diplomatische Beziehungen zum Vatikan aufgenommen. Ein weiteres Zeichen für die katholische Rückgewinnung von Einfluss in der portugiesischen Bevölkerung war die erfolgreiche Gründung der katholischen Tageszeitung *Novidades* im Jahr 1923. In dieser Zeitung und anderen katholischen Regionalblättern veröffentlichte Salazar seine programmatischen Vorstellungen zur ökonomischen und finanziellen Gesundung Portugals. Ende Mai 1926 beendete ein Militärputsch die Erste Republik. Nach einem Intermezzo als Finanzminister von nur wenigen Tagen im Juni 1926 übernahm Salazar Ende April 1928 noch einmal dieses Ministerium, verschaffte sich schnell die Kontrolle über die Wirtschafts- und Finanzpolitik der Regierung und dirigierte damit faktisch das Kabinett.<sup>55</sup> 1929 wurde sein alter Freund aus CADC-Zeiten, Manuel Gonçalves Cerejeira, Erzbischof von Lissabon. Ohne sich zum Handlanger klerikaler Interessen machen zu lassen, konnte er mit ihm ein Tandem bilden, denn

auch Cerejeira lag an der Unabhängigkeit seiner Kirche von dem Regime. 1930 schuf sich Salazar mit der União Nacional das politische Instrument zur Erlangung der Macht; alle anderen politischen Bewegungen, die CCP eingeschlossen, mussten sich auflösen. An der Macht, setzte Salazar seine Lehre vom „Finanzausgleich“ und des korporativ strukturierten, starken Staates durch. Aufgrund seiner wirtschaftlichen Erfolge wie seiner Unterstützung durch konservative Kreise wurde er schließlich Anfang Juli 1932 zum Ministerpräsidenten ernannt – eine Funktion, die er bis zu seinem Unfall 1968 innehaben sollte. Salazar nannte sein Regime *Estado Novo* (Neuer Staat) und gab ihm im Frühjahr 1933 eine ganz auf ihn zugeschnittene Verfassung. In einer manipulierten Volksabstimmung gaben die 1,3 Mio. Wahlberechtigten dieser Verfassung ihre Zustimmung. Neben einem starken Präsidenten und der in ihren Befugnissen stark eingeschränkten Nationalversammlung sah die Verfassung eine Korporativkammer vor, in der die nach Berufszweigen gegliederten „Stände“ als Konsultativorgan saßen. Die traditionellen Mittel des Arbeitskampfes, Streikrecht und Vereinigungsfreiheit, waren verboten. Diese korporativistische Staatsidee war das eigentlich Zentrale des Systems. Dahinter stand die Idee eines „Dritten Weges“ und die Absage an eine klassenkämpferische Gesellschaftskonzeption kommunistischer Provenienz ebenso wie an den Individualismus eines liberal-kapitalistischen Systems. Bei der Umgestaltung des Staates berief sich Salazar auf den „ständischen“ Gedanken der katholischen Gesellschaftslehre. Das galt auch für seine Sozialgesetzgebung – festgesetzter Lohn, Arbeitszeit und Jahresurlaub –, bei

der er sich ausdrücklich auf die kirchliche Soziallehre meinte stützen zu können. Die „einheitliche und korporative Republik“ wollte alle moralischen und sozialen Interessen der Bevölkerung harmonisieren. Anscheinend entsprachen seine praktischen Umsetzungen dem katholischen Selbstverständnis, denn von dieser Seite erhielt er die deutlichste Unterstützung für sein Staatskonzept. Trotz der formal nicht aufgehobenen Trennung von Staat und Kirche galt das römisch-katholische Bekenntnis als die traditionelle Konfession der portugiesischen Nation. 1933 autorisierte der portugiesische Episkopat die *Accao Católica Portuguesa* (ACP), deren vornehmliche Aufgabe wie in anderen Ländern darin bestand, die Gesellschaft zu rechristianisieren. Das Erziehungsministerium überließ Salazar katholischen Aktivisten, die seine Überzeugung teilten, dass Erziehung ein wichtiger Schlüssel für soziale Kontrolle und die Popularisierung traditioneller Werte sei. Anfang Mai 1940 wurden ein Konkordat und ein Missionsabkommen für die Kolonien abgeschlossen. Letzteres verpflichtete die staatlichen Schulen zum Unterricht in katholischer Religion und Sittenlehre. Die Kehrseite dieses Entgegenkommens war – ähnlich wie im Italien Mussolinis – eine strikte Begrenzung des kirchlichen Einflusses auf religiöse Angelegenheiten, während die Entscheidung über nationalpolitische Fragen allein dem Diktator vorbehalten bleiben sollte. Obwohl das Konkordat die Kirche als privilegierte Institution anerkannte, blieb eine Reihe von Gesetzen aus der Ersten Republik in Kraft: Der Religionsunterricht an den Schulen blieb freiwillig, die Zivildraufung wurde ebenso beibehalten wie die Scheidung und das 1910 durch den Staat eingezogene Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

kirchliche Eigentum wurde nicht zurück-erstattet.

Das im Falle Portugals zutage getretene Gedankengut bestimmte auch das Handeln des österreichischen Priesterpolitikers Ignaz Seipel.<sup>56</sup> Er wollte ein „christliches“ Regime mit einer „Führerpersönlichkeit“ an der Spitze aufrichten. 1921 hatte der Universitätsprofessor und Prälat Ignaz Seipel den Vorsitz der Christlichsozialen Partei übernommen, koalierte mit den Großdeutschen und dem deutsch-nationalen Landbund, lenkte bis 1929, zweimal auch als Bundeskanzler, die Geschicke des Landes und führte einen kompromisslos antimarxistischen Kulturkampf.<sup>57</sup> Pius XI. begrüßte in ihm jene starke Führungspersönlichkeit, die er in Deutschland vermisste. Wie Mussolini gehörte Seipel in den Augen des Papstes zu den „Vorherbestimmten [...] von der Vorsehung Erweckten“, die ihre Länder von einem „impotenten Parlamentarismus“ befreien.<sup>58</sup>

Ratti sollte sich in Seipel nicht täuschen: Im Zuge der Auseinandersetzungen gewannen dessen antiparlamentarische und antidemokratische Ideen immer mehr die Oberhand. Seipels Ziel bestand in der Errichtung eines Einparteienstaates unter katholischen Vorzeichen.<sup>59</sup> Auf große Sympathien stieß Seipel unter anderem in den aus den Frontkämpfervereinigungen entstandenen Heimwehren<sup>60</sup>, die von Mussolini, aber auch Ungarn<sup>61</sup> mit Geld und Waffenlieferungen unterstützt wurden.<sup>62</sup> Bei Auseinandersetzungen zwischen Heimwehrmitgliedern und dem sozialdemokratischen Republikanischen Schutzbund Ende Januar 1927 kamen ein Invalide und ein Kind zu Tode, die sich in der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Schutzbundgruppe befanden. Als das Schöffengericht die schuldigen Heimwehrmänner freisprach, rief die sozialdemokratische *Arbeiterzeitung* zu einer Demonstration vor dem Justizpalast auf. Auf Befehl Seipels schossen Polizei und Armee auf die unbewaffneten Demonstranten. Aufgrund dieser Vorfälle musste sich Seipel schließlich 1929 aus der aktiven Politik zurückziehen, hielt aber im Hintergrund weiterhin die Fäden in der Hand. „Sein Gedankengut bereitete den Austrofaschismus vor“<sup>63</sup>, urteilt der österreichische Historiker Karl Vocelka und steht damit der These, in Österreich habe sich erst infolge der nationalsozialistischen Bedrohung eine „Abwehrdiktatur“ gebildet, ablehnend gegenüber.<sup>64</sup> Bereits die Verfassungsreform von 1929 stärkte die Stellung des Bundespräsidenten zum Nachteil des Parlaments.<sup>65</sup> Nach dem Tod Seipels rückte – auf dessen ideologischer Grundlage – eine neue Generation christlichsozialer Politiker nach – allen voran Engelbert Dollfuß<sup>66</sup> und Kurt Schuschnigg<sup>67</sup>. Dollfuß wurde im Mai 1932 Bundeskanzler, schaltete mit Gewaltmaßnahmen die sozialdemokratische Opposition aus<sup>68</sup> und baute, mit Notverordnungen und dem Standrecht regierend, einen autoritären Staat auf, der in der oligarchisch-elitären Maiverfassung von 1934 gipfelte. Auf einer Rede anlässlich des 250. Jahrestages der Befreiung Wiens von der türkischen Belagerung am 11. September 1933 hatte Dollfuß alle Elemente seines Programms genannt: die Herstellung einer „neuösterreichischen Identität“ gegen die Anschlussbestrebungen des „Dritten Reiches“ und die Schaffung eines „sozialen, christlichen, deutschen Staates Österreich auf ständischer Grundlage, unter starker, autoritärer Führung“<sup>69</sup>.

Gleichzeitig erteilte er der parlamentarischen Demokratie eine programmatische Absage: „Das Parlament hat sich selbst ausgeschaltet, ist an seiner eigenen Demagogie und Formalistik zugrunde gegangen. [...] eine solche Volksvertretung, eine solche Führung unseres Volkes wird und darf nie wieder kommen [...]“<sup>70</sup>.

Zur Umsetzung dieser Vorstellungen hatte es nur eines Vorwandes bedurft, der es Dollfuß erlaubte, die Mechanismen des demokratischen Verfassungsstaates außer Kraft zu setzen. Eine solche Situation – nämlich den geschlossenen Rücktritt des Nationalratspräsidiums im März 1933 – konnte Dollfuß nutzen und einen klerikalen Ständestaat mit autoritärer Führung errichten. Der Weg Österreichs in den „Austrofaschismus“ wurde von der Römisch-katholischen Kirche wohlwollend begleitet und unterstützt.<sup>71</sup> Durch die positive Haltung des Vatikans „entstand für weite christlichsoziale Kreise [...] die Fiktion, dass ein radikal ständischer Umbau im Sinne der höchsten Autorität des politischen Katholizismus, nämlich des Papstes, war“<sup>72</sup>. Der österreichische Episkopat unterstützte diese Sicht der Dinge. In einem Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe vom 21. Dezember 1933 heißt es:

„Wenn Wir nun in diesem Hirtenschreiben offen und unzweideutig die Grundideen und Bestrebungen unserer Regierung gebilligt haben, so darf uns daraus nicht etwa der gänzlich unberechtigte Vorwurf einer parteipolitischen Stellungnahme der Kirche gemacht werden. Wir stehen voll und ganz auf dem Boden jener Grundsätze, die Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom 10. Jänner 1890 [...] in die Worte gekleidet hat [...], man muss auch in staatlichen Angelegenheiten, die vom Sittengesetz

und von der Religion nicht getrennt werden können, beständig und vorzugsweise im Auge behalten, was den Interessen des Christentums förderlich ist“ [...].“<sup>73</sup>

Mitte April 1933 war Dollfuß nach Rom gereist<sup>74</sup>, die österreichische Verhandlungsdelegation unter Schuschnigg folgte kurz darauf nach, um mit den „persönlichen Vertrauensmännern“ Pacellis<sup>75</sup>, Weihbischof Kamprath und Alois Hudal<sup>76</sup>, zu verhandeln. Pfingsten 1933 kam es zum Abschluss des Konkordats.<sup>77</sup> Für den schul- und kultusrechtlichen Teil hatten die Konkordate mit Bayern, Preußen, Baden und Italien als Vorbild gedient. Die eherechtlichen Bestimmungen, etwa die Anerkennung der kirchlich geschlossenen Ehen durch den Staat, standen im Zentrum der vatikanischen Interessen und folgten dem Lateranvertrag.<sup>78</sup> Die Kirche war nunmehr im Bundeskulturrat und in den Landtagen vertreten, der Kirchenaustritt wurde durch gesetzlichen Zwang behindert.<sup>79</sup> Am 1. Mai 1934, dem Tag der Auflösung des Mehrparteiensystems in Österreich, „wurde auch das Konkordat [...] ratifiziert], das nicht zuletzt der Preis für die Unterstützung der Kirche für das austrofaschistische System war.“<sup>80</sup>

In den gegenseitigen Dankadressen von Dollfuß und Pacelli anlässlich der Ratifizierung des Vertragswerkes kam nicht nur das Einvernehmen, sondern auch die Basis dieses Einvernehmens zum Ausdruck. Dollfuß bedankte sich bei dem Kardinalstaatssekretär mit den Kernsätzen:

„In dem Augenblicke des Inkrafttretens des Konkordates, dessen Auswirkungen der Wohlfahrt unseres Landes im höchsten Maße dienen werden, bitte ich Eure Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Eminenz, meinen ehrfurchtsvollsten Dank für die verständnisvolle und tätige Mitarbeit an dem glücklichen Zustandekommen dieses mir so am Herzen liegenden Werkes entgegennehmen zu wollen.“<sup>81</sup>

Und Pacelli replizierte:

„Die innere Hingabe und die wahrhaft staatsmännische Weisheit, mit der Euer Exzellenz sich in bedeutsamer und schwerer Zeit dem Zustandekommen dieses großen Werkes widmeten, mit dem Österreich seine staatliche Aufbauarbeit bewusst auf den Boden traditioneller Treue zu Christus und seiner Kirche stellt, ist der freudigen Zustimmung aller derer sicher, die in vertrauensvollem und harmonischem Wirken von Kirche und Staat die beste Gewähr für das wahre Wohl der Völker sehen.“<sup>82</sup>

Ernst Hanisch verweist darauf, dass der Ständestaat sowohl auf faschistischem Gedankengut als auch auf den „Traditionen des spezifisch österreichischen Autoritarismus“ basiert habe.<sup>83</sup> Wolfgang Maderthaler sieht den Versuch einer Verknüpfung von „wesentliche[n] Elemente[n] faschistischer Ideologie mit katholischem Klerikalismus“<sup>84</sup>. Dieter A. Binder spricht davon, „dass hier eine Gleichsetzung von ‚absolutistischem Gottesgnadentum‘ und ‚staatstragender Bürokratie‘ leitmotivisch intendiert“ gewesen zu sein schien.<sup>85</sup> Dollfuß’ Zeitgenosse, der aus Graz stammende und in Rom lebende Bischof Alois Hudal, brachte das Konkordat in Zusammenhang mit dem christlichen Ständestaat. 1935 schrieb er: „Dieses Konkordat findet [...] in gewisser Hinsicht seine Ergänzung und Vertiefung durch den Neuaufbau des Staates aus dem Ideal christlicher Ständeorganisationen, in dem die Schattenseiten der Demokratie und Überspitzt-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

heiten des Totalitätsstaates in kluger Weise durch einen goldenen Mittelweg vermieden werden können.“<sup>86</sup>

Österreich sollte Ausgangspunkt und Zentrum einer katholischen Restauration in Mitteleuropa werden, sollte die Rekatholisierung des Kontinents einleiten.<sup>87</sup> Auch wenn der berufsständische Aufbau in Wahrheit über marginale Ansätze nicht hinauskam, manifestierte er doch einen geradezu transzendentalen Anspruch: Dieser katholische Musterstaat leitete seine Verfassung aus päpstlichen Enzykliken ab. In Wirklichkeit propagierte er eine vormoderne Utopie mit faschistischen Zügen.

Auch *Polen* gehörte zu den „neuen Staaten“ mit katholischen Ständeidealen. In der 1921 verabschiedeten polnischen Staatsverfassung definierte sich die Zweite Polnische Republik in hohem Maße als national und katholisch, wobei letzteres zunehmend die Überhand gewann.<sup>88</sup> Das Mitte Februar 1925 unterzeichnete Konkordat privilegierte die katholische Kirche vor allen andern Konfessionen, bekräftigte die engen Beziehungen zwischen Staat und Kirche und machte den Religionsunterricht für alle öffentlichen Schulen zur Pflicht.<sup>89</sup> In keinem anderen Land Mittel- und Ostmitteleuropas besaß die katholische Kirche solche Einflussmöglichkeiten wie in Polen. Nach dem Staatsstreich Józef Pilsudskis Mitte Mai 1926 („Marsch auf Warschau“) näherte sich die ideologisch-politische Konzeption der Nationaldemokratie immer mehr dem katholischen Standpunkt an, die Angelegenheiten der Nation wurden nunmehr den Gesetzen einer thomistisch bestimmten katholischen Ethik untergeordnet. Unter den „jungen“ katholischen Nationalisten ging – mit positiver Konnota-

tion – Anfang der 30er Jahre schließlich die Parole vom „neuen Mittelalter“ um, die Losung von der Bildung eines „Katholischen Staates Polnischer Nation“<sup>90</sup>. Diese Katholisierung der polnischen Nationalideologie brachte der deutschen katholischen Minderheit jedoch keine spürbaren Erleichterungen. Pilsudski selbst, der zwischen 1899 und 1916 der Evangelisch-Augsburgischen Kirche<sup>91</sup> angehört hatte, blieb, wie die Mehrheit der Obristen, religiös eher indifferent, wenn gleich nach außen hin ein anderer Eindruck erweckt werden sollte.<sup>92</sup> Die kulturelle Verehrung um seine Person, die der von Mussolini und später Hitler oder Franco in nichts nachstand, wurzelte denn auch weniger in den katholischen Überzeugungen Pilsudskis als in dessen militärischen und politischen Taten. So schrieben seine Anhänger die Staatsgründung und den Sieg Polens über die Rote Armee 1920 allein dem Genie ihres „Führers“ zu und werteten den Maiumsturz 1926 als weiteres zentrales Grunddatum für die Wiederherstellung von Ruhm, Größe und Stärke des polnischen Staates.<sup>93</sup> Auch die rücksichtslose Ausschaltung der parlamentarischen Opposition 1930 war ein Bestandteil des Pilsudski-Mythos. Nach dem deutsch-polnischen Abkommen vom 26. Januar 1934<sup>94</sup> schloss sich die nationalsozialistische Führung dem polnischen Pilsudski-Bild an. Im Geleitwort des preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring zur autorisierten deutschsprachigen Pilsudski-Biographie „Erinnerungen und Dokumente“ heißt es: „In selbstloser und äußerster Hingabe hat Marschall Pilsudski für sein Vaterland gearbeitet. In mythischer Größe ist er schon zu Lebzeiten in die Geschichte seines Vaterlandes eingegangen. Das heutige Polen

wäre nicht ohne Pilsudski. [...] Josef Pilsudski war aber auch der Mann, der mit dem deutschen Führer und Kanzler die Voraussetzungen und Grundlagen schuf, auf denen zum Segen unserer Nationen und darüber hinaus zur Erhaltung des Friedens der Welt weitergebaut werden konnte und weitergebaut wird.“<sup>95</sup>

Das im Unterschied zum Heiligen Stuhl nationalkatholische Verständnis der polnischen Regierung wie der polnischen Geistlichkeit kam u.a. auch dadurch zum Ausdruck, dass die Forderungen der kleinen Minderheit deutscher Katholiken im Posener Land und in Mittelpolen hinsichtlich der Erhaltung ihrer kulturellen Eigentümlichkeiten kaum Unterstützung fanden.<sup>96</sup> In dem Polen zugeteilten Gebiet Oberschlesiens lebte immerhin eine Viertelmillion römischer Katholiken deutscher Sprache.<sup>97</sup> Ähnlich erging es den litauischen Katholiken im Gebiet um Wilna, wo sie die Mehrheit der Bevölkerung stellten.<sup>98</sup>

Bis zu einem gewissen Grad gehört natürlich auch *Italien* zu den „Neuen Staaten“. Lutz Klinkhammer zeigt im Einzelnen, dass es „im Verlauf der dreißiger Jahre zweifellos zu einer Christianisierung des Faschismus [...], aber ebenso zu einer Faschisierung des italienischen Katholizismus“<sup>99</sup> gekommen ist. Der politische Totalitätsanspruch des faschistischen Staates reichte tief in die Sphäre des Religiösen, wie die faschistische „Liturgie“, der Totenkult, die sonstigen Rituale, die religiöse Verehrung Mussolinis sowie der „Märtyrer“ der Bewegung und die Überhöhung der faschistischen Ideologie zur Dogmatik hinreichend belegen.<sup>100</sup> Auch darin eiferte der Nationalsozialismus dem Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

italienischen Faschismus nach.<sup>101</sup> Umgekehrt drang der religiöse Totalitätsanspruch des Heiligen Stuhls weit in den Bereich des Gesellschaftspolitischen ein, indem er – unter Berufung auf göttliches und Naturrecht – umfassende Gestaltungsansprüche für das Gemeinwesen insgesamt geltend machte. Im Rahmen dieses spannungsvollen Nebeneinanders kam es – etwa im Zusammenhang mit dem Äthiopienkrieg – zeitweise zu Allianzen, wegen des faktischen Konkurrenzverhältnisses aber auch zu Konflikten – wie 1931 wegen der Katholischen Aktion. Die einseitige Betonung der Konflikte „entstand schon 1944, um das katholische Italien vom Vorwurf der Kollaboration mit dem Faschismus freizusprechen“<sup>102</sup>. Warum sich der Vatikan so intensiv auf den Faschismus einließ, erklärt Klinkhammer mit den mittel- bis langfristigen Vorteilen für die Römisch-katholische Kirche. „À la longue bedeutete das ventennio fascista eine Abwehr des Laizismus und eine Rekatholisierung des Landes, die erst in der Exkommunizierung der Kommunisten 1949 und in der Moralisierungskampagne Pius XII. der ersten Nachkriegsjahre ihren Höhepunkt fand.“<sup>103</sup> Diese Gesichtspunkte galten mehr oder weniger für alle „Neuen Staaten“ katholischer Provenienz.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Siehe hierzu und zum Folgenden insgesamt G. Besier/F. Piombo, *Der Heilige Stuhl und Hitler-Deutschland. Die Faszination des Totalitären*, München 2004.

<sup>2</sup> Vgl. Tom Buchanan/Martin Conway (Hgg.), *Political Catholicism in Europe, 1918-1965*, Oxford 1996.

<sup>3</sup> Vgl. Michael Gehler/Wolfram Kaiser/Helmut Wohnout (Hgg.), *Christdemokratie in Europa im 20. Jahrhundert*, Wien-Köln-Weimar 2001. Zur angloamerikanischen Entwicklung vgl. Jay P. Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Corrin, *Catholic Intellectuals and the Challenge of Democracy*, Notre Dame 2002.

<sup>4</sup> Vgl. Conway, in: Buchanan/Conway, 23; siehe auch Martin Conway, *Catholic Politics in Europe 1918-1945*, London-New York 1997.

<sup>5</sup> So Conway, in: Buchanan/Conway, 13.

<sup>6</sup> Zit. nach Ernst Rudolf Huber/Wolfgang Huber (Hgg.), *Staat und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Dokumente des deutschen Staatskirchenrechts*, Bd. 3, Berlin <sup>2</sup>1990, 304.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Zit. nach E. Huber/W. Huber (Hgg.), *Staat und Kirche*, Bd. 4, 426.

<sup>9</sup> Buchanan/Conway, *Political Catholicism*, 15.

<sup>10</sup> So Alois Hudal, *Der Vatikan und die modernen Staaten*, Innsbruck 1935, 12.

<sup>11</sup> Am 23.4. 1932 ließ Kardinal Hlond einen Hirtenbrief „Um die Christlichen Grundsätze des Staatslebens“ (Poznan 1932) herausgehen. Die hier ausgeführten Grundsätze lauteten: Der Staat muss Gott anerkennen und ist ihm Verehrungsschuldig; Die Pflichten des Staates gegen Gott; Im öffentlichen Leben verpflichtet das göttliche Gesetz (Rekurs auf Leo XIII., *Immortale Dei*); Verhältnis des Staates zur Familie; Das Recht der Eltern auf die Kinder und ihre Erziehung; Staat und Kirche; Unabhängigkeit der Kirche vom Staat; Die Kirche eine Wächterin der Moral des öffentlichen Lebens.

<sup>12</sup> Emmerich Tálos hält im Falle von Österreich die Berufung auf die Enzyklika *Quadragesimo anno* für eine Farce. „Berufsständische Ordnung‘ bedeutete auch in der Realität die autoritäre Abstimmung zwischen staatlichen und gesellschaftlichen Interessen.“ Emmerich Tálos, *Das austrofaschistische Herrschaftssystem 1933-1938*, in: Wolfgang Maderthaner/Michaela Maier (Hgg.), „Der Führer bin ich selbst.“ Engelbert Dollfuß – Benito Mussolini. Briefwechsel, Wien 2004, 103-127; hier: 116.

<sup>13</sup> Vgl. Angelika Steinmaus-Pollak, *Das als Katholische Aktion organisierte Laienapostolat. Geschichte seiner Theorie und seiner kirchenrechtlichen Praxis in Deutschland (Forschungen zur Kirchenrechtswissenschaft 4)*, Würzburg 1988.

<sup>14</sup> Peter Godman, *Der Vatikan und Hitler. Die geheimen Archive*, München 2004, 35.

<sup>15</sup> Vgl. Peter Kent, *The Pope and the Duce. The International Impact of the Lateran Agreements*, New York 1981, 193. Vgl. auch Jone Gaillard

(The Attractions of Fascism for the Church of Rome, in: John Milfull (Hg.), *The Attractions of Fascism. Social Psychology and Aesthetics of the „Triumph of the Right“*, New York-Oxford-München 1990, 208), der mit Ernesto Rossi (*Il manganello e l'aspersorio*, Bari 1968, 210) Pius XI. zitiert: „[...] wenn es eine totalitäre Herrschaftsform gibt – in faktischem und rechtlichem Sinne totalitär –, ist es die Herrschaftsform der Kirche“.

<sup>16</sup> Vgl. Patrizio Foresta, *Der „katholische Totalitarismus“*. Das Papsttum und die Modernität in der Wahrnehmung Pius XI. (Ms.).

<sup>17</sup> *Acta Apostolicae Sedis (AAS)* 14 (1922), 673-700.

<sup>18</sup> *AAS* 17 (1925), 593-610.

<sup>19</sup> Siehe auch Marc Agostino, *Le Pape Pie XI et l'opinion 1922-1939* (Collection de l'École française de Rome, 150), Rome 1991, 76 ff.

<sup>20</sup> Vgl. G. Besier, *Kirche, Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert* (EDG, 50), München 2000, 14 ff.

<sup>21</sup> Vgl. Ch. Walther, *Königsherrschaft Christi*, in: *TRE XIX* (1999), 311-323.

<sup>22</sup> So P. Foresta, *Totalitarismus*.

<sup>23</sup> Vgl. Enzyklika *Quas primas* vom 11. 12. 1925, *AAS* 17 (1925), 593-610.

<sup>24</sup> Vgl. Karl Suso Frank, *Christkönig*, in: *LThK III* (1994), 1140 f.

<sup>25</sup> Francesco Malgieri/Enzo Collotti, *Chiesa cattolica e regime fascista*, in: Angelo Del Boca (Hg.), *Il regima fascista. Storia e storiografia*, Roma-Bari 1995, 166-181; hier: 174.

<sup>26</sup> Vgl. Renzo De Felice (Hg.), *Mussolini e Hitler. I rapporti segreti (1922-1933)*, Firenze 1983, 272 f.

<sup>27</sup> Vgl. Jutta Bohn, *Das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und faschistischem Staat in Italien und die Rezeption in deutschen Zentrums-kreisen (1922-1933)*, Frankfurt/M. bes. 152 ff.

<sup>28</sup> So Fulvio De Giorgi, *Linguaggi militari e mobilitazione cattolica nell' Italia fascista*, in: *Contemporanea* 5 (2002), 253-286; hier: 266.

<sup>29</sup> Giuseppe Batelli, *Chiesa, società e „devozioni politiche“*, in: *StSt* 43 (2002), 611-626; Giovanni Miccoli, *Chiesa e società in Italia dal Concilio Vaticano I (1870) al pontificio di Giovanni XIII*, in: Romano Ruggiero/Corrado Vivanti (Hgg.), *Storia d'Italia*, Bd. 5,2:I documenti, Torino 1973, 1494-1548; hier: 1521 f.

<sup>30</sup> So für Italien Pietro Scoppola (Hg.), *Chiesa e stato nella storia d'Italia. Storia documentaria dall'unità alla repubblica*, Bari 1967, 685.

<sup>31</sup> *AAS* 14 (1922), 673-680; vgl. Anton Rohrbasser/Paul Cattin (Hgg.), *Heilslehre der Kirche. Dokumente von Pius XI. bis Pius XII.*, Freiburg/Schweiz 1953, 1000 f.

<sup>32</sup> Zit. nach *Ecclesiastica. Dokumente und Nachrichten zur zeitgenössischen Kirchengeschichte* Nr. 2, VI. vom 9.1. 1926.

<sup>33</sup> Vgl. Foresta, *Der „katholische Totalitarismus“*.

<sup>34</sup> Vgl. L. Magnoni, *I Patti lateranensi e la cultura cattolica*, in: *StSt* 43 (2002), 153-165; hier: 159.

<sup>35</sup> Vgl. G. Miccoli, *Das katholische Italien und der Faschismus*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 78 (1998) 539-566; hier: 544. Siehe auch den Hirtenbrief des Bischofs von Linz, Johannes Maria Gföller, vom 27.2. 1927. Dieses soll, im Anschluss an das Rundschreiben Pius' XI. vom 11.12. 1925, den Gedanken der Autorität stärken – der elterlichen, staatlichen und kirchlichen Autorität. *Linzer Diözesanblatt* Nr. 2, 1927, 25-34. Indem die Bischöfe in aller Welt die Ausführungen des Papstes in eigenen Hirten-schreiben aufnahmen, trat eine große Multiplikationswirkung ein.

<sup>36</sup> Vgl. *AAS* 16 (1924), 133-148.

<sup>37</sup> Vgl. F. de Giorgi, *Linguaggi militari*, 274.

<sup>38</sup> Rundschreiben unseres Heiligsten Vaters Pius XI. zur sechsten Jahrhundertfeier der Heiligsprechung des Thomas von Aquin (29. Juni 1923: *Studiorum ducem*), Freiburg/Br. 1923, 31. Vgl. auch Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Pius XI. zum 300. Todestag des heiligen Märtyrers Josaphat des Erzbischofs von Polozk *ritus orientalis* (12. November 1923: *Ecclesiam Dei*), Freiburg/Br. 1923; Rundschreiben Pius XI. über die Förderung der Missionen (28. Februar 1926: *Rerum ecclesiae*), Freiburg/Br. 1926; Rundschreiben Pius XI. über den hl. Franziskus von Assisi zu seinem 700. Todestage (30. April 1926: *Rite expiatis*), Freiburg/Br. 1926; Apostolischer Brief Pius XI. zum 200jährigen Jubiläum der Heiligsprechung des heiligen Aloisius von Gonzaga (*Singulare illud* vom 13. Juni 1926), Trier 1926; Rundschreiben Pius XI. über die Förderung der wahren Einheit der Religion (6. Januar, am Feste der Erscheinung des Herrn, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004





































































































